TK. 52

Mein Testament
mit (1. Teil) Bln 1824

2 Tle

16,-- DM

Bild

2135

-2-

Johann Georg Fürst

Lehret in Ettlingen

1811

Der

Deutsche Kinderfreund.

Zweiter Theil.

Ein

Lesebuch

für

höhere Bürgerschulen

und

die untern Klassen der Gymnasien

Stadtbibliothek
Augsburg

von

F. P. Wilmsen,

Prediger an der Parochial-Kirche zu Berlin.

Augsburg,
bei Johann Jakob Lotter und Sohn.
1814.

Stadtbibliothek
Augsburg

Vorrede.

Mehrmals ist von einsichtsvollen Pädagogen darauf angetragen worden, daß man der Jugend des Mittelstandes, welche bisher von dem Gebrauch und Genuß der Schätze unserer Deutschen, besonders prosaischen, Literatur, ganz ausgeschlossen war, eine Auswahl von Lesestücken aus den klassischen Werken der Deutschen in die Hände geben sollte, an welchen und durch welche sich der Sinn für das Schöne und Erhabene bilden könne. Eine solche Deutsche Chrestomathie ist um so mehr für ein hohes Bedürfniß unserer höheren und niederen Bürgerschulen zu achten, da im Allgemeinen in diesen Schulen für die Veredlung und Erhebung des Gefühls gar nichts geschieht, indem, die dürftige und ganz mechanische Lesung der Bibel ausgenommen, der ganze Unterricht sich auf Mittheilung der allernothwendigsten Fertigkeiten und Sachkenntnisse beschränkt, und mehr geeignet ist, den Geist niederzudrücken, als ihn zu erheben. Und doch gab es vielleicht für die Deutschen nie eine Zeit, in welcher ihnen Geistes-Erhebung so nothwendig gewesen wäre, als die gegenwärtige. Auch ist zu erwarten, daß die Lehrer in unseren Bürgerschulen sich von dem trägen Mechanismus, und von der so sehr herrschenden Herzlosigkeit losmachen werden, wenn ihnen Lehrbücher in die Hände kommen, die ihrem Geiste einen höheren Schwung geben, indem sie Gefühl und Phantasie anregen, und zum angestrengten Nachdenken nöthigen.

Diese Betrachtungen haben den Verfasser bewogen, die vorliegende Sammlung zu unternehmen, und er darf hoffen, daß die großen Schwierigkeiten, welche mit der

Auswahl für eine nicht wissenschaftlich gebildete Jugend verbunden sind, ihm für diese Sammlung ein nachsichtsvolles Urtheil erwerben werden. Die Nothwendigkeit, sich auf einen Umfang von höchstens 21 1/2 Bogen zu beschränken, erzeugte eine sehr schwer zu besiegende Schwierigkeit, diese nämlich, kurze, und dennoch ein für sich bestehendes Ganzes ausmachende Stücke aufzufinden, und zwar solche, zu deren Verstehen nur ein sehr geringes Maaß von historischen und wissenschaftlichen Kenntnissen erfordert würde. Zugleich mußte sich der Sammler das unumstößliche Gesetz vorschreiben, nichts aufzunehmen, was nur im geringsten der Sittlichkeit nachtheilig werden, oder der jugendlichen Phantasie eine gefährliche Nahrung geben könnte, und doch auch dafür sorgen, daß die jungen Leser durch den Reitz des Inhalts eben so sehr, als durch den der Darstellung angezogen werden möchten. Wer dieß alles erwägt, wird dem Herausgeber keinen Vorwurf darüber machen, daß er aus diesem und jenem klassischem Schriftsteller nichts mitgetheilt, dagegen von manchen andern, die den übergangenen vielleicht um etwas nachstehen, mehr als ein Stück aufgenommen habe. Eben so wird mancher eine andere, als die gewählte Anordnung verlangen, und darüber will der Herausgeber nicht streiten, sondern die Stimmen der Einsichtsvollen sammeln, und darnach gern bey einer neuen Ausgabe die Anordnung verändern. Aus leicht einzusehenden Gründen hat sich der Herausgeber aller erklärenden Anmerkungen enthalten, und mehr dahin gestrebt, diese durch die Art der Auswahl entbehrlich zu machen. Berlin, im Mai 1810.

F. P. Wilmsen.

Inhalts-Verzeichniß.

Erster Abschnitt.

Natur- und Länderbeschreibung.

Seite.

1. Der Fang der Wallrosse, Wallfische, Seebären und Seeottern im nördlichen Weltmeere, aus Störchs Gemälde des Russischen Reichs. . 1
2. Die Hunde auf Kamtschatka, von demselben. . 16
3. Peru. Aus E. A. W. v. Zimmermann Taschenbuch der Reisen für das Jahr 1807. . . 21
4. Ueber die Steppen und Wüsten. Aus Alexander von Humboldt Ansichten der Natur 1ter Band. 34

Zweiter Abschnitt.

Fabeln.

1. Die Mücke und der Löwe, von A. G. Meißner. 46
2. Der Igel und der Maulwurf, von demselben. . 46
3. Der gewarnte Hirsch, von dems. . . . 47
4. Der Rabe und der Fuchs, von dems. . . 47
5. Das Krokodill, der Tiger und der Wandersmann, von dems. 48
6. Die zwei Pflugschaare, von dems. . . . 49
7. Der Stier und der Hund, von dems. . . 49
8. Der Luchs und der Maulwurf, von dems. . 49
9. Der Leopard und das Eichhorn, von dems. . 50
10. Die zwei Sperlinge, von dems. . . . 51
11. Der kriegerische Wolf, von Lessing. . . 52
12. Die Gans, von demselben. 52
13. Der Knabe und die Schlange, von dems. . . 52
14. Der Besitzer des Bogens, von dems. . . 53
15. Der Rabe, von dems. 54
16. Der junge und der alte Hirsch, von dems. . . 54
17. Der Pfau und der Hahn, von dems. . . 54

Seite.

18. Der Maulwurf und das Eichhörnchen, von Fulda. 54
19. Die Sonne und die Wolke, von dems. . . 55
20. Der Fuchs und die Nachtigall, von Demme. 56
21. Das verleumdete Roß, von dems. . . . 56
22. Der Hopfen und die Eiche, von dems. . . 56
23. Die Lilie und die Rose, von Herder. . . 57
24. Die Wahl der Thiere, von Luther. . . 58

Dritter Abschnitt.

Erzählungen und Gleichnisse.

1. Alexander in Afrika, von Engel. . . . 63
2. Der hungrige Araber, von Liebeskind. . 64
3. Hamet und Raschid, von dems. . . . 64
4. Die Redoute, von A. G. Meißner. . . 66
5. Mutterliebe, von Starke. 67
6. Die Wittwe zu Zehra, von Liebeskind. . 69
7. Unternimm nichts, ohne den Ausgang zu erwägen, von dems. 72
8. Der kleine (blinde) Amor, Mirtill, von einem Ungenannten. 74
9. Mirtill, von Gellert. 76
10. Samuel und Eli, von Krummacher. . . 77
11. Die Pflanzschule, von dems. 78
12. Die Blumenlese, von dems. 79
13. Das Kanarienvögelchen, von dems. . . 82
14. Das Naturvölkchen, von dems. . . . 83
15. Der Mann und das Weib, von dems. . . 87
16. Das Gebet, von dems. 89
17. Der Born der Genesung, von dems. . . 90
18. Adam und der Cherub, von dems. . . 94
19. Die Reue, von dems. 95
20. Kains Klagen, von dems. 96
21. Der Frühling, von dems. 98
22. Die Cedern auf Libanon, von dems. . . 101
23. Die Hyacinthe, von dems. 103

Seite.

Vierter Abschnitt.

Briefe.

1. Eugenia an ihre Mutter, von Hirzel. . . . 105
2. F. G. Jakobi an seinen Bruder. . . . 113
3. Rabener an Gellert. 120
4. Zwei Hochzeitbriefe D. Martin Luthers. . 123
5. Am Bord des Schiffes Katharina die Zweite, von Thümmel. 125
6. Zollikofer an Garve. 129

Fünfter Abschnitt.

Dramatische Darstellung.

Erste Abtheilung. Dialogen.

1. Joseph Timm, von Engel. . . . 131
2. Die Höhle auf Antiparos, von dem. . . 136
3. Alexander und Diogenes, vom Wieland. . 140
4. Scipio und Allucius, von Meißner. . . 142
5. Tobias Witt, von Engel. . . . 147
6. Mühe und Lohn, von Rochlitz. . . . 152

Zweite Abtheilung. Drama.

Der Edelknabe, von Engel. 152

Sechster Abschnitt.

Das prosaische Heldengedicht, oder die Idylle.

1. Palemon, von Geßner. 182
2. Die Erfindung des Saitenspiels und des Gesangs, von dems. 184

Siebenter Abschnitt.

Historische oder geschichtliche Darstellung.

Erste Abtheilung. Schilderungen großer Begebenheiten.

1. Christophero Colombo, oder die Entdeckung von Amerika, vom Prof. Voß. . . . 188

Seite.

2. Der Tod des Herzogs Karls des Kühnen, von Joh. v. Müller. 231
3. Bruder Klaus, von dems. 232
4. Die Schlacht bei Leuthen, von Archenholz. 235
5. Der Ueberfall bei Hochkirch, von dems. . . 240
6. Die Verschüttung der Dörfer Goldau, Busingen und Lowerz durch den Einsturz des Roßberges, von Hirzel. 245

Zweite Abtheilung. Charakterschilderung und Biographie.

Der Charakter und Tod des Sokrates, von Moses Mendelssohn. 249

Achter Abschnitt.

Lehrvortrag, oder dogmatische Darstellung.

Erste Abtheilung. Sentenzen, Maximen, Sittenlehren und Betrachtungen, von Hippel, Demme, einem Ungenannten (Nr. 46 bis 66.), J. P. Fried. Richter, Klinger, Niemeyer, Lafontaine, Gellert, Schleiermacher, Joh. Eremita, v. Göthe, v. Knigge, Garve, Iselin, Jerusalem, Ehrenberg, E. Wagner, J. G. Zimmermann, Pfeffel, Martin Luther. 271

Zweite Abtheilung. Kleine Abhandlungen.

1. Die Tugenden des heidnischen Alterthums, von J. A. Eberhard. 302
2. Der Mensch ist zu feineren Sinnen, zur Kunst und zur Sprache organisiret, von Herder. . 307

Dritte Abtheilung. Reden.

1. Die Würde des Menschen, von Zollikofer. 312
2. Die Gabe der Sprache, von Reinhard. . 322
3. Gedächtnißrede auf Friedrich den Zweiten, von Sack. 331

Erster Abschnitt.

Natur- und Länder-Beschreibung.

I.

Der Fang der Wallrosse, Wallfische, Seebären und Seeottern im nördlichen Weltmeere.

Alle Gewerbe der Russen auf dem nördlichen Ozean sind von großer Wichtigkeit, weil ihr Nutzen sich über das ganze Reich verbreitet, und weil der Verbrauch der Produkte, die hier gewonnen werden, allgemein ist. Die arktischen Gewässer nähren bekanntlich die großen schwimmenden Säugthiere: Wallfische, Narwal, Pottfische, Wallrosse, Delphine u. a. m., auf deren Fang mehrere europäische Nationen Schiffe ausschicken. Hier im äußersten Norden werden auch die zahllosen Schaaren von Stockfischen, Heringen und andern kleinern Fischarten erzeugt, die ganzen Ländern zur Nahrung dienen, und deren Fang mehr als eine Nation bereichert hat. So vortheilhaft aber die Fischerei auf diesen Meeren ist, so viele Beschwerlichkeiten und Gefahren sind auch mit derselben verknüpft, da die Menschen hier nicht nur mit der Stärke und List der Thiere, auf deren Fang sie ausgehen, sondern auch mit den Schrecknissen des rauhesten Himmelsstriches, und mit ungeheuren Eismassen zu kämpfen haben. Da die großen Seethiere im weißen Meere nur selten angetroffen werden, und die Küsten des nördlichen Ozeans, wegen der Unwirthbarkeit dieser öden Gegenden, fast gänzlich menschenleer sind; so betreiben die Einwohner der Stadthalterschaften Archangel und Olonez ihren Fang vorzüglich auf Spitzbergen und Nowaja Semlia; diese Inseln verdienen daher, als der vorzüglichste Schauplatz der nördlichen Fischerei, eine kurze Karakteristick, die zugleich die folgenden Nachrichten verständlicher machen wird.

Beide Inseln sind völlig unbewohnt. Wenn auch der Zufall jemals einige Unglückliche nach diesen Eilanden verschlug, so wurden sie wahrscheinlich durch die Härte des Klimas, gegen welches sie sich nicht zu schützen wußten, bald aufgerieben. Einige holländische und englische Seefahrer, die in den ersten Zeiten der Schiffahrt, auf dem nördlichen Weltmeere, auf diesen Inseln überwinterten, kamen größtentheils um, oder standen wenigstens sehr viel Elend aus. Doch ist der Aufenthalt daselbst nur denjenigen Seeleuten gefährlich, welche an ein weit gelinderes Klima gewöhnt sind, und nicht durch Kleidung, Nahrung und Bewegung dem Scharbock zu widerstehen wissen, der durch das träge eingeschloßne Leben in langen Wintern so leicht erzeugt wird. Die russischen Seefahrer von Archangel und Mesen, welche jährlich sowohl Nowaja Semlia, als Spitzbergen besuchen, wissen dem rauhen Himmelsstriche besser Trotz zu bieten. Man hat unter ihnen häufig Beispiele eines langen Aufenthalts in den Polarländern; ein Seemann aus Mesen, Fedor Rachmannin; überwinterte sechs und zwanzig mal auf Nowaja Semlia, welches er auch zweimal bloß im Sommer besuchte, lebte sechs Winter auf Spitzbergen, und befuhr fünf Jahre hindurch aus dem Jenisei die sibirischen Küsten. — Die strenge Kälte, welche hier den größten Theil des Jahres herrscht, ist bei Nordwinden am empfindlichsten; Süd- und Westwinde bringen Schnee und Regen. Ungefähr drei Monate hindurch währt auf Spitzbergen und auf dem nördlichen Nowaja Semlia eine unterbrochene Nacht. Den Holländern, welche im Jahre 1596 auf der Nordostküste dieser Insel überwinterten, wurde die Sonne den dritten November unsichtbar, und erschien ihnen wieder den vier und zwanzigsten Januar, nachdem sie schon seit mehr als vierzehn Tagen eine Art von Dämmerung gehabt hatten. Diese lange Nacht wird jedoch durch das Nordlicht erhellet, welches nur in den Polargegenden in seiner ganzen Pracht erscheint. Während der Dunkelheit wüthen bisweilen acht und mehrere Tage hindurch fürchterliche vom Schnee begleitete Orkane mit solcher Heftigkeit, daß die dort überwinternden Jäger sich nicht von ihren Hütten entfernen dürfen, aus Furcht, sie nicht wieder zu finden. In dieser

finstern Polarnacht berechnen die russischen Seeleute die Tage nach dem Brennen der Lampen, die sie alle vier und zwanzig Stunden auf's neue mit Thran füllen.

Die vorzüglichsten Gegenstände der Seejagd um Spitzbergen und Nowaja Semlia sind die Wallfische und Wallrosse; denn obgleich das Eismeer noch eine Menge anderer Seethiere nährt, die der menschlichen Industrie nützlich werden könnten; so scheint man sich doch wenig um sie zu bekümmern, oder ihren Fang nur gelegentlich als eine Nebenbeschäftigung zu betreiben. Jedes Jahr geht aus Archangel ein Schiff zum Ueberwintern nach Spitzbergen, und wenigstens eins, oft auch mehrere, nach Nowaja Semlia. Die Bewohner von Mesen, welche die theure Ausrüstung eines Schiffs zur Winterreise nicht so gut tragen können, als die Archangelschen Kaufleute, befahren nur im Sommer die Küsten dieser Länder.

Wallfische finden sich nicht allein in den höhern Regionen des Eismeeres, sondern sie treten auch in beträchtlicher Anzahl in den Meerbusen von Kola; aber diese nützlichen Seethiere, deren Produkte so gesucht sind, daß die Franzosen und Holländer deshalb ganze Flotten in das Nordmeer ausschicken, entgehen noch immer der Aufmerksamkeit der russischen Küstenbewohner. — Die Leute, welche auf den Wallroßfang ausgehen, werden dazu von einem Herrn, oder Rheder, gemiethet, der sie nicht nur mit den nöthigen Fahrzeugen, Geräthschaften und Lebensmitteln ausrüstet, sondern ihnen auch entweder einen Theil am Fange, oder einen verabredeten Lohn zugesteht. Dieser letztere beträgt jedoch selten mehr als fünf bis zehn Rubel für einen Sommer; ein unbedeutender Preis, wenn man die Mühseligkeiten und Gefahren bedenkt, die mit diesem Gewerbe verknüpft sind. Mit Proviant versehen sich die Wallroßfänger gewöhnlich auf ein Jahr, weil sie oft auf ihren Fahrten zu überwintern gezwungen sind. Jedes Fahrzeug hat einen Ofen zum Brodbacken und Kochen, wozu man das nöthige Holz mit sich nimmt. Das einzige Getränk, mit welchem sie sich versorgen, ist Wasser, woraus sie, wenn sie ans Land kommen, Quas bereiten. — Die Zeit der Abfahrt ist unbestimmt; einige gehen zu Anfange des Sommers, wenn das

weiße Meer vom Eise frei wird, andere erst im Herbste in die See, vorzüglich, wenn sie auf der Fahrt überwintern wollen. Die größte Gefahr, der sie auf dem Meere ausgesetzt sind, ist die, wenn sie von den herumtreibenden Eismassen eingeschlossen werden; in diesem Falle zerbricht das Eis durch seinen Druck die Seiten des Fahrzeuges, und die Wallroßfänger haben alsdann nur die schreckliche Wahl, entweder auf der Stelle in den Wellen begraben zu werden, oder sich auf den Eisschollen umhertreiben zu lassen, bis Frost und Hunger ihrem Leiden ein Ende machen. Indessen ist es doch zuweilen, wiewohl sehr selten, der Fall, daß solche Verunglückte auf ihren Eisschollen lebendig ans Land gebracht werden. Sobald die Wallroßfänger glücklich an dem Orte ihrer Bestimmung angekommen sind, führen sie ihre Fahrzeuge in sichere Ankerplätze, wo sie gewöhnlich schon kleine Hütten vorfinden, die frühere Seefahrer hier erbauet haben, und alsdann gehen sie in den kleinen Böten, deren jedes Fahrzeug eins oder zwei mit sich führt, auf den Fang aus. Dieß geschieht gemeiniglich an dem ersten schönen Tage, weil alsdann die Wallrosse gern auf dem Lande oder Eise auszuruhen pflegen; doch auch außerdem sind sie zuweilen genöthigt, ihr eigentliches Element auf eine Zeitlang zu verlassen, nehmlich um ihre Jungen zu werfen, oder auch um sich vor den Bissen der Seewanzen zu retten, von welchen die Wallrosse im Sommer überaus gequält werden, und denen sie nur dadurch entgehen, daß sie in ein Element flüchten, welches diesen Insekten das Leben raubt. Alle diese Ursachen zusammen genommen versammeln oft auf den Klippen oder Eisschollen große Haufen von Wallrossen. Wenn die Fänger ein solches Lager entdecken, müssen sie die Vorsicht brauchen, sich demselben gegen den Wind zu nähern, weil diese Thiere einen so feinen Geruch haben, daß sie die Annäherung der Menschen mit dem Winde schon in großer Entfernung bemerken, und sich alsdann sogleich ins Wasser begeben, dahingegen sie im entgegengesetzten Falle ungestört liegen bleiben, wenn sie auch das Boot auf sich zukommen sehen. Außerdem haben die Wallroßfänger hiebei den Vortheil, daß sie am ehesten die Orte entdecken, wo sich ihre Beute gelagert hat,

weil diese fette Thiere, besonders im Sommer, weit umher einen widerlichen Geruch verbreiten. Wenn die Fänger das Lager erreicht haben, steigen sie sogleich aus ihren Karpassen oder Böten, schneiden den Wallrossen, bloß mit ihren Picken bewaffnet, den Weg nach dem Wasser ab, und erstechen dann diejenigen Thiere, welche sich zuerst ins Meer retten wollen. Da die Wallrosse die Gewohnheit haben, über einander wegzukriechen, so entsteht aus den erstochenen bald ein Bollwerk, welches den lebenden vollends den Weg versperrt, und alsdann fahren die Fänger mit dem Morden so lange fort, bis sie alle getödtet haben. Zuweilen wird bei einem einzigen Lager eine solche Menge aufgehäuft, daß die Fahrzeuge nur die Köpfe oder Zähne fassen können, und daß man sich gezwungen sieht, das Fett und die Häute zurückzulassen.

So leicht es aber den Fängern wird, die Wallrosse auf dem Lande zu besiegen, so gefährlich ist der Kampf mit diesen Thieren, wenn sie sich in ihrem Elemente befinden. Man darf sich nur erinnern, daß die Wallrosse gewöhnlich die Größe eines guten Ochsen haben, und daß sie außer ihren scharfen Zahnen noch mit zwei langen starken Hauern versehen sind, um das Wagestück zu beurtheilen, welches mit einem Seetreffen dieser Art verbunden ist. Wenn sich nähmlich die Wallrosse ins Wasser retten, ehe sie gänzlich getödtet sind, so springen die Fänger aufs Eis, und fallen das Thier mit Harpunen an, die sie ihm in die Brust oder in die Weichen zu werfen suchen, welche an einen langen Riemen befestiget sind. Hierauf treiben sie einen Pfahl in das Eis, winden das andere Ende des langen Harpunenriemens darum und werden nun mit der Eisscholle, auf welcher sie stehen, von dem Wallrosse auf dem Meere so lange fortgezogen, bis das Thier seine Kräfte verliert, worauf sie es mit dem Riemen auf das Eis ziehen, um es vollends zu tödten. Wenn aber die Wallrosse so nahe am Wasser liegen, daß sie hineinspringen können, ehe der Angriff geschieht; so befestigen die Fänger den Riemen, wenn sie die Harpune ausgeworfen haben, nur an die vordere Spitze ihres Boots, welche alsdann von dem Thiere so tief ins Wasser gezogen wird, daß

die Fänger sich sämmtlich nach dem Hintertheil begeben müssen. Nachdem das Wallroß vergeblich versucht hat, sich von dem Riemen loßzureißen, steigt es auf die Oberfläche des Wassers herauf, und beginnt einen wüthenden Kampf mit seinen Verfolgern. In diesem Falle gelingt es ihm nicht selten, das Boot mit seinen Hauern zu zersplittern, oder es wirft sich plötzlich und mit einem abgemessenen Sprunge mitten in das Fahrzeug. Dann bleibt den darin befindlichen Leuten nichts übrig, als selbst herauszuspringen, und sich so lange an den Bord des Boots zu hängen, bis andere Wallroßfahrer ihnen in ihrer verzweifelten Lage zu Hülfe kommen können. — Um die Gefahr dieser Unglücksfälle zu vermindern, nehmen die Fänger nicht nur im Voraus alle nöthige Maaßregeln, sondern es ist auch durch Einrichtungen und Gesetze genau bestimmt, was jeder von ihnen auf der Fahrt und beim Fange zu beobachten habe. Eine solche Gesellschaft besteht gewöhnlich aus einem Herrn oder Rheder, zwei Harpunirern, zwei Tonnenleuten, einem Steuermann und einigen Ruderern, von denen jeder seine angewiesene Pflicht hat.

Obgleich die Wallrosse von den kurilischen Inseln längst der ganzen russischen Küste des nördlichen Weltmeers bis nach Norwegen, Island und Grönland hin verbreitet sind, so ist dies Gewerbe doch um Nowaja Semlia und Spitzbergen am einträglichsten; daher die Wallroßfänger sich auch am liebsten dahin begeben. Viele überwintern auf diesen unwirthbaren Inseln, um mit desto reicherer Beute zurück zu kehren, weil sie alsdann auf die weißen Bären, Rennthiere und Eisfüchse Jagd machen können. In diesem Falle bauen sie sich für den Winter kleine Hütten, welche zuweilen so mit Schnee überdeckt werden, daß niemand aus denselben heraus gehen kann. Da nun auf den genannten Inseln gar kein Holz wächst, so würden die Wallroßfänger vor Kälte umkommen müssen, wenn das Meer nicht eine Menge Treibholz ans Ufer würfe, worunter sich auch zuweilen Balken finden, die zum Häuserbau tüchtig sind. Der Thran, welcher aus dem Wallroßspeck gewonnen wird, dient sowohl zum Seifensieden, als zur Bereitung des Leders und zum Lampenfeuer; außerdem machen ver-

schiedene Künstler und Handwerker noch mannichfaltigen Gebrauch davon. — Die Wallroßhäute werden, so wie sie aus der See gebracht sind, unter freiem Himmel auf Stangen aufgehängt, bis sie steif werden, da man sie alsdann zu weiterm Gebrauch zubereitet. Man macht daraus Riemen zu Wagen, Pferdegeschirren u. dgl.; aus den Abschnitzeln wird ein sehr guter Leim für die Papierfabriken verfertigt. Eine Wallroßhaut kostet gewöhnlich drei, vier und mehrere Rubel. — Die Wallroßzähne werden theils nach St. Petersburg und Moskwa verführt, theils auch in Archangel und den dortigen Gegenden verarbeitet. Man verfertigt daselbst aus diesen Zähnen allerlei niedliches Schnitzwerk, Käschen, Messerstiele, Kartenmarken, Schachfiguren u. dgl., die nach der Sauberkeit der Arbeit und der Weiße des Zahns mehr oder weniger im Preise stehen. Die Dichtigkeit dieser Zähne macht sie so schwer, daß zuweilen fünf der größten Hauer über ein Pud wiegen; sie sind so weiß wie Elfenbein, vor welchem sie noch den Vorzug haben, daß sie fester sind, und im Gebrauche nicht so bald gelb werden. Ein Pud der größten Wallroßzähne gilt zur Stelle zwanzig bis dreißig Rubel.

Zu eben dieser Klasse gehört in mehr als einer Hinsicht der Wallfisch. An den Küsten von Kamtschatka ist dieses große Seethier so häufig, daß man es beim Ablaufen des Wassers oft schlafend am Meerufer gewahr wird, und daß es die Fische bis in die Häfen verfolgt Nicht selten werden hier die Wallfische auch todt ans Land geworfen, welches die Kamtschadalen für einen sehr glücklichen Zufall halten, da der Fang derselben mit großer Gefahr und vielen Beschwerlichkeiten verknüpft ist. An der südlichsten Spitze von Kamtschatka fahren die Einwohner mit Baidaren oder kleinen Kähnen in das Meer, suchen die schlafenden Wallfische auf, die sie mit vergifteten Pfeilen verwunden, und überlassen es ihrem guten Glück, ob das Thier, hiedurch getödtet, und an ihre Ufer geworfen wird. In den nördlichen Gegenden dieser Halbinsel fängt man die Wallfische in großen Netzen, die aus dicken gehärteten Riemen von Wallroßhäuten gemacht, und gegen die Mündung der Meerbusen mit schweren Steinen ins Wasser gesenkt

werden. Wenn das Thier sich hierein verwickelt, so kostet ihm das Bestreben, sich loszureißen, gewöhnlich das Leben, und alsdann wird es von den Fängern unter vielen religiösen und abentheuerlichen Zeremonien nach dem Ufer gebracht und geschlachtet. Unter allen Völkerschaften dieser Gegenden aber, läßt sich keine den Wallfischfang so angelegen seyn, als die Tschuktschen und die Art ihres Fanges kommt der europäischen am nächsten. Sie rudern nähmlich in sehr großen Baidaren, acht bis zehn Mann stark, in die See; wenn sie einen Wallfisch treffen, so nähert sich ihm eins von diesen Fahrzeugen, und der darin befindliche Jäger stößt ihm einen Spieß in den Leib, dessen eiserner oder hölzerner Haken sitzen bleibt, dagegen der Stiel heraus gezogen wird. An dem Haken ist ein Riemen befestigt, dessen Länge mehrere hundert Klafter beträgt, und welcher aufgewickelt in dem Kahne liegt. Diesen Riemen hält der Jäger fest, und folgt, vermittelst desselben, den gewaltsamsten Bewegungen des tobenden Thieres; geht es in die Tiefe, so läßt er den Riemen nach; kommt es empor, so zieht er denselben wieder an sich, wobei eine an den Riemen befestigte Blase das Merkzeichen ist, woran er erkennt, wohin sich der Wallfisch begiebt. Sobald der Wallfisch zum erstenmale wieder aufsteigt, fällt ihn der zweite Kahn auf eben die Weise an, und dieß wird von mehreren Fahrzeugen so lange wiederholt, bis sie sich insgesamt an ihn befestigt und ihn hinlänglich abgemattet haben. Alsdann beginnen sie plötzlich ein großes Geschrey, wodurch das wüthende Thier so irre gemacht wird, daß es gegen das Land zueilt, und sich selbst mit der größten Gewalt auf das Ufer stößt, wo es dann sehr leicht vollends getödtet wird. Auf den mehresten Inseln des russischen Archipels ist eben diese Art des Fanges gebräuchlich. Die Tschuktschen verlassen sich hiebei so sehr auf ihren Muth und ihre Geschicklichkeit, daß sie von den todt ausgeworfenen Wallfischen nur das Fett benutzen. — Der Gebrauch, den die Anwohner des östlichen Weltmeeres von den Produkten dieses Fanges machen, ist sonderbar und mannichfaltig. Das Fleisch des Wallfisches, so hart und grob es ist, läßt sich nicht lange halten; es wird daher entweder so:

gleich aufgezehrt, oder in der Luft getrocknet. Die Haut wird von dem Speck abgesondert, geschabt, geräuchert, und, um sie geschmeidig zu machen, geschlagen; man verarbeitet sie zu Riemen und Schuhsohlen, die von solcher Stärke sind, daß sie sich zu keiner Zeit abnutzen oder unbrauchbar werden. Das Fett wird in Gruben, die mit heißen Steinen angefüllt sind, von dem Thrane gereinigt, und giebt alsdann einen wohlschmeckenden Speck. Den Thran, der sowohl zum Schmelzen, als zum Brennen in den Lampen dient, füllt man in die gereinigten Gedärme, die statt der Tonnen oder Fässer gebraucht werden, und in denen man überhaupt flüssige Sachen aufbewahrt. Mit dem Fischbein fügen die Kamtschadalen ihre Baidaren zusammen, oder sie machen Fischernetze, Fuchsfallen und Wassereimer daraus. Aus den Knochen der Unterkiefer verfertigen sie Schlittenläufer, Messerhefte und Ringe zu ihrem Hundegeschirre. Die Sehnen dienen zu Bindfaden, und die Rückenwirbel werden als Stampfmörser gebraucht. — Das östliche Weltmeer enthält, außer dem Wallfische, noch eine beträchtliche Menge großer und merkwürdiger Seethiere, von denen wir aber nur diejenigen anführen wollen, die durch ihren Fang die Industrie beschäftigen, und für die Bedürfnisse des Lebens nützlich werden. Hieher kann man besonders die Seebären, Seelöwen, Seekühe und Seeottern rechnen, die sämmtlich in dem genannten Ozean zu Hause sind.

Der Seebär findet sich heerdenweise im östlichen Weltmeere vorzüglich zwischen den kurilischen und aleutischen Inseln. Die größten dieser Thiere haben neunzig Englische Zoll Länge und wiegen achtzehn bis zwanzig Pud. Sie sehen keinem Landthiere ähnlicher als dem Bären, nur die Füße und den Hintertheil des Leibes ausgenommen, der sich in eine konische Gestalt verliert. Das Sonderbarste im Bau dieser Thiere sind ihre floßfederartigen Füße, die nicht nur Gelenke und Zehen haben, wodurch sie in den Stand gesetzt werden, auf dem Lande zu gehen, sich wie die Hunde auf ihre Hinterbeine zu setzen, und ihre Tatzen auf mannichfaltige Art zu gebrauchen; sondern die auch, vermöge der Lappen, womit die Zehen verbunden sind, zugleich zum

Schwimmen dienen. — Die Sitten dieser Seethiere haben so viel Eigenthümliches und Sonderbares, daß man die Schilderung derselben für fabelhaft halten sollte, wenn sie nicht durch das Zeugniß eines scharfsinnigen und gelehrten Beobachters beglaubigt wäre. Die Liebe der Mütter für ihre Jungen ist überaus groß; und jene suchen diese durch allerlei Spiele zu ergötzen. Wenn man diesen Spielen zusieht, so scheint es, als ob sie sich im Streiten üben wollten; eins sucht das andre nieder zu werfen, und, wenn der Vater brummend hinzu kommt, jagt er die Streitenden aus einander, schmeichelt dem Sieger, und versucht auch wohl selbst, ihn auf die Erde nieder zu stoßen; je mehr dieser sich widersetzt, desto mehr gewinnt er in der Liebe der Eltern, denen hingegen ihre trägen oder furchtsamen Kinder wenig Freude zu machen scheinen. Obgleich die Vielweiberey unter den Seebären herrschend ist, und mancher unter ihnen bis fünfzig Weiber hat, so bewacht doch jeder die seinigen mit großer Eifersucht, und wird überaus wüthend, wenn ein Fremder ihnen zu nahe kommt. Selbst wenn sie zu Tausenden am Ufer liegen, sind sie doch immer Familienweise in Heerden getheilt, und eben auf die Art schwimmen sie auch im Meere beisammen. Die alten, welche keine Weiber mehr haben, leben einsam, und sind die allergrimmigsten; diese bringen oft einen ganzen Monat auf dem Lande mit schlafen zu, ohne etwas zu genießen; was sich ihnen aber von Menschen und Thieren nähert, fallen sie mit der größten Wuth an. Die Seebären liefern sich zuweilen unter einander blutige Schlachten, die gewöhnlich ihre Eifersucht wegen der Weiber, oder wegen eines guten Lagerplatzes zur Ursache haben. Wenn zwei wider Einen streiten, so kommen andere der schwächern Parthei zu Hülfe, und während des Kampfes heben die Zuschauer ihre Köpfe schwimmend aus dem Meere, und sehen eine Zeit lang ruhig zu, bis auch sie Beweggründe finden, sich unter die Kämpfenden zu mischen. Zuweilen bedecken diese kriegenden Heere eine Uferstrecke von zwei bis drei Werften, und rings umher erschallt ihr schreckliches Brummen und Brüllen. Oft machen die Streiter während des Kampfes einen stundenlangen Stillstand, um sich zu erholen, wobei sie

sich ohne Gefahr neben einander legen; dann stehen beide Partheien wieder auf, jede nimmt ihren Platz ein, und der Kampf beginnt von neuem mit verdoppelter Wuth. Dieser geht so weit, daß sie sich ins Meer verfolgen, da dann der siegende Theil seinen Feind wieder ans Land zieht, und ihn so lange mit Bissen martert, bis er erschöpft liegen bleibt, und noch bei seinem Leben eine Beute hungriger Raubvögel wird. —

Die Felle der Seebären haben keinen großen Werth; da ihre Haare schwarz, dicht und sehr straubicht sind, und auch die Haut sehr dick und schwer ist, so werden sie nur wie Seehundsfelle benutzt, um Koffer damit zu überziehen. Unter den langen Haaren, dicht an der Haut, liegt, wie bei den Bibern, eine feinere Wolle, die eine schwarz glänzende Farbe hat. Die Felle der Jungen, die den trächtigen Weibern ausgeschnitten werden, sind bei weitem schöner, und haben unter den Sibiriaken, die aus denselben ganze Kleider machen, einen großen Werth. —

Der Seelöwe kommt sowohl in seiner äußern Gestalt als in dem Baue seiner innern Theile dem Seebären sehr gleich; nur ist er doppelt so groß und schwer, und außerdem haben die männlichen Seelöwen noch eine krause Mähne um den Hals. So fürchterlich der Anblick dieses Thieres ist, und so wüthend es sich auch im Nothfalle vertheidiget, so begiebt es sich doch vor den Menschen sogleich auf die Flucht, und ins Meer. In diesem seinem wahren Elemente wagt kein Jäger es anzugreifen, sondern man sucht es gewöhnlich im Schlafe zu überfallen. Wenn dies einem Jäger gelingt, der sich auf seine Kräfte und seine Geschwindigkeit im Laufen verlassen kann, so nähert er sich dem schlafenden Thiere gegen den Wind, um nicht durch den Geruch desselben verrathen zu werden, und bohrt ihm den vorbesagten Hakenspieß durch die Vorderfüße, während andere beschäftigt sind, den am Haken befestigten Riemen um einen in die Erde getriebenen Pfahl zu winden. Hierauf wird das Thier, das auf diese Weise nicht leicht entfliehen kann, mit vergifteten Pfeilen angeschossen, oder mit Keulen erschlagen. Oft sucht man es auch nur mit vergifteten Pfeilen zu verwunden, und überläßt es dann seinem

Schicksale; weil das Meerwasser die Schmerzen seiner Wunde vermehrt, so eilt es bald wieder an das Ufer, wo es dann todt oder lebend die Beute seines Fängers wird. Die Jagd dieser Thiere setzt so viel Muth und Gewandheit voraus, daß ein Kamschadale, der einigemal glücklich auf derselben gewesen ist, für einen Helden gilt, und die übrige Zeit seines Lebens in besonderm Ansehen steht. Nicht selten gehn auch die Fänger mit ihren aus Häuten und Baumrinden verfertigten Kähnen vier bis fünf deutsche Meilen weit ins Meer auf diese gefahrliche Seejagd.

So zartlich die Seebären ihre Jungen lieben, so wenig Instinkt scheinen die Seelöwen für die ihrigen zu haben; die blutigen Händel jener Thiere hingegen sind auch bei ihnen gebräuchlich. Sie lagern sich an dem nahmlichen Orte mit den Seebären, die ihnen aus Furcht die besten Plätze abtreten, und sich nie in ihre innere Zwistigkeiten mischen, obgleich die Seelöwen dies bei ihnen so oft zu thun pflegen, als sie Gelegenheit dazu haben. Der Nutzen dieser Thiere ist nicht unbedeutend. Sowohl die Fetthaut, als das Fleisch derselben, ist überaus süß und wohlschmeckend, und die Flossfedern an den Füßen geben einen Gallert, der unter den Kamtschadalen für einen Leckerbissen gilt. Aus der Haut bereitet man Leder und Riemen, die zum Fange eben dieser und mancher andern Seethiere benutzt werden.

Ein drittes hieher gehöriges Thier ist die Seekuh, welche von den Spaniern Manati genannt wird, und sich sowohl an der östlichen als westlichen Küste von Amerika findet. Die größten dieser Thiere sind vier bis fünf Klafter lang, und um die Gegend des Nabels, wo sie den stärksten Umfang haben, viertehalb Klafter dick. Der Kopf gleicht einem Büffelskopf, und ist durch einen kurzen Hals mit dem übrigen Körper verbunden. Die Vorderfüße bestehen aus zwei Gelenken, deren äußerstes Ende eine Aehnlichkeit mit einem Pferdefuße hat, und unten mit vielen kurzen Borsten versehen ist, deren sich das Thier bedient, um die Seekräuter, die seine Nahrung sind, von den Steinen abzukratzen. Der Rücken ist wie bei einem Ochsen; der große Umfang des Bauchs nimmt mit einem male ab, der Schwanz

selbst aber wird nach der Floßfeder zu, die statt der Hinterfüße dient, immer dünner. — Diese Thiere lieben feuchte und sandige Oerter, am Ufer des Meers, daher sie sich an den Flußmündungen in ganzen Heerden zu lagern pflegen, und hier so zahm sind, daß man sie streicheln und nach ihnen schlagen kann. Die männlichen Geschöpfe scheinen nur mit einem Weibchen zu leben, wenigstens besteht eine Heerde gewöhnlich nur aus zwei Alten von verschiedenen Geschlechtern, einem erwachsenen und einem kleinen Jungen. Ihre Eßlust ist so unersättlich, daß sie deshalb den Kopf fast beständig unter dem Wasser halten, und um ihre Sicherheit wenig bekümmert sind. — Der Fang dieser Thiere geschieht mit großen eisernen mit Widerhaken versehenen Spießen, die an einem langen und starken Seil befestigt sind. Die Jäger rudern behutsam auf eine Heerde zu, und der Fänger, der in dem Vordertheil des Kahnes steht, wirft den Haken auf das Thier, welches hierauf von den auf dem Lande befindlichen Leuten vermittelst des Seils an das Ufer gezogen wird. Da hiezu aber wenigstens dreißig Menschen erforderlich sind, und das Thier sich mit der äußersten Anstrengung seiner Kräfte widersetzt, so folgt der Kahn demselben, und die Fänger suchen es durch Verwundungen kraftlos zu machen. Sobald die in der Nähe vorhandenen Seekühe die Gefahr ihres Gesellschafters merken, eilen sie zu seiner Hülfe herbei. Einige versuchen deswegen mit ihrem Rücken den Kahn umzustoßen, andere legen sich über das Seil und bemühen sich es dadurch zu zerreißen, oder sie schlagen mit den Schwänzen, um den Haken aus der Haut des verwundeten Thieres zu bringen, welches ihnen auch zuweilen gelingt. — Die dicke und starke Haut dieser Thiere wird von den Amerikanern zu Fußsohlen und Gürteln benutzt; die Tschuktschen spannen sie mit Stöcken aus und gebrauchen sie als Kähne. Das Fleisch der Seekühe hat zwar gröbere Faden als das Rindfleisch, aber gekocht ist es diesem im Geschmack sehr ähnlich, und hat noch den Vorzug, daß es selbst in den heißesten Tagen nicht leicht in Fäulniß übergeht; das Fleisch der jungen Kälber ist jedoch bei weitem zarter. Das Fett unter der Haut, welches eine Hand breit den ganzen

Leib umgiebt, ist weiß und flüssig, riecht und schmeckt sehr angenehm, und giebt, wenn es gekocht ist, eine im Geschmack dem Mandelöl ähnliche Butter. Da die Menge dieser Thiere um Kamtschatka überaus groß ist, und ein einziges derselben ungefähr zweihundert Pud oder achttausend Pfund wiegt, so könnte diese Nahrung allein hinreichen, alle Einwohner auf das ganze Jahr mit gesundem und schmackhaftem Fleisch zu versorgen.

Die Seeotter, die mit Unrecht der kamtschatkische Biber genannt wird, unterscheidet sich von der Flußotter bloß darin, daß sie sich im Meer aufhält, fast um die Hälfte größer ist, und an Schönheit der Haare dem Biber näher kommt. Sie ist unstreitig ein amerikanisches Seethier; und an der Küste von Asien nur ein Fremdling, wo sie sich im sogenannten Bibermeer aufhält. Ihre Länge beträgt gewöhnlich fünf, und ihr Umfang an der dicksten Stelle des Leibes drei Schuh; die größten dieser Thiere wiegen etwa siebenzig bis achtzig Pfund. Ihr Fell übertrifft an Länge, Schönheit, Schwärze und Glanz der Haare die Felle der Flußbiber bei weitem. Ein solches Fell wird auf Kamtschatka mit zwanzig, in Jakutsk mit dreißig, in Irkutsk mit vierzig bis fünfzig, an der chinesischen Grenze im Tauschhandel aber mit achtzig bis hundert Rubel bezahlt. Das Fleisch dieser Thiere ist ziemlich schmackhaft, und sogar das der Weibchen ist, wider die gewöhnlichen Gesetze der Natur, kurz vor und nach der Werfzeit am besten. Die Nahrung der Seeottern besteht in Seekrebsen, Konchilien, kleinen Fischen, einigem Seekraut, und auch in Fleisch. Es ist kein Zweifel, daß diese nützlichen Thiere, wenn man die Kosten daran wenden wollte, nach Rußland überbracht, und hier zahm gemacht werden könnten, da sie sich eben so gern in Landseen, Flüssen und Teichen als im Meer aufzuhalten pflegen. — Den Sitten nach ist keins unter allen hier genannten Thieren so kurzweilig und angenehm als dieses, wegen seines Fells so sehr gesuchte Geschöpf. Sie liegen am liebsten Familienweise beisammen. Das Männchen liebkoset dem Weibchen mit seinen Vordertatzen, deren es sich auf eine künstliche Weise zu allerlei Verrichtungen bedient, und das Weibchen spielt mit seinen Jungen

und weiset die Liebkosungen des Vaters mit verstellter Sprödigkeit von sich. Ihre Liebe für ihre Jungen ist so groß, daß sie nicht nur das Aeußerste zur Rettung derselben unternehmen, sondern sich auch über den Verlust derselben nicht selten zu Tode grämen. Auf der Flucht nehmen sie ihre Säuglinge ins Maul, und treiben die Erwachsenen vor sich her. Wenn sie das Glück haben ihren Verfolgern zu entgehen, so verspotten sie diese, sobald sie in der See sind. Bald stellen sie sich senkrecht ins Wasser und hüpfen mit den Wellen, halten auch wohl eine Vordertatze über die Augen, als ob sie jemand unter der Sonne scharf ansehen wollten; bald legen sie sich auf den Rücken und schaben sich mit den Vorderfüßen den Bauch; bald werfen sie ihre Jungen ins Wasser, und fangen sie wieder. Wenn eine Seeotter eingeholt wird, und keine Rettung mehr sieht, so bläst und zischt sie wie eine erbitterte Katze; erhält sie einen Schlag, so macht sie sich sogleich zum Sterben bereit; sie legt sich nämlich auf die Seite, zieht die Hinterfüße an sich, und bedeckt mit den Vordertatzen die Augen. Die Kurilen gehen im Frühjahr in ledernen Kähnen oder Baidaren zehn und mehr Werste weit auf den Fang dieses Thiers in die See. Wenn sie eine Seeotter ereilen, so schießen sie sogleich Pfeile auf dieselbe ab, und da das Thier, des Athemholens wegen, nicht lange unter dem Wasser bleiben kann, so stellt es sich nach kurzen Zwischenräumen immer von neuem den Anfällen seiner Feinde bloß. An den aufsteigenden Blasen merken die Jäger, wohin es sich wendet, und dahin folgt auch das Fahrzeug. Wenn es endlich erschöpft und athemlos auf der Oberfläche des Wassers ausruhen will, so tödtet man es mit einer Lanze. — Zuweilen gerathen die Seeottern in Stellnetze, mit welchen man sie ebenfalls fängt, und dann pflegen sie sich aus Verzweiflung unter einander selbst zu zerfleischen. — Nichts aber ist fürchterlicher anzusehen, als die Jagd der Seeottern auf dem Treibeise, wo man sie mit Keulen schlägt. Der Eisgang an den Küsten des Weltmeers ist gemeiniglich von einem schrecklichen Sturm und Schneegestöber begleitet, und doch scheuen sich die Jäger nicht, auch die dunkelste Nacht zu diesem Fange zu be-

nutzen. Sie laufen und springen ohne Furcht auf den Eisschollen fort, selbst wenn diese im Treiben sind, und von den Wellen bald emporgehoben, bald in den Abgrund geschleudert werden. Jeder Jäger hat ein Messer bei sich, eine Stange in der Hand, und Schneeschuhe an den Füßen, die mit Haken versehen sind, um sich auf dem Eise, besonders wenn es sich thürmt, festhalten zu können. Da die Häute gleich abgenommen werden müssen, so verrichten die Kurilen und Kamtschadalen diese Arbeit mitten unter der Gefahr und dem Brausen der schwimmenden Eismassen mit unglaublicher Geschwindigkeit. Wenn das Glück ihnen günstig ist, so bringen sie ihre Beute ans Land; oft aber werden sie mit dem Eise immer tiefer in die See getrieben, und dann müssen sie alles fahren lassen, um nur an ihre eigene Rettung zu denken. Die geübteren helfen sich mit Schwimmen; andere befestigen sich mit Stricken an ihre Hunde, von denen sie treulich ans Ufer gezogen werden. Doch begegnen ihnen diese Unglücksfälle nur, wenn der Wind sich plötzlich ändert; denn sie unternehmen die Jagd selten anders, als wenn dieser das Eis nach dem Lande zu treibt. Bei günstigem Wetter laufen sie so weit, daß sie das Ufer aus dem Gesicht verlieren, zuweilen wagen sie sich sogar über den Kanal, der die beiden ersten kurilischen Inseln trennt. — Unter allen genannten Thieren des östlichen Weltmeers ist keines wichtiger für den Handel, als die Seeotter, deren schönes Fell überall gesucht und in China sehr theuer bezahlt wird.

11.

Die Hunde auf Kamtschatka.

Eine Thiergattung, die zwar in allen Ländern zu den Hausthieren gehört, aber nur in Rußland auf eine höchst sonderbare Art zum Nutzen und zur Bequemlichkeit der Menschen angewendet wird, sind die Hunde, von denen man fast bei allen Nomaden zahlreiche Heerden findet, und die besonders bei den Kamtschadalen, Ostjäken, östlichen Samojeden, Tungusen und bei einigen Stäm-

Stämmen der Manschuren als Zugvieh gebraucht werden; eine Bestimmung, die sie sogar unter den Russen in der Irkutskischen Statthalterschaft haben, wo sie in einigen Gegenden die Stelle der Postpferde vertreten. Nirgends aber ist die Zucht dieser Thiere so wichtig und nothwendig, als in Kamtschatka, wo sie die einzige Gattung von zahmen einheimischen Thieren ausmachen, und wo man ihrer eben so wenig entbehren kann, als in andern Ländern des Hornviehs, oder der Pferde. Die Kamtschatkischen Hunde sind in der Größe und Gestalt nur wenig von den großen russischen Bauerhunden verschieden; aber ihre Sitten haben sie durch die Art ihrer Erziehung, Nahrung und Behandlung fast ganzlich geändert. Sie werden für die besten und dauerhaftesten Läufer unter allen sibirischen Hunden gehalten, und ihr Feuer ist so groß, daß sie sich oft im Ziehen die Glieder verrenken, und daß ihre Haare sich von der heftigen Anstrengung, durch welche das Blut in die äußern Theile getrieben wird, röthlich färben. Sie besitzen so viel Kräfte, daß vier derselben, die man gewöhnlich vor einen Schlitten spannt, drei erwachsene Menschen, nebst anderthalb Pud Gepack mit großer Leichtigkeit fortziehen. Die gewöhnliche Ladung auf vier Hunde betragt fünf bis sechs Pud, und ein einzelner Mann kann auf diese Weise bei schlechten Wegen dreißig bis vierzig, bei guten aber achtzig bis hundert und vierzig Werste in einem Tage zurücklegen. Der hohe Schnee, über welchen die Hunde ohne einzubrechen, weglaufen; die steilen Gebirge und engen Thäler; die dichten unwegsamen Walder; die vielen Ströme und Quellen, die entweder gar nicht, oder nicht fest genug zufrieren; die Stürme, welche den Schnee verwehen, und keine gebahnten Wege möglich machen — alle diese Umstande zusammengenommen würden das Reisen mit Pferden, selbst bei dem größten Ueberfluß an denselben, im Winter wenigstens, verhindern, und es ist also sehr wahrscheinlich, daß die Hunde, auch bei der größten Kultur, die Kamtschatka erhalten könnte, immer die vorzüglichsten und brauchbarsten Zugthiere bleiben werden. Auch ist die Liebhaberei für Hunde hier so groß, als sie es anderswo für Pferde ist, und nicht selten wendet man betrachtliche Summen auf

den Ankauf derselben, und auf die Schönheit ihres Geschirrs. — Die Art, wie diese Thiere zu ihrer seltsamen Bestimmung erzogen werden, hat einen so großen Einfluß auf die individuellen Eigenthümlichkeiten der ganzen Gattung, daß ihre Beschreibung selbst für den philosophischen Leser nicht ohne Interesse seyn wird. Zu eigentlichen Zughunden sucht man vorzüglich diejenigen aus, die hohe Füße, lange Ohren, eine spitzige Schnautze, ein breites Kreuz und dicke Köpfe haben, und eine größere Munterkeit verrathen. Sobald diese Thiere sehen können, werden sie in eine finstere Grube geworfen, wo sie so lange eingeschlossen bleiben, bis man sie für stark genug hält, einen Versuch mit ihnen anstellen zu können. Alsdann spannt man sie mit andern gelernten Hunden an den Schlitten, vor welchem sie aus allen Kräften laufen, weil sie durch das Licht und durch so viele unbekannte Gegenstände in Schrecken gesetzt sind. Nach dieser kurzen Probe werden sie abermals in ihren finstern Kerker gesperrt, und diese Uebung wird so lange wiederholt, bis sie des Ziehens gewohnt und ihrem Führer folgsam geworden sind. Von diesem Augenblick an beginnt ihr härtestes Schicksal, das nur durch die kurze Erholung gemildert wird, die ihnen der Sommer gewährt. Da sie in dieser Jahreszeit von keinem Nutzen sind, so bekümmert sich auch niemand um sie, sondern sie genießen einer völligen Freiheit, welche sie vorzüglich zur Stillung ihres Hungers benutzen. Ihre einzige Nahrung besteht in Fischen, denen sie diese ganze Zeit über an den Flüssen auflauern, und die sie mit vieler Behendigkeit und List zu fangen wissen. Wenn sie einen Ueberfluß an denselben haben, fressen sie, gleich den Bären, nur die Köpfe, und lassen den Ueberrest liegen. Doch diese Ruhe dauert nur bis in den Oktober, da jeder Eigenthümer seine Hunde versammelt, und in der Nähe seiner Wohnung anbindet, wo sie zuerst weidlich hungern müssen, um sich ihres überflüssigen Fetts zu entladen, am dadurch zum Laufen behender zu werden. Sobald der erste Schnee fällt, geht ihre Plagezeit an, und dann hört man Tag und Nacht ihr schreckliches Geheul, wodurch sie gleichsam ihr hartes Schicksal zu beklagen scheinen. Bei dem schweren Loos, das diese Thiere den Winter

hindurch zu tragen haben, besteht ihre Kost nur aus gesäuerten, oder in Fäulniß übergegangenen und getrockneten Fischen, und doch werden ihnen erstere als die bessere Speise nur zur Erquickung und Stärkung gereicht, weil man bemerkt hat, daß sie weichlich werden und leichter ermüden, wenn sie diese Delikatesse kurz vor dem Antritt einer Reise erhalten. Ihr gewöhnlichstes Futter sind verschimmelt und an der Luft getrocknete Fische, ein Schmaus, bei welchem sie sich selten anders als mit blutendem Maul sättigen können, weil Gräten und Zähne den größten Theil desselben ausmachen. Für diese Härte aber rächen sie sich auch durch ihre erstaunliche Gefräßigkeit, die keinen Gegenstand verschont, dessen sie habhaft werden können. Mit diebischer List steigen sie die Leitern hinauf in die luftigen Vorrathskammern ihrer tyrannischen Herren; mit unnatürlichem Heißhunger fressen sie Riemen und Lederwerk an, wo sie es finden; und so weit geht ihre Entartung, daß selten ein Kamtschadale den unedlern Bedürfnissen der Natur gehorsamen kann, ohne sich mit einem Prügel zu bewaffnen, weil jedesmal eine hungrige Heerde bereit ist, sich in dem Streit um die ekelhafteste Nahrung bis auf das Blut zu zerfleischen.

Aber nicht bloß in ihrer Gefräßigkeit, sondern in der ganzen Eigenthümlichkeit der thierischen Sitten zeigt sich diese Entartung. Statt der Wachsamkeit, Treue und Anhänglichkeit, die der Hund überall seinem Ernährer zeigt, haben die kamtschatkischen Hunde den Charakter heimtückischer Sklaven angenommen. Scheu und unfreundlich meiden sie ihren Herrn, unbekümmert um die Sicherheit seines Eigenthums, das sie gegen keinen Unbekannten zu vertheidigen wagen. Furchtsam und traurig schleichen sie einzeln umher, und blicken beständig aus Mißtrauen um sich. Mit List und Betrug muß man sie vor die Schlitten zu spannen suchen: während dies geschieht, strecken sie sammtlich ihre Köpfe empor, und erheben ein wehmüthiges Geschrei, sobald aber die Fahrt beginnt, verstummen sie plötzlich, und dann scheinen sie durch hundert tückische Streiche wetteifernd die Geduld ihres Führers ermüden, oder sein Leben in Gefahr bringen zu wollen. Wenn sie an eine gefährliche

Stelle kommen, verdoppeln sie ihre Schnelligkeit im Laufen, und um nicht von einem steilen Berge heruntergestürzt oder in einen Fluß geworfen zu werden, sieht man sich gewöhnlich gezwungen, ihnen den Schlitten zu überlassen, den man selten anders als zerbrochen, und erst beim nächsten Dorfe wieder findet, wenn es ihnen nicht gelungen ist, sich gänzlich in Freiheit zu setzen.

Doch so entartet auch die Hunde auf Kamtschatka sind, so fehlt es ihnen dennoch nicht an Eigenschaften, wodurch sie den Menschen mit ihrem guten Willen nützlich werden können. Außer dem Vortheil, daß man mit diesen leichten Geschöpfen in den unwegsamsten Gebirgen und über den tiefsten Schnee fortkommen kann, sind sie auch treffliche Wegweiser, die in der größten Dunkelheit und beim fürchterlichsten Schneegestöber das Ziel der Fahrt zu finden wissen. Wird der Sturm so heftig, daß man liegen bleiben muß, wie dies nicht selten geschieht, so legen sich die Hunde neben ihren Herrn, und erhalten durch ihre natürliche Wärme sein Leben. Auch geben sie die sicherste Anzeige von bevorstehenden Stürmen, indem sie Höhlen in den Schnee graben, und sich darin zu verbergen suchen. Durch diese und viele andre gute Eigenschaften ersetzen die kamtschatkischen Hunde bei weitem den Nachtheil, den ihre Unarten stiften, und welche Ursache sonst, als die hartherzige Tyrannei der Menschen trägt die Schuld dieser Entartung? So groß ihre Tücke seyn mögen, so kommen sie doch dem kalten Eigennutz und der Undankbarkeit noch nicht gleich, die diese herabgewürdigten und zur härtesten Knechtschaft gemißbrauchten Thiere von den Menschen erdulden. Kaum hat der kamtschatkische Hund durch das Uebermaß seiner physischen Leiden das frühe Alter erreicht, so fordert ihm sein unerbittlicher Herr das letzte ab, was er noch herzugeben vermag — seine Haut; und eben der hart behandelte Sklave, der seinem Tyrannen während eines kurzen und mühseligen Lebens so oft seine thierische Wärme mitgetheilt hatte, leistet ihm seinen Dienst auch nach dem Tode auf eine ähnliche Weise.

III.

Peru.

Wenn Hoffnung nach höherem Genuß die Seele hebt, dann muß den Reisenden der Hinblick auf Peru mit neuen Kräften beleben. Selbst nachdem er Länder, die reichlich und vielfach von der Natur ausgesteuert sind, durchwandert ist, darf er seine Erwartungen für schönere, erhabenere Naturscenen mit Grund befriediget zu sehen glauben. — Peru ist das Land der schönsten, erhabensten, aber zugleich majestätisch-schrecklichsten Natur. Auch konnte nur allein eine solche Lage ein solches Land hervorbringen. — Eine Fläche, welche theilweise gegen zehntausend Fuß über das Meer erhaben ist, von fast noch einmal so hohen Gebirgen überlaufen, dabei unter der lothrechten Sonne! — Wenn man aus den Häfen Gujaquil und Manta nach Quito gegen die Cordilleren hinaufsteigt, was für Abwechselung von Scenen, was für Contraste der gesammten Natur durchläuft der Blick! Nachdem man den Sand der Ufer verlassen hat, wandelt man in kaum durchdringlicher Waldung, und die Aequatorial-Sonne treibt aus dem schlammigen Boden eine unübersehbare Pflanzenwelt üppig hervor. Die meisten Pflanzen des Isthmus zeigen sich auch hier; dann mehrere Arten Zedern, der Baumwollenbaum, das Eisen- und Ebenholz, der hohe zu Masten so brauchbare Marienbaum mit der weißen Rinde, mehrere treffliche Palmen breiten ihre Wurzeln fast nur über die Oberfläche des Erdreichs hin, und werden durch die Ranken vieler Schmarotzerpflanzen und mächtiger Lianen unter einander gleichsam verkettet. Verschiedene derselben bot die Natur dem Menschen zu wichtigen Vortheilen dar. So die berühmte Hypecacuanha, so die Vanille u. a. — Unter diesen dichten Schatten sprossen die mannichfaltigen Pilze, Moose und Rohrarten hervor. Einige der letztern, z. B. Bambusrohr, erreichen oft eine Höhe von 20 bis 30 Fuß; es dient dann zum Hausbau der Bewohner. — Eben so schwelgerisch und mannichfaltig ist auch die thierische Schöpfung. — Hier hauset der Jaguar, der Ozelot, die Jaguarette, der Puma und andere furchtbare Thierarten

der neuen Welt. — Heerden von Affen und Papageien betäuben das Ohr durch ihr Schreien und Plaudern. Die Toucane mit den monströsen zum Theil schönfarbigen Schnäbeln; die Gallinassen, mehrere Bucco-Arten, viele Spechte, Baumläufer, Waldtauben, kleinere Singvögel, kurz, ein unübersehbares Gefieder belebt die Wipfel der Waldung, während daß sowohl bösartige als unschädliche Schlangen, von der Aboma und der Klapperschlange, bis zu der kleinsten Runzelschlange hinab, den Wanderer schrecken, dichte Wolken von Musquiten und Stechfliegen, und Ameisen ihn blutgierig anfallen, und ungeheure Spinnen, so wie ellenlange Spulwürmer von der Dicke eines Daumens Schauder erregen. — So übermäßig ist hier die Feuchtigkeit, daß man es umsonst versucht, ein nur seit ein paar Stunden geladenes Gewehr abzufeuern, und selbst im Felleisen genau verschloßnes Papier widersteht kaum der Fäulniß. Auch darf der Mensch hier nur seine Wohnung auf hohen Pfählen errichten. — Reißende Waldströme stürzen dem Wanderer entgegen. Mit Zittern wandelt er über den Abgrund hin auf jenen von Hürden geflochtenen Brüken, die, oft 1800 Fuß weit, unter jedem Tritte einzubrechen drohen, und von jedem Luftzuge wiegenartig hin und her schwanken. Nach glücklich überwältigter Gefahr steht ihm nun das müheselige Erklimmen des schroffen Gebirges bevor. Selbst das sonst sichere Maulthier fühlt jedes Gestein, welches es betritt, zuvor mit der furchtsamsten Vorsicht aus; und dennoch zwingt ihm die Ermattung nach 7 bis 8 Schritt eine Pause ab. Mitten in dieser romantisch wilden Natur hat der Mensch, ihr gleichsam zum Trotze, dennoch einzelne Wohnungen, kleine Ortschaften errichtet. Wie willkommen sind dem erschöpften Reisenden diese nur aus Bambusrohr erbauten Dörfer! — Höher hinauf mindert sich beträchtlich die Hitze; das Gehölz wird lichter; die Müheseligkeit des Steigens nimmt zu, aber auch zugleich die Güte der Luft. — Dies erfuhren Bougner und Condamine, wovon der eine von Norden, der andere von Süden das hohe Gebirge, den Theil der Cordilleren bestiegen, welches in seinem Innern die unbeschreiblich herrliche Provinz Quito umfaßt. — Bezaubernd war ihnen der Anblick dieses einzigen Lan-

des. Gleich einem Paradies lag hier unter ihrem Blicke ein vastes Thal, fast 6 Meilen breit, von hellen Bächen durchschnitten, die sich zu einem Flusse vereinigten. So weit ihr Auge nur reichte, zeigten sich reich bebaute Felder; sie wechselten mit Wiesen, begraseten Hügeln, mit lebendigen Hecken, Gärten, Maierhöfen und ganzen Dörfern ab. Diese reizende Aussicht beschloß dann die Stadt Quito. Die mildeste, heiterste Luft kündigte hier einen der schönsten Theile vom südlichen Europa an. Allein man sahe die Produkte aller Jahreszeiten und aller Welttheile. Ununterbrochen paart sich hier der Frühling mit dem Herbste. Zu jeder Zeit trägt der Baum junge Blätter, Knospen, Blüthen und Früchte; an einem und demselben Tage sieht man pflügen und erndten. Neben dem Zuckerrohr, dem Indigo und der Baumwolle gedeihet hier hundertfältig tragender Weizen Europens; der Pisang, die Citrone und die Pompelmus prangt bei den schönsten Früchten von Frankreich. — Richtet sich nun das Auge von dieser bezaubernden Scene in die Höhe, dann erst bildet sich daraus ein unbeschreiblich erhabenes Ganze. Die Provinz Quito mit ihren 25 Kirchdörfern, mit der von 30,000 Menschen bevölkerten Hauptstadt, diese große 10,000 Fuß erhobene Ebene wird von fast Meilen hohen Eisbergen umgürtet. Ihr Schnee ist ewig, wie die Welt, aber mehrere ihrer Gipfel, z. B. die des Pinchincha, Antisana, Sangai, Cotopaxi speien Feuer und Dampf, stürzen den geschmolzenen Schnee in Strömen herab, die da ungeheure Vertiefungen bilden, und durch dies alles vielartigen Boden und vielartige Klimate erzeugen. — So umgrenzt hier der Winter den Frühling und den Herbst; ein Amphitheater, das beinahe alles Schöne, Herrliche und majestätisch Furchtbare der ganzen Erdoberfläche auf einmal darstellt. — Freilich ist dies nur das Bild einer einzelnen Provinz des merkwürdigen Landes; kein Welttheil hat indeß so etwas aufzuweisen, und zugleich steht das übrige des großen Ganzen seinem ausgezeichneten Theile an Mannichfaltigkeit romantischer Scenen und sonderbarer Bildung nicht sehr nach.

Auf dem untern Boden, welcher der Meeresfläche gleich liegt, findet man nach einem Abstande einiger M...

len den Anfang eines hohen darauf gesetzten Landes, das sich bald mehr bald minder in beträchtliche Ebenen ausbreitet, und dann selbst jenes kolossalische, bis über die Wolken hinaufreichende Gebirge, die Cordilleren, auf seinem Rücken trägt. — Die beiden Bergreihen, welche dies Gebirge bildet, lassen zwischen sich sehr große Provinzen, Thäler von vielartiger Natur. — Auf diesen Ebenen, welche man dort la Sierra, das hohe bewohnbare Land nennt, zeigen sich an verschiedenen Orten Seitenzweige der Cordilleren, als dritte Bergketten.

Auf diese Weise ist hier ein dreifaches Ländergebiet; jenes niedrigste, unterste Küstenland; hierauf die Sierra, wovon die ganze Provinz Quito nur eine einzelne Abtheilung darbietet, und endlich dann die höchste Region der darauf ruhenden Cordilleren, die Andes. — Die einzelnen Zweige der letztern nannten bereits die Ynkas, die Könige der alten Peruaner, die Schneegürtel. Aus dem diesem gleichgeltenden peruanischen Ausdrucke soll durch Abänderung und Verstümmlung der Worte Antis, und daraus wiederum Andes entstanden seyn. — Diese Gebirge bilden dann, da, wo sich ihre Grundlagen begegnen, auf dem hohen Lande ungeheure Schluchten, große oft oben meilenweite Lücken; durch diese strömen in den Tiefen die Flüsse im Westen gegen das Meer, oder in Osten gegen die Landfläche hin. Anfangs ist wohl nur ein geringer Paß dem Gewässer zum Durchgange übrig geblieben, und wenn das Gestein aus hartem, schwer abzuschleifenden Felsen, z. B. Porphyr besteht, so hätten sich die Fugen der ehemals zusammenhangenden Berge wieder zusammen bringen lassen, so genau passen sie auf einander.

Die oberste Region der höchsten Cordilleren übersteigt die Wolken, also auch die durch sie erzeugten Meteore. Es ist bis jetzt noch keinem Sterblichen gelungen diese Spitzen zu ersteigen. Condamine erreichte nur mit großer Anstrengung und Gefahr auf dem Corason die Höhe von 2470 Klafter, oder 14820 Fuß, und wenn ihn gleich anjetzt sein ihm würdiger Nachfolger v. Humboldt um 3300 Fuß übertroffen hat, so fehlten auch diesem kühnen Forscher noch über 1344 Fuß, um sich auf dem höchsten uns bekannten Punkte der Erde zu

sehen. — Dennoch fanden sie sich auch hier bereits den gefahrvollen Unbequemlichkeiten ausgesetzt, die eine zu verdünnte, und fast aller Wärme beraubte Atmosphäre den menschlichen Körper leiden lassen. Die große Verschiedenheit der innern und äußern Luft preßte ihnen das Blut aus den Augen, den Lippen und dem Zahnfleische hervor, und die Kälte überstieg die angeblichen Grade des Thermometers. Das Innere dieser kolossalischen Gebirge ist dann auf zweierlei Art besonders merkwürdig. — Das erste und auffallendste, wodurch sich das Innere der ungeheuren Bergkette auszeichnet, welche von Patagonien über den Isthmus bis zu der Beringsstraße fortläuft, ist ihr vulkanisches Feuer. — Mehr als 50 solcher Feueressen, Luftlöcher der Unterwelt, sind bis jetzt darunter bekannt. Hiervon gehören unserm Peru eine sehr beträchtliche Anzahl, z. B. der Antisana, Cotopaxi, Tungurahua u. a. Allein nicht aus allen steigen Feuergarben, Rauch und Flammensäulen und Laven hervor. Aus dem Jorullo in Mexiko erhob sich 1759 am 15. September ein Basaltkegel, der jetzt gegen 1500 Fuß über die ihn umgebende Grundfläche hervorragt. Die von Guatimala speien eine sehr große Menge Salmiak. Die von Popayan und von Pasto zeigen viele Solfataren, die da Schwefelsäure ausdampften, oder auch kleine Krater voller kochenden Wassers, woraus sich geschwefelter Wasserstoffgas entwickelt. Hingegen werfen die Vulkane von Quito bald Bimsstein, bald Basalte, oder auch schlackenartigen Porphyr hervor, bald aber so ungeheure Massen Schwefelleberwasser und Schlamm, wodurch auf mehr als fünf deutsche Meilen das ganze Erdreich fruchtbar wird. — Das sonderbarste Phänomen, welches aber diese peruanischen Vulkane in den langen Zwischenzeiten ihrer wirklichen vulkanischen Explosionen darbieten, sind die erstaunlichen Quantitäten von ihnen von Zeit zu Zeit ausgeworfener Fische des süßen Wassers. Der fast erloschene Vulkan von Imbubaru überschüttete 1691 damit die Felder der Stadt Ibarra so sehr, daß man in ihnen die Ursache der Faulfieber, die zu der Zeit herrschten, zu finden glaubte. Was aber noch merkwürdiger scheint, der Corregidor dieser Stadt bezeugte, daß dieser Vulkan selbst nachmals von Zeit zu Zeit, als-

wohl ohne eigentlichen vulkanischen Ausbruch, vorzüglich nach starkem Regen, große Massen dieser kleinen Fische auswarf, die man dort Premadillas nennt. Die Indianer von St. Pabla fischen sie in sehr dunklen Nächten in einem Bache gerade an dem Orte, wo dieser aus dem Gebirge selbst hervortritt. Im Jahre 1698 stürzte der Krater des Cargneirazo ein, nachdem er gleichfalls zuvor Tausende dieser Fische mit thonigtem Schlamme vermischt ausgeworfen hatte. — Höchst merkwürdig ist es, daß man oftmals noch Spuren des Lebens an ihnen will gefunden haben, während daß sie längs dem Gebirge herabströmten. Eine genaue Untersuchung zeigte sogleich, daß diese Fischchen von ein und derselben Art mit denen sind, welche dort überhaupt unter dem Namen Premadillas vorkommen, und als eßbare Fische der Bäche gefunden werden. — Da man diese Fische in den dortigen Bächen fängt, so stehen wahrscheinlich unterirdische Seen und Höhlen, die von ihnen gleichfalls bewohnt werden, hiemit und mit den Vulkanen in Verbindung. Allein stets bleibt es schwer zu erklären, durch welche Kraft sie so weit erhoben werden, um der Wirkung des Ausbruchs der Vulkane folgen zu müssen. — Weit größere Plagen, als jene einzelnen Ausbrüche, die dieses Gebirge über dies einzige Land verbreitet, sind unstreitig die Erdbeben. Einige Provinzen von Peru scheinen vorzugsweise hievon gleichsam periodisch heimgesucht zu werden. Schon seit 1582, also bald nach der Erbauung von Lima, bis auf unsre Zeiten hinab, folgte hier eine Reihe von Erdstößen, die bald mindere bald größere Verwüstungen anrichteten. Man kennt bestimmt 16 von Bedeutung. — Eines der furchtbarsten Erdbeben war, der Wirkung nach, unstreitig das vom 28. Oktober 1746. Durch ein schreckliches unterirdisches Gebrüll kündigte es sich einige Tage zuvor an, auch wütheten zugleich mehrere Vulkane. Kaum dauerte es drei Minuten, so lagen die meisten Gebäude der Stadt entweder wirklich umgestürzt, oder sie waren wenigstens sehr beschädigt. Tausend dreihundert Menschen wurden zerschmettert, aber eine sehr große Anzahl litte noch schmerzlicher durch den Verlust ihrer Glieder. — — Fürchterlich tobte das Meer zu gleicher Zeit im Hafen von Callao (dem nächsten Hafen für Lima); weit trat

es zurück, stürzte sodann über alles bei seiner Rückkehr hin, und verwandelte die Stadt und den Hafen in Meer. Von 23 Schiffen, welche dort lagen, giengen 19 unter; fast 4000 Menschen verloren ihr Leben. — Diese Erschütterungen dauern aber bis zu unsern Zeiten hinab. Nur allein im Jahre 1791 sahe sich Lima 5 Erderschütterungen ausgesetzt. Noch schrecklicher als jene ältern war unstreitig diejenige, welche 1797 die Provinz Quito zerstörte. Am 7ten Februar wurden Lactacunga, Hambato, Riombomba und andere Ortschaften umgewühlt, und in wenigen Sekunden waren 40,000 Menschen nicht mehr! — Die Ausbrüche und Erderschütterungen (sie sollen im Oktober am stärksten wüthen) ändern dann auch die Gestalt jener Bergkolossen. Diese wachsen und schwinden; Krater und Oeffnungen stürzen ein, während daß sich andere erzeugen; plötzlich steigt ein Basalt- oder Bimssteinfelsen aus ihrem Innern hervor; so gewinnt dann ein Gebirge oft in wenigen Augenblicken eine völlig neue Gestalt. — Die Verheerungen, wozu die Andes der Cordilleren den Zunder enthalten, ereignen sich indeß nur einzeln; dagegen geben die einzeln in ihrem Innern verschlossenen Schätze, die edlen und nutzbaren Mineralien ununterbrochen reichen Gewinn. Nimmt man Afrika und einige Theile des benachbarten Mexiko aus; so übertrifft Peru seit seiner Entdeckung alle uns bekannte Länder der Erde an unterirdischen Reichthümern. — Die Spanier setzten ihren Fuß auf das feste Land von Südamerika voll von den übertriebensten Hoffnungen nach Gold und andern Reichthümern. Die Nachrichten, die sie auf Cua, Haiti (St. Domingo) und andern westindischen Inseln hierüber eingezogen hatten, das dort selbst vorgefundene Gold, vielleicht auch die Lage dem goldreichen Afrika gegenüber, schien jene hohen Erwartungen einigermaßen zu rechtfertigen. — Als aber nach der eben so unglücklichen als unerhörten Schlacht von Caxamarca, der königliche Gefangene Atahualpa einen ganzen Saal voll goldene Gefäße zu seinem Lösegeld anbot, und als nun die durch Trug, Mord und Goldsucht gleich verächtlichen Sieger jene große Massen wirklich auf den darunter fast erliegenden Lastthieren, den unschuldigen Peruanern, herbeischleppen sahen, da ver-

loren die raubsüchtigen Mörder völlig alle Besinnungskraft; sie glaubten an Feen und Zauberei, und die Gebirge von Peru schienen ihnen von jetzt an nur die äußere Bekleidung ungeheurer Massen von Gold, Silber und Smaragd. Denn auch diese edlen Steine waren allerdings dort nicht nur sehr bekannt, sie wurden selbst so hoch geschätzt, daß ein sehr großer Smaragd von den Indiern als eine Gottheit verehrt wurde. — Dieser kostbare Stein hatte die Größe eines Straußeneies; man hatte ihm einen eignen Tempel erbaut, und diesem eine bestimmte Anzahl Priester zugeordnet; da man nun alle übrigen Smaragde als Abkömmlinge von ihm ansah, so wurden diese von Zeit zu Zeit zu ihrem großen Ahnherrn gebracht, um ihm gleichsam zu huldigen. Die Bergwerke, aus welchen jener Stein seinen Ursprung genommen, hat man indeß stets vergeblich sich bemühet zu entdecken; und die Indianer, die sie sehr genau kannten, waren klug genug, sie ihren Unterdrückern nicht zu entdecken. — Jene Schätze der unglücklichen Schlacht, so sehr sie die ungewohnten Augen der Spanier blendeten, waren dennoch nur unbedeutend gegen die unermeßlichen Reichthümer, wodurch Peru seit dieser Zeit dem ganzen Handel, dem ganzen alten Verkehr eine neue Wendung gegeben, und zugleich fast für alle unsre Waaren und Arbeiten einen völlig andern Werth bestimmt hat. Auch konnte die Masse der von den Indiern der Erde entrißnen Metalle nur sehr geringe seyn. Sie kannten nicht einmal das Eisen, um sich die Eröffnung des innern Gebirges zu erleichtern, noch weniger hatten sie richtige Kenntniß des Bergbaues. Alles Metall, Gold oder Silber, konnte ihnen daher entweder nur durch Goldsand, Goldwäscherei, oder durch zu Tage luxurirend hervorgewachsenes gediegnes, oder doch wenig gemischtes, durch leichte Schmelzung vom Gestein zu scheidendes Silber, zukommen. Dies waren daher nur die Termen, die Aushängezeichen des großen unterirdischen Schatzes, der dereinst die Welt in Sturm und Verheerung setzen sollte. — In unsern Zeiten sind aber hauptsächlich drei Arten der Metalle die Grundlagen des Handels, und des hohen Werths dieses Reichs; nämlich Gold, Silber und Queckſilber. Von diesen Metallen zählte man i. J.

1791 nur allein in 8 Intendantenschaften des eigentlichen Vicekönigreichs Peru 69 Goldwerke, 784 Silber- und 4 Queckſilberminen, außer 4 Kupfer- und 12 Bleiwerken. In 10 Jahren, von 1780 bis zu Ende von 1789, gaben ſie 35,355 Mark Gold von 22 Karat, und 3,739,763 Mark Silber. — Schätzt man die Mark Gold zu 125 Piaſter, und die Mark Silber zu 8 Piaſter, ſo beläuft ſich der ganze Werth jener 10 Jahre über 46 Millionen und 221,280 Thaler. Auch ſcheint es nicht, daß dieſer Gewinn ſich vermindert habe, da dieſe letztern 10 Jahre über 38,000 Mark Silber mehr, als in den vorletzten, abwarfen. — Das große Silberbergwerk von Potoſi findet ſich in einem Gebirge von der Form eines Zuckerhuts, in deſſen ganzen Umfange von beinahe 6 Meilen man über 300 Gruben zählt. In jetzigen Zeiten arbeiten 13,000 Menſchen an dieſem Bergwerke, und die königliche Münze von Potoſi lieferte jährlich für die Rechnung der Krone gegen 600,000 Mark an Silber und 2000 Mark Gold.

Der Hang der Peruaner auf unterirdiſche Schätze artet oftmals in wahren Unſinn aus. Kaum bringt ein Bergmann eine Stufe, worin ſich nur ein Aederchen von Silber zeigt, ſo bieten oftmals die Unverſtändigen gleich ihre ganze Haabe auf, um dieſe (vielleicht nur vorgeblich) neue Mine weiter zu erforſchen, und ſich dadurch zum Crösus hinauf zu arbeiten. So zeigen dann jene Thatſachen Peru als eins der größten unterirdiſchen Magazine faſt aller foſſiliſchen Koſtbarkeiten. Denn außer den bereits erwähnten Smaragden finden ſich auch noch Türkiſſe, Amethiſte, ja ſogar Diamanten; und warum ſollten dieſe dort völlig mangeln, da das gegenüber liegende Braſilien davon einen ſolchen Ueberfluß zeiget? Jene ungeheuren Gold- und Silbermaſſen von Peru verdanken keinen unbeträchtlichen Theil ihrer Wirkſamkeit, oder wenigſtens ihrer Verbreitung in die übrigen Welttheile, einer nicht ſehr anſehnlichen Thierart. — Die Natur ſuchte der neuen Welt durch folgende Thiere, nämlich durch das Llama, die Vicunna, das Alpaca, die Kameele der alten Welt zu erſetzen. Und wenn dieſe amerikaniſchen Thierarten, wie bei mehreren ähnlichen Fällen, den unſrigen auch nicht an Größe und

Kraft gleich kommen, so sind sie ihnen doch sowohl in Ansehung der Form, der Sitten und des Nutzens ähnlich. Das erstere verdient aber hier gerade einer genauern Anzeige, da es in Peru fast das einzige Lastthier ist, wodurch die rohen Metalle zu den Pochwerken, und die Silberstangen an die Absatz - und Verführungsorte gebracht werden. — Das eigentliche Llama, von den Spaniern das Landschaaf genannt, ist unter den Kameelen der neuen Welt eins der stärksten. Der Höhe nach kommt es einem Esel gleich; es trägt den langen Kameelhals erhoben; hat einen stolzen festen Gang, sein schwarzes schönes Auge ist milde, furchtlos und zutraulich. Es hat gespaltene Klauen; der Kopf hat Aehnlichkeit mit dem Kopfe eines Füllens; der Körper ist mit langer grober Wolle bedeckt, die am Halse und am Bauche kürzer ist. Die Farbe selbst ist verschieden; es giebt schwärzlichte, zimmtfarbene, gefleckte und weißliche Llamas. — Auf dem hohen Andes des südlichsten Theils von Peru geht dieses edle Thier heerdenweise, und nährt sich nur allein von dem kurzen Moose und Grase; ihr Labsal ist frisches kaltes Wasser. Aber weiter gegen den Aequator hin sieht man in Peru nur gezähmte Llamas, und die Peruaner, welche überhaupt für alle zahme Thiere eine besondere Vorliebe zeigen, äußern gegen das Llama wahre Verehrung. — Ehe sie anfangen sich dieser Thiere zum Lasttragen zu bedienen, stellen sie ein eignes Fest an, wodurch sie sie gleichsam zu ihren Gefahrten und Gesellschaftern aufnehmen. Innerhalb des eingeschloßnen Hofes bei ihren Hütten putzen sie ihnen zuerst mit vielen wollenen oder seidenen Bändern und Büscheln den Kopf. Sie laden ihre Freunde nebst Frau und Kindern zu einem Gastmahle ein.

Ist das Fest beendigt, dann erst fangen sie an die Thiere zum Lasttragen zu gewöhnen. Auch dies geschieht indeß mit vieler Mäßigung; sie treiben sie nicht, sie lassen sich den gewöhnlichen Schritt des Thieres gefallen, und da das Llama ein sanftes, kluges, gelehriges Thier ist, so hercht es bald auf das Pfeifen, und läßt sich leicht regieren. — Ohne zu galloppiren noch zu trottiren, geht es dennoch nicht langsam, und hat dabei, selbst auf den Gebirgen, einen so sichern und sanften

Gang, daß das Frauenzimmer sich seiner vorzugsweise bedient. — Das Llama trägt einen, ja selbst bis gegen anderthalb Centner, und wird zum Fortbringen der Metallstangen besonders angeschirrt. Hat man es überladen, sucht man es zu übertreiben, oder wird ihm die Zeit zur Nahrung entzogen, so legt es sich mit einem klaglichen Tone nieder, alle Anstrengungen des Führers sind sodann durchaus vergeblich, es weiter zu treiben; es bleibt liegen und stirbt. — Gewöhnlich läßt man sie zu Nachts ihre einzige Nahrung, jene Grasarten, abweiden. Sie legen sich dann nieder, um auszuruhen, wiederzukauen und neue Kräfte zu sammeln. Beim Niederlegen knieen sie, und ziehen die Schenkel ein, so daß der Körper diese gänzlich bedeckt; dabei halten sie aber stets den Hals gerade empor. — Das Llama geht 6 Monate trächtig, und wirft nur ein einziges Junges, ob es gleich mehrere Euter hat. Die alten Thiere werden von den Indianern gegessen; das Fleisch soll dem Schaaffleische ähnlich seyn, nur süßlicher; auch bedienen sich einige Indianer des Haares, jedoch nur zu ganz großen Decken u. gl. — Ehe die Maulthiere in Südamerika eingeführt wurden, war der Gebrauch dieser Thierart noch bedeutender als in unsern Zeiten. — Sowohl die Aehnlichkeit der Thierart, als dessen Heimath, berechtiget den Leser, hier eine genauere Nachricht von der Vigogne zu erwarten. — Die Vicunna ist kleiner und schmächtiger als das Llama; sie hat viel Aehnlichkeit mit unserer Ziege, nur ist der Hals länger, auch ist der Kopf runder, hat dabei nur kurze aufstehende Ohren, höhere Füße und keinen Bart. So ähnlich dieses Thier auch dem Llama ist, so weicht es dennoch in Rücksicht seines Naturells sehr davon ab. Die Vicunna wird nicht zahm; sie bewohnt die hohen Gebirgsgipfel von Chili und Peru, weidet hier heerdenweise die dürftigen Grasarten ab, und bleibt stets in Wildheit. Sie fliehet den Menschen, wenn sie ihn, selbst in einer großen Entfernung, erblickt, und nur durch ein förmliches Treibjagen erhalt man die köstliche Vigogne-Wolle. — Da diese Thierart aber eben so furchtsam als flüchtig ist, dabei oft unzugängliche Gebirge bewohnt, so thun sich ganze Gesellschaften Indianer zusammen, um sie zu jagen. Diese Gesellschaften

von Jägern nennt man Chacos. Es ist sehr schwer diese Thiere zum Schuß zu bringen, deshalb umgeben die Jäger ein großes Gebiet, auf welchem sie Heerden von Vicunnen weiden sehen, mit langen Stricken in der Höhe des Halses des Thiers. An diese Stricke werden rothe oder sonst gefärbte Lappen in gewissen Entfernungen aufgehangen. Sodann fängt man an, die Vicunnen vermittelst eigens dazu abgerichteter Hunde zusammen zu treiben. Die große Furchtsamkeit der Thiere verhindert sie bei Erblickung jener von der Luft bewegten Lappen durch das Uebersetzen über die Stricke zu entfliehen, so leicht es ihnen auch wäre. Die Jäger gehen sodann in den Kreis, fangen die Vicunnen mit Schlingen, die sie ihnen geschickt über die Beine werfen, tödten sie und ziehen ihnen sofort die Haut ab. — Oft sehen sich hiebei die Jäger genöthigt, Monate auf den hohen kalten Punas zu leben; sie bringen dann dagegen 500 bis 1000 Vicunnenhäute zurück. Bei einem so kostbaren Thiere ist dies eine desto mehr zu verwerfende Jagd (auch ist das Tödten der Thiere verboten), da es ein Leichtes wäre, die eingefangenen Vicunnen zu scheren, sie sodann wieder frei zu lassen, auf die Weise mehrere Jahre ein und dasselbe Thier zu benutzen, ihre Fortpflanzung zu hegen, und so den Anwachs dieser einträglichen Thiere zu vermehren. — Diese Jagd schlägt zu Zeiten, wegen eines der Vicunne ähnlichen Thiers fehl, das sich unter ihre Heerden mischt. Dies ist das Alpaca oder Paco, das sich hauptsächlich durch mehrere Stärke, Größe, Kühnheit und durch gröbere Wolle von der Vicunna unterscheidet. Es begattet sich nie mit der Vicunna, und ist daher von verschiedener Art. Finden sich dann einige dieser kühnen Thiere unter den gejagten Heerden der Vicunnen, so setzen diese, da sie jene gefärbten Lappen nicht achten, über die Stricke, und zeigen hiedurch der ganzen Heerde der Vicunnen den Weg zum Entfliehen.

Die erste Sorte dieser Wolle liefert die trefflichen Vigogne-Tücher, wovon die Elle bei uns oft 20 Rthlr. kostet. Den gesammten Werth aller Vigogne-Wolle, welche Peru jährlich ausführt, setzen die neuesten Nachrichten doch nur auf 10,000 Piaster; hier ist indeß die

dort

dort selbst benutzte Wolle eben so wenig gerechnet, als die Vicunnen-Wolle von Chili. Molina hält das Fleisch für das schmackhafteste Wildpret; auch soll es, äußerlich aufgelegt, als ein Mittel bei Augenkrankheiten dienen. Es ist sehr zu bedauern, daß man nicht längst mit Ueberlegung und Vorsicht im Großen versucht hat, diese Thierart in Europa einheimisch zu machen. Die Pyrenäen wären vielleicht das Gebiet, worauf die Vicunna gedeihen würde. — Verfolgt der Indianer die Vicunnen auf den beschneieten Paramos periodisch, so hat dies unschuldige Thier einen noch mächtigern natürlichen Feind; er ist desto gefährlicher, da ihn weder Felsen, noch Klüfte, noch Abgründe bei seinen Jagden aufzuhalten im Stande sind. Den Cuntur oder Condor, diesen Riesen den Geyer, lockt die Raubsucht in diese höchste Region. Er schwebt hoch über alle jene Bergkolosse, in einer dem Menschen selbst kaum erträglichen Luft, und schießt aus dieser Höhe auf seine Beute herab. Ulloa sahe, wie ein solches Thier ein Lamm mitten aus einer Heerde von Schaafen, welche an dem Paramos weidete, in seinen Klauen in die Luft führte. Nachdem der Condor hoch gestiegen war, ließ er es fallen, fieng es wieder auf und schleuderte es noch zweimal von sich, bis man ihn dann damit aus dem Gesichte verlor. — Der Condor ist fürchterlich stark, aber nicht übermäßig groß. Er hält 8 bis 11 Pariser Fuß mit ausgespannten Flügeln. Derjenige, welchen Frezier tödtete, hielt 9 Fuß. Er ist dabei gutmüthig, und fällt nie Menschen an. — Ulloa behauptet, man zähme sie in Peru auf einigen Landgütern. Die Farbe ist schwarz und weiß. Nur den männlichen Condor ziert ein fleischiger fast knorpelartiger braungelblicher Kamm, der den hintern Theil des Schnabels und den Vorderschädel bedeckt.

Wir erwarten bis jetzt die fehlende Abbildung und genauere Beschreibung dieses stärksten Vogels vom Hrn. v. Humboldt. — Der Condor tödtet selbst junges Rindvieh, und die Indianer suchen diese schädlichen Thiere auf folgende Art zu erlegen. Man schlachtet ein schlechtes Stück Vieh, und bestreicht das Fleisch mit Säften und Kräutern, die stark betäuben. Damit der Vogel diesen Saft nicht wittern möge, läßt man das Fleisch zuvor etwas in Fäulniß übergehen. Der Condor fällt sodann über

dieses ihm hingeworfene Aas, wird betäubt, und von den herbeieilenden Indiern erschlagen. Indeß ist das Thier so stark, daß oft ein Mensch bei diesem Kampfe mit den Flügeln zu Boden geschlagen wird.

IV.

Ueber die Steppen und Wüsten.

Am Fuße des hohen Granitrückens, welcher im Jugendalter unseres Planeten bei Bildung des Antillischen Meerbusens dem Einbruch der Wasser getrotzt hat, beginnt eine weite unabsehbare Ebene. Wenn man die Bergthäler von Carraccas, und den inselreichen See Tacarigua 1), in dem die nahen Pisangstämme sich spiegeln; wenn man die Fluren, welche mit dem zarten Grün des thaitischen Zuckerschilfes prangen, oder den ernsten Schatten der Cacaogebüsche zurückläßt: so ruhet der Blick in Süden auf Steppen, die, scheinbar ansteigend, in schwindender Ferne den Horizont begrenzen. Aus der üppigen Fülle des organischen Lebens tritt der Wanderer betroffen an den öden Rand einer pflanzenleeren Wüste. Kein Hügel, keine Klippe erhebt sich inselförmig in dem unermeßlichen Raume. Nur hier und dort liegen gebrochne Flötzschichten von zweihundert Quadratmeilen Oberfläche, bemerkbar höher, als die angrenzenden Theile. Bänke 2) nennen die Eingebornen diese Erscheinungen, gleichsam im Geist der Sprache den alten Zustand der Dinge ahnend, da jene Erhöhungen und Untiefen, die Steppen selbst aber der Boden eines großen Mittelmeeres waren. Noch gegenwärtig ruft oft nächtliche Täuschung diese Bilder der Vorzeit zurück. Denn wenn im raschen Aufsteigen und Niedersinken die leitenden Gestirne den Saum der Ebene erleuchten; oder wenn sie zitternd ihr Bild verdoppeln 3), in der untern Schicht der wogenden Dünste, glaubt man den küstenlosen Ocean vor sich zu sehen. Wie dieser erfüllt die Steppe das Gemüth mit dem Gefühl der Unendlichkeit. Aber freundlich zugleich ist der Anblick des klaren Meeresspiegels, in dem sich die leichtbewegliche sanfte

aufschäumende Welle kräuselt. Todt und starr liegt die Steppe hingestreckt, wie die nackte Felsrinde eines verödeten Planeten. In allen Zonen bietet die Natur das Phänomen dieser großen Ebenen dar; in jeder haben sie einen eigenthümlichen Charakter; eine Physiognomie, die durch die Verschiedenheit ihres Bodens, durch ihr Klima und durch ihre Höhe über der Oberfläche des Meeres bestimmt wird. Im nördlichen Europa kann man die Heideländer, die, von einem einzigen, alles verdrängenden Pflanzenzuge 4) bedeckt, von der Spitze von Jütland sich bis an den Ausfluß der Schelde erstrecken, als wahre Steppen betrachten; aber Steppen von geringer Ausdehnung und hochhüglicher Oberfläche, wenn man sie mit den Llanos und Pampas von Südamerika, oder gar mit den Grasfluren am Missury 5 vergleicht, in denen der zottige Bison und das langhörnige Moschusthier umherschwärmen. Einen größern und ernstern Anblick gewähren die Ebenen im Innern von Afrika. Gleich der weiten Fläche des stillen Ozeans hat man sie erst in neueren Zeiten zu durchforschen versucht. — Theile eines Sandmeers, welches fruchtbare Erdstriche von einander trennt, oder inselförmig einschließt, wie die Wüste am Basaltgebirge Harutsch 6), wo in der dattelreichen Oasis von Siwah die Trümmer des Ammon-Tempels den ehrwürdigen Sitz früher Menschenbildung bezeichnen. Kein Thau, kein Regen benetzt diese öden Flächen, und entwickelt im glühenden Schooß der Erde den Keim des Pflanzenlebens. Denn heiße Luftsäulen steigen überall aufwärts, lösen die Dünste, und verscheuchen das vorübereilende Gewölk. — Wo die Wüste sich dem atlantischen Ozean nähert, wie zwischen Darah und dem weißen Vorgebürge, da strömt die feuchte Meeresluft hin, die Leere zu füllen, welche durch jene senkrechten Winde erregt wird. Dort erquicken kühle Weste den hügellichen Rand der Wüste. Selbst wenn der Schiffer durch ein Meer, das wiesenartig mit Seetang bedeckt ist, nach der Mündung des Cambia steuert, ahnet er, wo ihn plötzlich der tropische Ostwind verläßt 7), die Nähe des weitverbreiteten wärmestrahlenden Sandes. Heerden von Gazellen, schnellfüßige Strauße, dürstende Pantherthiere und Löwen durchirren in ungleichem Kampfe den unermeßlichen Raum. Rechnet man ab die im

Sandmeere neuentdeckten Gruppen quellenreicher Inseln, an deren grünen Ufern die nomadischen Tibbos und Tuaryks 8) schwärmen; so ist der übrige Theil der afrikanischen Wüste als dem Menschen unbewohnbar zu betrachten. Auch wagen die angrenzenden gebildeten Völker sie nur periodisch zu betreten. Auf Wegen, die der Handelsverkehr seit Jahrtausenden unwandelbar bestimmt hat, geht der lange Zug von Fasilet bis Tombuctu, oder von Fezzan bis Darfur; kühne Unternehmungen, deren Möglichkeit auf der Existenz des Kameels beruht, des Schiffs der Wüste 9), wie es die alten Sagen der Ostwelt nennen. Diese afrikanischen Ebenen füllen einen Raum aus, welcher den des nahen Mittelmeeres fast dreimal übertrifft. Sie liegen zum Theil unter den Wendekreisen selbst, zum Theil denselben nahe; und diese Lage begründet ihren individuellen Naturcharakter. Dagegen ist in der östlichen Hälfte des alten Continents dasselbe geognostische Phänomen der gemäßigten Zone eigenthümlich.

Auf dem Bergrücken von Mittelasien zwischen dem Altai und Mustag 10), von der chinesischen Mauer an bis gegen den Aral-See, in einer Länge von 1000 Meilen, breiten sich die höchsten und größten Steppen der Welt aus. Einige sind Grasebenen; andere mit saftigen, immergrünen gegliederten Kali-Pflanzen geschmückt; viele vorn leuchtend von flechtenartig aufsprießendem Salze, das ungleich wie frisch gefallener Schnee den lettigen Boden deckt.

Diese Mongolischen und Tatarischen Steppen scheiden die uralte langgebildete Menschheit in Tibet und Hindostan von den rohen Nordasiatischen Völkern. Auch ist ihr Daseyn von mannichfaltigem Einfluß auf die wechselnden Schicksale des Menschengeschlechtes gewesen. Sie haben die Bevölkerung gegen Süden zusammengedrängt; mehr, als das Schneegebirge von Sirinagur und Gorka, das Verkehr der Nationen gestört, und im Norden unwandelbare Grenzen gesetzt der Verbreitung milderer Sitten und des schaffenden Kunstsinns. — Aber nicht als hindernde Vormauer allein darf die Geschichte die Ebene von Inner-Asien betrachten. Unheil und Verwüstung hat sie mehrmals über den Erdkreis gebracht. Hirtenvölker dieser Steppe, die Avaren, Mongolen, Alanen und Uzen ha-

ben die Welt erschüttert. Wenn in dem Lauf der Jahrhunderte frühe Geisteskultur, gleich dem erquickenden Sonnenlicht, von Osten nach Westen gewandert ist; so haben späterhin in derselben Richtung Barbarei und sittliche Rohheit Europa nebelartig zu überziehen gedroht. Ein brauner Hirtenstamm, die Hiongnu, bewohnte in ledernen Gezelten die hohe Steppe von Gobi. Ungestüm brach er hervor aus dem östlichen Theile von Hinter-Asien, und erschien plötzlich; so geht die dunkle Sage; als Hunnische Kriegsschaar erst an der Wolga, dann in Pannonien, dann an der Loire und an den Ufern des Po, die schön bepflanzten Fluren verheerend, wo die bildende Menschheit Denkmal auf Denkmal gehäuft hat. So wehte aus den mongolischen Wüsten ein verpesteter Windeshauch, der auf Cisalpinischen Boden die zarte langgepflegte Blüthe der Kunst erstickte. — Von den Salzsteppen Asiens, von den europäischen Heideländern, die im Sommer mit honigreichen, röthlichen Blumen prangen, und von den pflanzenleeren Wüsten Afrikas kehren wir zu den Ebenen von Südamerika zurück, deren Gemälde ich bereits angefangen habe, mit rohen Zügen zu entwerfen. — Das Interesse, welches dies Gemälde dem Beobachter gewähren kann, ist ein reines Naturinteresse. Keine Oase erinnert hier an frühere Bewohner, kein behauener Stein, kein verwilderter Fruchtbaum an den Fleiß untergegangener Geschlechter. Wie den Schicksalen der Menschen fremd, allein an die Gegenwart fesselnd, liegt dieser Erdwinkel da, ein wilder Schauplatz des freien Thier- und Pflanzenlebens.

Diese Steppe nimmt einen Raum von 14,000 Quadratmeilen ein. Aus geographischer Unkunde hat man sie oft als ununterbrochen bis an die magellanische Meerenge fortlaufend geschildert, nicht eingedenk der Bergjoche, welche die Andeskette östlich aussendet, und welche die waldige Ebene des Amazonenflusses gegen Norden und Süden von den Grassteppen des Appure- und la Plata-Stromes scheiden. Die letztern, die Pampas von Buenos-Ayres, übertreffen jene (die Llanos dreimal an Flächeninhalt. Ja ihre Ausdehnung ist so wundervoll groß, daß sie auf der nördlichen Seite durch Palmengebüsche begränzt, und auf der südlichen fast mit ewigem Eise

bedeckt sind. — Der Casuarähnliche Touyou ist diesen Pampas eigenthümlich, wie die Colonien verwilderter Hunde, welche gesellig in unterirdischen Höhlen wohnen; aber oft blutgierig den Menschen anfallen, für dessen Vertheidigung ihre Stammväter kämpften. Gleich der Wüste Zaara liegen die Llanos, oder die nördlichsten Ebenen von Südamerika, in dem heißen Erdgürtel. Dennoch erscheinen sie in jener Hälfte des Jahres unter einer verschiedenen Gestalt; bald verödet, wie das Lybische Sandmeer, bald eine Grasflur, wie die hohe Steppe von Mittelasien. — Wenn gleich die Südamerikanische Steppe eine dünne Rinde fruchtbarer Erde hat, und periodisch durch Regengüsse getränkt, und mit üppig aufschießendem Grase geschmückt wird; so hat sie doch die angränzenden Völkerstämme nicht reizen können, die schönen Bergthäler von Caraccas, oder das Meeresufer, oder die Flußwelt des Orinoco zu verlassen, um sich in dieser baum- und quellenleeren Einöde zu verlieren. Daher ward sie auch bei der Ankunft europäischer und afrikanischer Ansiedler fast menschenleer gefunden. Zwar sind die Llanos zur Viehzucht allerdings geeignet, aber die Pflege milchgebender Thiere war den ursprünglichen Einwohnern des neuen Continents völlig unbekannt. Kein Völkerstamm wußte die Vortheile zu benutzen, welche die Natur auch in dieser Hinsicht dargeboten hatte. Zwei Arten einheimischer Rinder weiden in den Grasfluren von West-Canada, und um die kolossalen Trümmer des Azteken-Pallastes, der, ein amerikanisches Palmyra, sich verlassen in der Einöde am Syla-Flusse erhebt. Der langhörnige Mouflon, der Stammvater des Schaafes, schwärmt auf den dürren und nackten Kalkfelsen von Californien umher. Der südlichen Halbinsel sind die kameelartigen Vicunnas, die Alpacas und Lamas eigenthümlich. Aber alle diese nutzbaren Thiere haben, das Lama abgerechnet, Jahrtausende lang ihre natürliche Freiheit bewahrt. Denn Genuß von Milch und Käse ist, wie der Besitz und die Kultur mehlreicher Grasarten, ein charakteristisches Unterscheidungszeichen der Nationen des alten Welttheils. — Blieb das Hirtenleben, diese wohlthätige mittelste Stufe, welche nomadische Jägerhorden an den grasreichen Boden fesselt, und gleichfalls zum Ackerbau vorbereitet, den Ur-

völkern Amerikas unbekannt; so liegt in dieser Unbekanntschaft selbst der Grund von der Menschenleere der Südamerikanischen Steppe. Desto freier haben sich in ihr die Naturkräfte in mannichfaltigen Thiergestalten entwickelt; frei, und nur durch sich selbst beschränkt, wie das Pflanzenleben in den Wäldern am Orinoco, wo dem riesenstämmigen Lorbeer nie die verheerende Hand des Menschen, sondern nur der üppige Andrang schlingender Gewächse drohet. Agutis, kleine buntgefleckte Hirsche, gepanzerte Armadille, welche rattenartig den unterirdischen Haasen in seiner Höhle aufschrecken; Heerden träger Chiguires, schön gestreifte Viverren, welche die Luft verpesten; der große ungemähnte Löwe; brasilianische Tiger, die den jungen selbst erlegten Stier am Hügel aufwärts schleppen — diese und viele andere Thiere durchirren die baumlose Ebene. — Fast nur ihnen bewohnbar, hätte sie keine der nomadischen Völkerhorden, die ohne dies (nach indischer Art) die vegetabilische Nahrung vorziehen, fesseln können, stände nicht hie und da die Fächer-Palme zerstreut umher. Weit berühmt sind die Vorzüge dieses wohlthätigen Lebensbaumes. Er allein ernährt am Ausflusse des Orinoco die unbezwungne Nation der Guaraunen. Hängematten, aus den Blattstielen dieser Palme gewebt, spannen sie künstlich von Stamm zu Stamm, um, während in der Regenzeit das Delta überschwemmt ist, nach Art der Affen auf den Bäumen zu leben. Diese schwebenden Hütten werden theilweise mit Letten bedeckt. Auf der feuchten Unterlage schüren die Weiber zu häuslichen Bedürfnissen Feuer an. Wer bei Nacht auf dem Flusse vorüber fährt, sieht die Flammen hoch in der Luft. Die Guaraunen verdanken die Erhaltung ihrer Unabhängigkeit dem lockeren Moorboden, über den sie leichtfüßig fortlaufen, und ihrem Aufenthalt auf den Bäumen, dieser hohen Freistatt, welche sie vor jedem Angriff sichert.

Aber nicht bloß sichere Wohnung, auch mannichfaltige Speise gewährt diese Palme. Ehe auf der männlichen Palme die zarte Blüthenscheide ausbricht, enthält das Mark des Stammes ein sagoartiges Mehl, welches in dünnen brotartigen Scheiben gedörrt wird. Der gegohrne Saft des Baumes ist der süße berauschende Palmenwein der Guaraunen. Die frischschuppigten Früchte, welche

röthlichen Tannenzapfen gleichen, geben, wie Pisang und fast alle Früchte dieses Himmelstrichs, eine verschiedenartige Nahrung, je nachdem man sie nach völliger Entwicklung ihres Zuckerstoffes, oder früher im mehlreichen Zustande genießt. So finden wir auf der untersten Stufe menschlicher Geistesbildung (gleich dem Insekt, das auf einzelne Blüthentheile beschränkt ist) die Existenz eines Völkerstammes an einen einzigen Baum gefesselt. Seit der Entdeckung des neuen Continents ist die Ebene dem Menschen bewohnbar geworden. Um das Verkehr zwischen der Küste und der Guayana zu erleichtern, sind selbst hie und da Städte an den Steppenflüssen erbaut. Fern von ihnen hat überall Viehzucht in dem unermeßlichen Raume begonnen. Tagereisen von einander entfernt liegen einzelne mit Rindsfellen gedeckte, mit Riemen zusammengeflochtne Hütten. Zahllose Schaaren verwilderter Stiere, Pferde und Maulesel schwärmen dazwischen umher. Ja die ungeheure Vermehrung dieser Thiere der alten Welt ist um so bewundernswürdiger, je mannichfaltiger die Gefahren sind, mit denen sie in diesen Erdstrichen zu kämpfen haben. — Wenn unter dem senkrechten Strahl der nie bewölkten Sonne die verkohlte Grasdecke in Staub zerfallen ist, klafft der erhärtete Boden auf, als wäre er von mächtigen Erdstößen erschüttert. Berühren ihn dann entgegengesetzte Luftströme, und pflanzt sich durch Gegenstoß die kreisende Bewegung fort; so gewährt die Steppe einen seltsamen Anblick. Als trichterförmige Wolken, deren Spitzen an der Erde hingleiten, steigt der Staub dampfartig durch die luftdünne, vielleicht elektrischgeladene, Mitte des Wirbels empor — gleich den rauschenden Wasserhosen, die der erfahrne Schiffer fürchtet. Ein trübes, strohfarbiges Halblicht wirft die nun scheinbar niedrigere Himmelsdecke auf die verödete Flur. Der Horizont tritt plötzlich näher. Er verengt die Steppe, wie das Gemüth des Wanderers. Die heiße staubige Erde, die im nebelartig verschleierten Dunstkreise schwebt, vermehrt die erstickende Luftwärme. Statt Kühlung führt der Ostwind neue Gluth hinzu, wenn er über den langerhitzten Boden hinweht. — Auch verschwinden allmählig die Lachen, welche die gelbgebleichte Fächer-Palme vor der Verdünstung schützte. Wie im eisigen Norden die

Thiere durch Kälte erstarren, so schlummert hier unbeweglich das Crokodill und die Boasschlange, tief vergraben in trocknen Letten. Ueberall verkündigt Dürre den Tod, und überall verfolgt den Dürstenden, im Spiele des gebogenen Lichtstrahls, das Trugbild des wellenschlagenden Wasserspiegels. In dichte Staubwolken gehüllt und von Hunger und brennendem Durste geängstigt, schweifen die Pferde und Rinder umher, erstere mit langgestrecktem Halse hoch gegen den Wind anschnaubend, um durch die Feuchtigkeit des Luftstroms die Nähe einer nicht ganz verdampften Lache zu errathen. Bedächtiger und verschlagener suchen die Maulthiere auf andere Art ihren Durst zu lindern. Eine kugelförmige, und dabei vielrippige Pflanze, der Melonen-Cactus, verschließt unter seiner stachlichten Hülle ein wasserreiches Mark. Mit dem Vorderfuße schlägt das Maulthier die Stacheln seitwärts, und wagt es dann erst die Lippen behutsam zu nähern und den kühlen Distelsaft zu trinken. Aber das Schöpfen aus dieser lebendigen vegetabilischen Quelle ist nicht immer gefahrlos; denn oft sieht man Thiere, welche von Cactusstacheln am Hufe gelahmt worden. Folgt endlich auf die brennende Hitze des Tages die Kühlung der gleich langen Nacht, so können Rinder und Pferde selbst dann nicht ruhen. Ungeheure Fledermäuse verfolgen sie während des Schlafes, saugen ihnen vampyrartig das Blut aus, und hängen sich an dem Rücken fest, wo sie eiternde Wunden erregen, in denen Mosquitos, Hippoboscen und eine Schaar stechender Insekten sich ansiedeln. So führen die Thiere ein schmerzenvolles Leben, wenn vor der Gluth der Sonne das Wasser auf dem Erdboden verschwindet. — Tritt endlich nach langer Dürre die wohlthätige Regenzeit ein; so verändert sich plötzlich die Scene in der Steppe. Das tiefe Blau des bis dahin nie bewölkten Himmels wird lichter. Kaum erkennt man bei Nacht den schwarzen Raum im Sternbild des südlichen Kreuzes. Der sanfte phosphorartige Schimmer der Magellanischen Wolken verlischt. Selbst die scheitelrechten Gestirne des Adlers und des Schlangenträgers leuchten mit zitterndem, minder planetarischem Lichte. Wie ein entlegenes Gebirge erscheint einzelnes Gewölk im Süden. Nebelartig breiten die Dünste sich über den Zenith aus. — Den belebenden Regen

verkündigt der ferne Donner. Kaum ist die Oberfläche der Erde benetzt; so überzieht sich die duftende Steppe mit Kylingien, mit vielrispigen Paspalum und mit mannichfaltigen Gräsern. Vom Lichte gereizt entfalten krautartige Mimosen die schlummernden Blätter, und begrüßen die aufgehende Sonne, wie der Frühgesang der Vögel und die sich öffnenden Blüthen der Wasserpflanzen. Pferde und Rinder weiden nun im frohen Genuß des Lebens. Im hochaufschießenden Grase versteckt sich der schön gefleckte Jaguar, und erhascht die vorüberziehenden Thiere im leichten Sprunge, katzenartig, wie der asiatische Tiger. — Bisweilen sieht man (so erzählen die Eingebornen) an den Ufern der Sümpfe den befeuchteten Letten sich langsam und schollenweise erheben, dann plötzlich mit heftigem Getöse, wie beim Ausbruch kleiner Schlammvulkane, die aufgewühlte Erde wolkenartig aufsliegen. Wer des Anblicks kundig ist, flieht die Erscheinung; denn eine riesenhafte Wasserschlange, oder ein gepanzertes Krokodill steigen aus der Gruft hervor, durch den ersten Regenguß aus dem Scheintod erwecket. — Schwellen allmählig die Flüsse, welche die Ebene südlich begränzen, der Arauca, der Apuon und der Payara; so zwingt die Natur dieselben Thiere, welche in der ersten Jahreshälfte auf dem wasserleeren, staubigen Boden vor Durst verschmachteten, als Amphibien zu leben. Ein Theil der Steppe erscheint nun wie ein unermeßliches Binnen-Wasser. Die Mutterpferde ziehen sich mit den Füllen auf die höhern Bänke zurück, welche lange, inselförmig, über den Seespiegel hervorragen. Mit jedem Tage verengt sich der trockne Raum. Aus Mangel an Weide schwimmen die zusammengedrängten Thiere stundenlang umher, und nähren sich kärglich von der blühenden Grasrispe, die sich über dem braungefärbten gährenden Wasser erhebt. Viele Füllen ertrinken, viele werden von den Krokodillen erhascht, mit dem zackigen Schwanze zerschmettert, und verschlungen. Auch nicht selten bemerkt man Pferde und Rinder, die, den Rachen dieser blutgierigen Eidechsen entschlüpft, die Spur des spitzigen Zahnes am Schenkel tragen. — Dieser Anblick erinnert unwillkührlich den ernsten Beobachter an die Biegsamkeit, mit welcher die alles aneignende Natur gewisse Thiere

und Pflanzen begabt hat. Wie die mehlreichen Früchte der Ceres, sind Stier und Roß dem Menschen über den ganzen Erdkreis gefolgt; vom Ganges bis an den Platastrom, von der afrikanischen Meeresküste bis zur Gebirgsebene des Antisana, welche höher als der Kegelberg von Teneriffa liegt. Hier ist es die nordische Birke, dort die Dattelpalme, welche den ermüdeten Stier vor dem Strahl der Mittagssonne schützt. Dieselbe Thiergattung, welche im östlichen Europa mit Bären und Wölfen kämpft, wird unter einem andern Himmelsstriche von den Angriffen der Tiger und der Krokodille bedroht. — Aber nicht die Krokodille und der Jaguar allein stellen den Südamerikanischen Pferden nach, auch unter den Fischen haben sie einen gefährlichen Feind. Die Sumpfwasser von Bera und Rastro sind mit zahllosen elektrischen Aalen gefüllt, deren schleimiger gelbgefleckter Körper aus jedem Theile die erschütternde Kraft nach Willkühr aussendet. Diese Gymnoten haben 5 bis 6 Fuß Länge. Sie sind mächtig genug die größten Thiere zu tödten, wenn sie ihre nervenreichen Organe auf einmal in günstiger Richtung entladen. In der That mußte die Steppenstraße von Uritucu einst verändert werden, weil sie sich in solcher Menge in einem Flüßchen angehäuft hatten, daß jährlich vor Betäubung viele Pferde in der Fuhrt ertranken. Auch fliehen alle andere Fische die Nähe dieser furchtbaren Aale. Selbst den Angelnden am hohen Ufer schrecken sie, wenn die feuchte Schnur ihm die Erschütterung aus der Ferne zuleitet. So bricht elektrisches Feuer tief aus dem Schooße der Gewässer aus. — Ein mahlerisches Schauspiel gewährt der Fang der Gymnoten. Man jagt Maulthiere und Pferde in einen Sumpf, den die Indianer eng umzingeln, bis der ungewohnte Lärmen die muthigen Fische zum Angriff reizt. Schlangenartig sieht man sie auf dem Wasser schwimmen, und sich verschlagen unter den Bauch der Pferde drängen. Viele der letztern erliegen unter der Stärke unsichtbarer Schläge. Mit gesträubter Mähne schnaubend, wilde Angst im funkelnden Auge, fliehen andere das tobende Ungewitter. Aber die Indianer, mit langen Bambusstäben bewaffnet, treiben sie in die Mitte der Lache zurück. Allmählig läßt die Wuth des ungleichen Kampfes nach. Wie entladne Wolken zerstreuen sich die

ermüdeten Gymnoten. Sie bedürfen einer langen Ruhe und einer reichlichen Nahrung, um zu sammeln, was sie an galvanischer Kraft verschwendet haben. Schwächer und schwächer erschüttern nun allmählig ihre Schläge. Vom Geräusch der stampfenden Pferde erschreckt, nahen sie sich furchtsam dem Ufer, wo sie durch Harpune verwundet, und mit dürrem nicht leitenden Holze auf die Steppe gezogen werden. Dies ist der wunderbare Kampf der Pferde und Fische. Was unsichtbar die lebendige Waffe dieser Wasserbewohner ist; was, durch die Berührung feuchter und ungleichartiger Theile erweckt, in allen Organen der Thiere und Pflanzen umtreibt, was die weite Himmelsgegend donnernd entflammt, was Eisen an Eisen bindet, und den stillen wiederkehrenden Gang der leitenden Nadel lenkt; alles, wie die Farbe des getheilten Lichtstrahls, fließt aus einer Quelle; alles schmilzt in eine ewige allverbreitete Kraft zusammen. — Gegen Süden umgiebt die Steppe eine schaudervolle Wildniß. Tausendjährige Wälder, ein undurchdringliches Dickigt erfüllen den feuchten Erdstrich zwischen dem Orinoco und dem Amazonen-Strome. Mächtige, bleifarbige Granitmassen verengen das Bette der schäumenden Flüsse, Berg und Waldhallen wieder von dem Donner der stürzenden Wasser, von dem Gebrüll des Jaguar, und dem dumpfen regenverkündenden Geheul der bärtigen Affen. — Wo der seichte Strom eine Sandbank übrig läßt, da liegen mit offnen Rachen unbeweglich wie Felsstücke hingestreckt, oft mit Vögeln bedeckt, die ungeschlachten Körper der Krokodille. Den Schwanz um einen Baumast befestigt, zusammengerollt, lauert am Ufer, ihrer Beute gewiß, die tigerfleckige Boasschlange. Schnell vorgestreckt ergreift sie in der Fuhrt den jungen Stier, oder das schwächere Wildpret, und zwängt mühsam den Raub, in Geifer gehüllt, durch den schwellenden Hals. — In dieser großen und wilden Natur leben mannichfaltige Geschlechter der Menschen. Durch wunderbare Verschiedenheit der Sprachen gesondert, sind einige nomadisch, dem Ackerbau fremd, Ameisen, Gummi und Erde genießend, ein Auswurf der Menschheit, wie die Ottomaken und Jaruren; andere angesiedelt, von selbst erzielten Früchten genährt, verständig und sanfterer Sitten, wie die Maquiritarer und Makos. Große

Räume zwischen dem Cassiquiare und dem Atabago sind nur vom Tapir und von geselligen Affen, nicht von Menschen, bewohnt. In Felsen gegrabene Bilder beweisen, daß einst auch diese Einöde der Sitz höherer Cultur war. Sie zeugen für die wechselnden Schicksale der Völker, wie die Form biegsamer Sprachen, die zu den unauslöschlichsten Denkmälern der Menschheit gehören. — Wenn aber in der Steppe Tiger und Krokodille mit Pferden und Rindern kampften; so sehen wir dagegen an ihrem waldigen Ufer, in den Wildnissen der Guayana, ewig den Menschen gegen den Menschen gerüstet. Mit unnatürlicher Begier trinken hier ganze Völkerstämme das ausgesogne Blut ihres Feindes; andere würgen ihn, scheinbar waffenlos, und doch zum Morde vorbereitet, mit vergiftetem Daum-Nagel. Die schwächern Horden, wenn sie das sandige Ufer betreten, vertilgen sorgsam mit den Händen die Spur ihrer schüchternen Tritte. So bereitet der Mensch auf der untersten Stufe thierischer Rohheit, so im Scheinglanze seiner höhern Bildung sich stets ein mühevolles Leben. So verfolgt den Wanderer über den weiten Erdkreis, über Meer und Land, wie den Geschichtsforscher durch alle Jahrhunderte, das einförmige, trostlose Bild des entzweiten Geschlechts. Darum versenkt, wer im ungeschlichteten Zwist der Völker nach geistiger Ruhe strebt, gern der Blick in das stille Leben der Pflanzen, und in der heiligen Naturkraft inneres Wirken; oder hingegeben dem angestammten Triebe, der seit Jahrtausenden der Menschen Brust durchglüht, blickt er ahndungsvoll aufwärts zu den hohen Gestirnen, welche im ungestörten Einklang die alte ewige Bahn vollenden.

Zweiter Abschnitt.

Fabeln.

1. Die Mücke und der Löwe.

Als der Löwe einst den Wald durchtobte, und alle Thiere vor ihm erschrocken flohen, foderte eine kühne Mücke ihn zum Zweikampfe heraus.

Mit Hohngelächter nahm der Löwe denselben an; aber rasch flog die Mücke in seine Nasenlöcher, und zerstach ihm diese dergestalt, daß er voller Wuth mit seinen eignen Klauen sich zerfleischte; und nach langem fruchtlosen Sträuben doch endlich gestehen mußte, er sey überwunden!

Denn auch Schwäche besiegt durch Geschicklichkeit oder List zuweilen den Starken; darum poche dieser nie auf seine Kraft!

Nicht wenig stolz auf ihren Sieg schwang sich nun die Mücke empor, und eilte, diesen Triumph ihren Gespielen, oder, wo möglich, dem ganzen Walde zu verkündigen. Doch in dieser Eil sah sie das Gewebe einer nahen Spinne nicht; ward verstrickt, und mußte nun einen Tod erleiden, der ihr desto schmerzlicher fiel, je verächtlicher dieser zweite Feind gegen den ersten überwunden war.

Darum überhebe dich nie deines Glücks! Stolz und Unvorsichtigkeit sind des Untergangs gewöhnliche Vorboten.

2. Der Igel und der Maulwurf.

Der Igel, als er spürte, daß der Winter sich nahe, bat den Maulwurf, ihm ein Plätzchen in seiner Höhle einzuräumen, damit er hier gegen die Kälte geschützt sey. — Der Maulwurf war es zufrieden; doch kaum hatte der Igel den Einlaß erhalten, so machte er es sich bequem, spreitete sich aus, und sein Wirth stach sich alle Augenblicke, bald hier, bald da, an des neuen Gastes Stacheln.

Jetzt erst erkannte der arme Maulwurf seine Uebereilung; schwur hoch und theuer, daß dies ihm unerträglich

sey; und bat den Igel wieder hinaus zu gehen, weil seine kleine Wohnung unmöglich sie beide fassen könne. Aber der Igel lachte und sprach: Wem es hier nicht gefällt, der weiche! Ich für meine Person bin wohl zufrieden und bleibe.

Ueberlege ja erst mit Bedacht, wen du in deine genauere Gesellschaft aufnehmen willst; du könntest, wenn es ein Unverträglicher wäre, sonst bald mit deinem Schaden ihm Platz machen müssen.

3. Der gewarnte Hirsch.

Ein stolzer Hirsch machte sich im Winter eine erwärmende Bewegung. Er setzte über Felsensteine und Hecken, sprang über Kluft und Graben; lief wie der Wind über den gefrornen Strom, und wieder zurück. — Recht brav! sprach der Fuchs zu ihm: Im Springen hast du was gethan; das muß wahr seyn! Aber, Freund, nimm dich auf jener Eisbahn in Acht! des Müllers Esel tanzte dort gestern ebenfalls herum, und : : „Und war ein Esel, fiel und brach ein Bein!“ das wußt' ich längst. Aber sieh' her, ob deine Lehre für einen Hirsch sich schickt. — Sogleich war er wieder auf dem Eise, sprang noch dreister, glitt aus, stürzte hin, und — brach das Bein, wie der Esel. Ein nachbarlicher Jäger, der schon lange vergeblich ihm nachgetrachtet hatte, kam jetzt ganz gemächlich herbei, und gab ihm den Nickfang, ohne erst einen Schuß Pulver an ihn zu verwenden.

Ach! seufzte der sterbende Hirsch, der Tod thut weh: aber noch weher fast das schmerzliche Gefühl, eine freundschaftliche Warnung verschmäht zu haben!

4. Der Rabe und der Fuchs.

Ein Rabe hatte einen Käse gestohlen, und saß nun auf dem Gipfel der schönsten Linde, den Raub noch in seinem Schnabel haltend. — Ein Fuchs sah ihn hier, bekam Lust zu dieser Speise, und wußte nur nicht recht, wie der Besitzer zu überlisten sey. — O du edler Vogel! hob er endlich an, du Lust der Götter und Menschen!

An die Schönheit deiner Federn, an die Majestät deines Schnabels reicht keiner von deinen Mitbrüdern. Billig dienen dir daher alle übrige Vögel. — Ha! was gilts? dachte der Rabe bei sich, und freute sich dessen: dieser Fuchs hält mich für einen Adler. — Sieh, fuhr jener fort, Tage lang könnte ich hier stehen, dich anschauen, dich bewundern, und doch dessen nicht satt werden. Ist deine Stimme eben so, wie deine übrigen Eigenschaften, so bist du das Erste aller Geschöpfe unter der Sonne! — —. Die kann ich ihn ja hören lassen! sprach der Rabe zu sich selbst; that seinen Schnabel weit auf, und wollte eben sein holdseliges Kroas, Kroas erschallen lassen, da — entsank ihm der Kase! — Rasch fieng der Fuchs denselben auf, verschlang ihn, und rief lächelnd: Hoch habe ich, guter Rabe, deine Schönheit gepriesen. Verzeih' meinem Eigennutz; ich war hungrig. Doch so weit mocht' ich meine Schmeichelei nicht treiben, daß ich auch deinen Verstand erhoben hätte. — Beschämt und traurig flog nun der Rabe von dannen.

Höre nie auf Schmeichler, und noch minder traue denselben! Du bist sonst gewiß der Betrogne.

5. Das Krokodill, der Tiger und der Wandersmann.

Auf einem schmalen Wege, wo zur rechten Hand ein hohes Gebirge emporstieg, und zur linken der Ganges floß, gieng ein Wanderer. Plötzlich sahe er vom Berge herab einen grimmigen Tiger auf sich zu eilen; um ihm zu entgehen, wollte er geradezu in den Strom sich stürzen, und durch Schwimmen sich retten, so gut er könne, als auch aus diesem ein Krokodill empor fuhr. — O ich Elender! rief der arme Wanderer: wohin ich blicke, ist der gewisse Tod. — Voll unaussprechlicher Angst sank er bei diesen Worten zu Boden. Der Tiger, schon hart an ihm, that einen jähen Sprung, und — fiel dem Krokodill in den Rachen.

Auch in der höchsten Gefahr verzweifle nicht! Oft dient zu deiner Erhaltung, was im ersten Augenblick deines Untergangs Vollendung schien.

6. Die

6. Die zwei Pflugschaare.

Von einerlei Gattung Eisen und auf eben derselben Werkstatte wurden zwei Pflugschaare verfertigt. Einer davon kam in die Hand eines Landmanns, der andere ward in den Winkel des Schuppens geworfen, lag allda ruhig acht oder neun Monate lang, und ward mit Rost überdeckt. Jetzt erst erinnerte man sich seiner, und zog ihn auch wieder hervor.

Wie staunte derselbe, als er seinen ehemaligen Bruder erblickte, und mit sich selbst verglich! Denn er fand ihn hell und spiegelglatt, ja fast glanzender noch, als er anfangs war. — Ist das möglich? rief der Verrostete aus: Einst waren wir einander gleich. Was hat dich so herrlich erhalten, da ich in der glücklichsten Ruhe so verunstaltet worden bin? Eben diese Ruhe, erwiederte jener, war dir verderblich. Mich hat Uebung und Arbeit erhalten. Ihr nur verdank' ich es, daß ich dich jetzt übertreffe.

7. Der Stier und der Hund.

Ein Stier und ein Hund entzweiten sich; der letztere forderte gar erstern zum Kampfe auf. Verachtlich nahm der Stier die Aufforderung an, und glaubte, ein Geschöpf, das ihm an Kräften so ungleich sey, beim ersten Gange sogleich entweder mit seinen Hörnern zu spießen, oder mit seinem Hufe zu zermalmen. — Doch jetzt, indem er seinen Kopf zur Erde beugte, wich der schlaue Hund seinen Stößen aus, und faßte das stärkere Thier beim Ohre. Vergebens schüttelte der Stier sein Haupt, brüllte und stampfte vergebens; vom wüthenden Schmerz übermannt, mußte er zuletzt demüthig und mit zerfleischtem Ohre um Frieden bitten.

Verlaß dich nicht auf körperliche Stärke allein! Geschicklichkeit weiß sie zehnfach zu ersetzen und zu überwinden.

8. Der Luchs und der Maulwurf.

Der scharfsehende Luchs beklagte einst den blinden Maulwurf. — Kaum kann ich es begreifen, sprach er,

wie du noch so gelassen dein Elend ertragen kannst. Ein Leben ohne Augen würde mir noch härter dünken, als selbst der Tod. — Ich danke dir für dein Mitleid, antwortete der Maulwurf: aber vielleicht verdiene ich es nicht einmal ganz. Was die Natur auf einer Seite mir entzog, das hat sie mir gütig auf der andern eingebracht. Mein Ohr ist scharf, und warnt mich vor jedem noch ziemlich entfernten Feinde. Selbst jetzt — ich kann mich irren; aber mich dünkt, ich höre den Tritt eines Menschen, der sich herbeischleicht. Ich bitte dich, lieber Luchs, nimm dich in Acht! — Eben wollte der Luchs den Maulwurf höhnisch auslachen, da zischte schon der Pfeil eines Jägers; und dieses auf seine Gesichtsschärfe so stolze Thier fiel, weil es den guten Rath des blinden Maulwurfs verschmäht hatte.

Die Hand der Natur theilt ihre Gaben billig aus, und oft ist gerade der glücklich, der uns bedaurungswürdig dünkt.

9. Der Leopard und das Eichhorn.

Der Leopard schlief unter einem Eichbaume seinen unruhigen Mittagsschlummer; auf dem Baume selbst jagten sich ein paar muntre Eichhörner in sorglosester Fröhlichkeit umher. Aber unvermuthet war eines derselben so unglücklich oder so unvorsichtig, herab und auf den Leoparden zu fallen. — Mit Brüllen sprang er auf, faßte mit der Tatze das zitternde Thier, und war im Begriff, es zu zerreißen. Doch plötzlich besann er sich wieder. — Nein! du bist mir doch allzu klein. Ich schenke dir das Leben. Aber sage mir: wie kömmst du und deines Gleichen zu der neidenswürdigen Gabe, immer heiter und vergnügt zu seyn? Mir dient der ganze Wald, und gleichwohl verfolgt mich Mißmuth im Wachen und im Traume. — Diese Beantwortung, mächtiger Leopard, ist leicht, nur erlaube mir, daß ich zuvor wieder auf einen Ast steige. — Im Freien spricht es sich besser. — Die furchtbare Klaue ward geöffnet; mit drei oder vier Sätzen war das Eichhörnchen wieder in — Sicherheit; und rief: Leopard, wie kannst du auf

Freude und Heiterkeit hoffen, da täglich das Blut deiner Mitgeschöpfe dich befleckt? da du die Kraft mißbrauchst, die dir verliehen ward, und dein eignes Gewissen der Grausamkeit dich anklagen muß? Lebe schuldlos, wie ich! Laß keinen Fluch und Jammer dich verfolgen. Denn nur in einer unbefleckten Seele wohnt Ruhe und Freude.

10. Die zwei Sperlinge.

In einem trocknen Mißjahre quälte der Hunger zwei Sperlinge hart; beide fühlten sich schon dem Verschmachten nahe. — Sammle noch einmal deine Kräfte, lieber Bruder, — sprach der Schwächste von ihnen — fleuch umher und sieh', ob du nicht irgendwo einige Nahrung entdeckst! Ich flöge gern mit, aber ich kann nicht mehr. Findest du Speise, so bringe auch mir etwas davon! Aber nur bald! denn sonst hat der Hunger mich umgebracht. — Der Stärkere versprach es und flog aus. — Das Glück war ihm günstig. Er sah einen Kirschbaum voll reifer Früchte. — O, rief er, geborgen ist nun mein Freund und ich! Er flog hinzu, kostete, fand die Kirschen vortreflich, und stillte seinen Hunger bis zum Uebermaaß. — Eine Stunde verfliebt; die Sonne senkte sich zum Untergange. Er will jetzt mit einigen Kirschen beladen zu seinem Freude fliegen. — Doch nein! nein! denkt er wieder: noch bin ich selbst zu matt; noch will ich diese Kirsche verzehren; und dann jene! — So fahrt er fort; so flattert er von Ast zu Ast, bis die Dunkelheit ihn überrascht und er einschläft. Erst am Morgen erwacht er wieder, und eilt nun wirklich zu seinem verlaßnen Bruder. Er findet ihn — auf dem Rücken liegend und todt.

Nichts sey dir heiliger, als die Erfüllung eines Versprechens, zumal wenn es dem Nothleidenden gegeben ist. Der Edle vergißt im eignen Glück das Unglück seiner Brüder nicht.

11. Der kriegerische Wolf.

Mein Vater, glorreichen Andenkens, sagte ein junger Wolf zu einem Fuchse, das war ein rechter Held! Wie fürchterlich hat er sich nicht in der ganzen Gegend gemacht! Er hat über mehr als zweihundert Feinde, nach und nach, triumphirt, und ihre schwarzen Seelen in das Reich des Verderbens gesandt. Was Wunder also, daß er endlich doch einem unterliegen mußte!

So würde sich ein Leichenredner ausdrücken, sagte der Fuchs; der trockne Geschichtschreiber aber würde hinzusetzen: die zweihundert Feinde, über die er nach und nach triumphierte, waren Schaafe und Esel; und der eine Feind, dem er unterlag, war der erste Stier, den er sich anzufallen erkühnte.

12. Die Gans.

Die Federn einer Gans beschämten den neugebornen Schnee. Stolz auf dieses blende Geschenk der Natur, glaubte sie eher zu einem Schwane, als zu dem, was sie war, geboren zu seyn. Sie sonderte sich von ihres Gleichen ab, und schwamm einsam und majestätisch auf dem Teiche umher. Bald dehnte sie ihren Hals, dessen verrätherischer Kürze sie mit aller Macht abhelfen wollte. Bald suchte sie ihm die prächtige Biegung zu geben, in welcher der Schwan das würdigste Ansehn eines Vogels des Apollo hat. Doch vergebens; er war zu steif, und mit aller ihrer Bemühung brachte sie es nicht weiter, als daß sie eine lächerliche Gans ward, ohne ein Schwan zu werden.

13. Der Knabe und die Schlange.

Ein Knabe spielte mit einer zahmen Schlange. Mein liebes Thierchen, sagte der Knabe, ich würde mich mit dir so gemein nicht machen, wenn dir das Gift nicht benommen wäre. Ihr Schlangen seyd die boshaftesten, undankbarsten Geschöpfe! Ich habe es wohl gelesen, wie es einem armen Landmann gieng, der eine, vielleicht von deinen Ureltern, die er halb erfroren unter einer

Hecke fand, mitleidig aufhob, und sie in seinen erwärmenden Busen steckte. Kaum fühlte sich die Böse wieder, als sie ihren Wohlthäter biß, und der gute freundliche Mann mußte sterben. — Ich erstaune, sagte die Schlange. Wie partheiisch eure Geschichtschreiber seyn müssen! Die unsrigen erzählen diese Historie ganz anders. Dein freundlicher Mann glaubte, die Schlange sey wirklich erfroren, und weil es eine von den bunten Schlangen war; so steckte er sie zu sich, ihr zu Hause die schöne Haut abzustreifen. War das recht? — Ach schweig nur, erwiederte der Knabe. Welcher Undankbare hätte sich nicht zu entschuldigen gewußt? — Recht, mein Sohn! fiel der Vater, der dieser Unterredung mit zugehört hatte, dem Knaben ins Wort. Aber gleichwohl, wenn du einmal von einem außerordentlichen Undank hören solltest, so untersuche ja alle Umstände genau, bevor du einen Menschen mit so einem abscheulichen Schandflecke brandmarken lässest. Wahre Wohlthäter haben selten Undankbare verpflichtet; ja ich will zur Ehre der Menschheit hoffen, — niemals. Aber die Wohlthäter mit kleinen, eigennützigen Absichten, die sind es werth, mein Sohn, daß sie Undank statt Erkenntlichkeit einwuchern.

14. Der Besitzer des Bogens.

Ein Mann hatte einen trefflichen Bogen von Ebenholz, mit dem er sehr weit und sehr sicher schoß, und den er ungemein werth hielt. Einst aber, als er ihn aufmerksam betrachtete, sprach er: Ein wenig zu plump bist du doch! Alle deine Zierde ist die Glätte. Schade! — Doch dem ist abzuhelfen; fiel ihm ein. Ich will hingehen, und den besten Künstler Bilder in den Bogen schnitzen lassen. — Er gieng hin; und der Künstler schnitzte eine ganze Jagd auf den Bogen; und was hätte sich besser auf einen Bogen geschickt, als eine Jagd? — Der Mann war voller Freuden. — Du verdienst diese Zierrathen, mein lieber Bogen! — Indem will er ihn versuchen; er spannt, und der Bogen — zerbricht.

15. Der Rabe.

Der Rabe bemerkte, daß der Adler ganze dreißig Tage über seinen Eiern brütete. Und daher kommt es ohne Zweifel, sprach er, daß die Jungen des Adlers so allsehend und stark werden. Gut! das will ich auch thun. — Und seit dem brütet der Rabe wirklich ganzer dreißig Tage über seinen Eiern; aber noch hat er nichts, als elende Raben ausgebrütet.

16. Der junge und der alte Hirsch.

Ein Hirsch, den die gütige Natur Jahrhunderte hatte leben lassen, sagte einst zu einem seiner Enkel: Ich kann mich der Zeit noch sehr wohl erinnern, da der Mensch das donnernde Feuerrohr noch nicht erfunden hatte. — Welche glückliche Zeit muß das für unser Geschlecht gewesen seyn! seufzte der Enkel. — Du schließest zu geschwind! sagte der alte Hirsch. Die Zeit war anders, aber nicht besser. Der Mensch hatte da statt des Feuerrohrs Pfeile und Bogen, und wir waren eben so schlimm daran, als jetzt.

17. Der Pfau und der Hahn.

Einst sprach der Pfau zu der Henne: Sieh einmal, wie hochmüthig und trotzig dein Hahn einher tritt! Und doch sagen die Menschen nicht: der stolze Hahn; sondern nur immer: der stolze Pfau. — Das macht, sagte die Henne, weil der Mensch einen gegründeten Stolz übersieht. Der Hahn ist auf seine Wachsamkeit, auf seine Mannheit stolz; aber worauf du? — Auf Farben und Federn.

18. Der Maulwurf und das Eichhörnchen.

Zwei Fabeln.

I.

Du armer Schelm da unten in deiner finstern Kluft! raunte ein Eichhörnchen einem Maulwurfe in sein Loch

hinein; du dauerst mich. Denk nur, wie gut ich es habe! Ich habe ein hübsches Häuschen, hoch auf einem Baume, beschattet von seinen grünen Zweigen, und köstliche Früchte die Fülle. Kurz, ich habe dir's so gut gegen dich; du solltest es nur einmal sehen! — Kann wohl seyn, versetzte der Maulwurf; aber eben, weil ich's nicht sehe, kümmert mich das nicht, und ich befinde mich, Gott Lob, ganz wohl in meiner finstern Kluft bei meinen Erdwürmern. — Spare die Klagen, glanzender Mann, über den armseligen Zustand des dürftigen Mitbruders! Er ist nicht so übel dran, als du denkst, wenn er nur deinen Glanz nicht kennt.

2.

Aber komm' doch nur einmal heraus aus deinem schmutzigen Loche, finsterer Murrkopf, und nimm wenigstens meinen Wohlstand in Augenschein! fuhr das Eichhörnchen fort. Der Maulwurf ließ sich bereden, und gieng mit. Jetzt stand er unten am Baume, spähete mit seinen blöden Augen hinauf, bewunderte die hohe Burg, fieng an zu vergleichen, und allmählig lüstete ihm nach dem Zustand des Eichhörnchens. Nun, hub er an, Freund, dein Glück reizt mich. Sag' an, wie kann ich meine Lage verbessern? Ja, das weiß ich nicht, war die Antwort. Du weißt nichts? Kannst du denn nichts für mich thun? — Nichts, guter Maulwurf, gar nichts! gab das Eichhörnchen zum Bescheide. Deine ganze Natur ist ja nicht für meine Lebensart; du kannst ja nicht einmal einen Baum erklimmen. Kurz, ich kann dir nicht helfen, armer Erdbewohner! — Traurig schlich sich der Maulwurf fort, und aus wars nun mit seinem Wohlbefinden in seiner finstern Kluft bei seinen Erdwürmern. — Willst du dich nicht an der Ruhe des dürftigen Mitbruders versündigen, glänzender Mann, so verbirg ihm deinen Glanz, wofern du nicht auch im Stande bist, ihm seinen Zustand zu verbessern.

19. Die Sonne und die Wolke.

Vor das große Licht der Welt trat eine finstere Gewitterwolke. Die Sonne ward eine Zeit lang verdeckt;

kaum war aber ihre Feindin etwas gewichen; so besäumte ihr Strahl dieselbe mit einem goldnen Ränd̈chen.

Ein Licht der Welt verdient der Mann zu heißen, der selbst seinem Feinde wohlthut, sobald die Stunde der Unterdrückung vorüber ist.

20. Der Fuchs und die Nachtigall.

Es ist wahr, sprach ein Fuchs zur Nachtigall, ihr seyd geistvolle Sänger; nur Schade, daß es euch ganz an Weltkenntniß und Lebensklugheit fehlt! Erst gestern sah' ich eine deines Geschlechts recht plump in eine Falle gehen, die ihr der Mensch gestellt hatte. Wer einen Fuchs fangen will, der muß es listiger angreifen. Natürlich! antwortete die Nachtigall; ihr versteht euch selbst zu gut auf das Fallenstellen. Würden die Nachtigallen auch erst betrügen lernen; so würden sie wahrscheinlich nicht mehr so leicht betrogen werden. Aber freilich würden sie dann auch aufhören, Nachtigallen zu seyn, deren süßester Beruf es ist, andern Freude ins Herz zu singen.

21. Das verleumdete Roß.

Am Hofe des Löwen war ein edles Roß, das dem Könige lange treu gedient hatte. Und der König schätzte und liebte seinen Diener, wie ers verdiente. Das verdroß das kleinere Hofgesindel; und der Fuchs übernahm es, dem Löwen seinen treuen Diener verdächtig zu machen. Aber edel und weise antwortete der König der Thiere: Es ist ein sichrer Beweis von der Güte meines Rosses, daß es dich Elenden zum Feinde hat.

22. Der Hopfen und die Eiche.

Was hilft am Ende Fleiß und Arbeit, und die mühevollste Ausbildung des Geistes — ohne Glück und ohne Gönner? N**, der seine Jugend verschwelgte, steigt durch seine Gönner von einer Ehrenstelle zur andern empor, und blickt mit Verachtung auf mich herab. Du aber weißt, daß du seine Verachtung so wenig verdienst,

als er deinen Neid. — Er hat Ehrenstellen ohne Ehre, und wer weiß, wie lange die Stellen.

So mit stolzer Verachtung blickte einst der Hopfen von seiner hohen Stange auf eine junge Eiche herab. Ein Sturm warf die Stange nieder, und der Hopfen, seiner Stütze beraubt, kroch auf der Erde. Indeß wuchs die Eiche langsamer, aber auf die Dauer, zum schönsten Baume des Waldes.

23. Die Lilie und die Rose.

Sagt mir, ihr holden Töchter der rauhen, schwarzen Erde, wer gab euch eure schöne Gestalt? denn wahrlich von niedlichen Fingern seyd ihr gebildet. Welche kleine Geister stiegen aus euern Kelchen empor? und welch Vergnügen fühltet ihr, da sich Göttinnen auf euern Blättern wiegten? Sagt mir, friedliche Blumen, wie theilten sie sich in ihr erfreuend Geschäft? und winkten einander zu, wenn sie ihr feines Gewebe so vielfach spannen, so vielfach zierten und stickten. —

Aber ihr schweigt, holdselige Kinder, und genießt eures Daseyns. Wohlan! mir soll die lehrende Fabel erzählen, was euer Mund mir verschweigt.

Als einst, ein nackter Fels, die Erde dastand: siehe, da trug eine freundliche Schaar von Nymphen den jungfräulichen Boden hinan, und gefällige Genien waren bereit, den nackten Fels zu beblümen. Vielfach theilten sie sich in ihr Geschäft. Schon unter Schnee und im kalten kleinen Grase fieng die bescheidene Demuth an, und webte das sich verbergende Veilchen. Die Hoffnung trat hinter ihr her, und füllte mit kühlenden Düften die kleinen Kelche der erquickenden Hyacinthe. Jetzt kam, da es jenen so wohl gelang, ein stolzer, prangender Chor vielfarbiger Schönen. Die Tulpe erhob ihr Haupt: die Narzisse blickte umher mit ihrem schmachtenden Auge.

Viele andere Göttinnen und Nymphen beschäftigten sich auf mancherlei Art, und schmückten die Erde, frohlockend über ihr schönes Gebilde.

Und siehe, als ein großer Theil von ihren Werken mit seinem Ruhm und ihrer Freude daran verblüht war, sprach Venus zu ihren Grazien also: Was säumt ihr,

Schwestern der Anmuth? Auf! und webet von euern Reizen auch eine sterbliche, sichtbare Blüthe. Sie giengen zur Erde hinab, und Aglaja, die Grazie der Unschuld, bildete die Lilie: Thalia und Euphrosine webten mit schwesterlicher Hand die Blume der Freude und Liebe, die jungfräuliche Rose.

Manche Blumen des Feldes und Gartens neideten einander; die Lilie und Rose neideten keine, und wurden von allen beneidet. Schwesterlich blühen sie zusammen auf einem Gefilde der Hora, und zieren einander: denn schwesterliche Grazien haben ungetrennt sie gewebet.

Auch auf euern Wangen, o Mädchen, blühen Lilien und Rosen; mögen auch ihre Huldinnen, die Unschuld, Freude und Liebe, vereint und unzertrennlich auf ihnen wohnen.

24. Eine neue Fabel Aesopi vom Löwen und Esel.

Der alte Löwe ward krank, und forderte alle Thiere zu sich, seinen letzten Reichstag zu halten, und seinen Erben, den jungen Löwen, an seine Statt zum Könige zu setzen. Die Thiere kamen gehorsamlich, und nahmen des alten Löwen letzten Willen an. Als aber der alte Löwe starb, und herrlich bestätigt ward, wie sichs einem Könige gebührt, thäten sich etliche untreue, falsche Räthe des alten Königs hervor, welchen er doch viel Guts gethan und zu großen Ehren geholfen hatte, die suchten nun ein freies Leben zu haben und nach ihrem Gefallen im Reiche zu regieren, und wollten keinen Löwen mehr zum König haben, und sprachen auch: Wir wollen nicht, daß dieser über uns regiere; zeigeten an, wie ein grausam Regiment die Löwen bisher geführt hätten, wie sie die unschuldigen Thiere zurissen und fräßen, daß niemand sicher vor ihnen seyn könnte; wie es denn zu geschehen pflegt, daß man alles Guten schweiget, und allein das Aergste redet von den Oberherren.

Es ward aus solcher Rede ein groß Gemurmel unter allen Ständen des Reichs; etliche wollten den jungen Löwen behalten, aber der mehrere Theil wollte einen andern auch versuchen. Zuletzt forderte man sie zusam-

men, daß man nach der meisten Vollwort wählen sollte, und die Sache stillen. Da hatten die falschen, untreuen Räthe den Fuchs zum Redner gemacht, der das Wort thun sollte vor des Reichs Ständen, und seine Instruktion und Unterricht gegeben, wie er sollte den Esel fürschlagen. Es war zum ersten zwar dem Fuchs selbst lächerlich, daß ein Esel sollte König seyn; aber da er hörte ihr Bedenken, wie frei sie könnten unter dem Esel leben, und möchten ihn regieren, wie sie wollten, ließ ihm der Schalk solches gefallen, und half treulich dazu, fassete die Sache, wie er sie wollte hübsch vorbringen.

Und trat auf vor des Reichs Ständen, räusperte sich, und hieß stille schweigen, fieng an zu reden von des Reichs Noth und schweren Sachen, trieb aber die ganze Rede dahin, das der Könige Schuld gewest wäre, und machte das Löwengeschlecht so zu nichte, daß der Hauf ganz abfiel. Da aber ein großer Zweifel ward, welches Thier zu wählen seyn sollte, hieß er abermals schweigen und hören, und gab des Esels Geschlecht für, und brachte wohl eine Stunde zu über dem Esselloben, wie der Esel nicht stolz noch tyrannisch wäre, thäte viel Arbeit, wäre geduldig und demüthig, ließ ein ander Thier auch etwas seyn, und stünde nicht viel zu halten, wäre auch nicht grausam, fräße die Thiere nicht, ließe ihm an geringer Ehre und Zinse begnügen. Als nun der Fuchs merkte, daß solches den Pöbel kützelte und wohl gefiel, da that er den rechten Zusatz, und sprach: Ueber das, liebe Herren, haben wir zu bedenken, daß er vielleicht auch von Gott dazu verordnet und geschaffen sey, das könnte man wohl daran merken, daß er ein Kreuz ewiglich auf dem Rücken trägt.

Da der Fuchs des Kreuzes gedachte, entsatzten sich davor alle Stände des Reichs, fielen zu mit großem Schall: Nun haben wir den rechten König funden, welcher kann beide weltlich und geistlich Regiment verwesen. Da preisete ein jeglicher etwas am Esel; einer sprach, er hätte feine, lange Ohren; der andere sagte, er hätte auch eine gute Stimme, die wohl taugte, zu reden vor dem Volk und zu singen. Da war nichts am ganzen Esel, das nicht königlicher und päbstlicher Ehren werth

wäre. Aber vor andern Tugenden leuchtete das Kreuz auf dem Rücken. Also ward der Esel zum Könige erwählet.

Der arme junge Löwe gieng elende und betrübt als ein verstoßener Waise aus seinem erblichen Reich, bis daß sich etliche alte, treue, fromme Räthe, denen solcher Handel leid war, sein erbarmten, und besprachen sich, wie es eine lästerliche Untugend wäre, daß man den jungen König so schändlich sollte lassen verstoßen seyn, sein Vater hätte solches nicht um sie verdienet. Es müßte auch nicht gehen im Reich, wie der Fuchs und seine Gesellen wollten, die ihren Muthwillen und nicht des Reichs Ehre suchten. Sie ermahneten sich, und baten die Reichsstände zusammen, sie hätten etwas Nöthiges vorzubringen. Da trat der Aelteste auf, das war ein alter Hund, ein treuer Rath des alten Löwen, und erzählete mit schöner Rede, wie solche Wahl des Esels wäre zu jach und übereilet, und dem Löwen großes Unrecht geschehen, es müßte nicht alles Gold seyn, was da gleißet.

Der Esel, ob er schon das Kreuz auf dem Rücken trüge, könnte wohl ein Schein, und nichts dahinter seyn, wie alle Welt durchs Gleißen und guten Schein betrogen wird. Der Löwe hätte seiner Tugend viel mit der That bewiesen, der Esel aber hätte keine That niemals gethan, darum sollten sie wohl zusehen, daß sie nicht einen König erwähleten, der nicht mehr denn ein geschnitzt Bild wäre, welches auch wohl ein Kreuz tragen könnte. Und wo ein Krieg sich erhübe, wüßten sie nicht, was sie das eitele Kreuz helfen könnte, wo nicht mehr dahinter wäre.

Solche ernste, tapfere Rede des Hundes bewegte Alle. Dem Fuchs und den untreuen Räthen ward bange, gaben für, was im Reich beschlossen wäre, sollte bleiben; aber es bewegte gleichwohl den Haufen, daß der Esel nie nichts mit der That bewiesen hätte, und möchte das Kreuz sie wohl betrogen haben; und konnten doch mit der Wahl nicht zurücken. Endlich da der Hund auf die That und den Schein des Kreuzes so hart drang, ward durch seinen Vorschlag bewilliget, daß der Esel sollte mit dem Löwen um das Reich kämpfen, welcher gewönne, der sollte König seyn, sie könntens jetzt nicht anders machen, weil die Wahl im Reich geschehen wäre. Da kriegte der junge Löwe wieder ein Herz, und alle fromme Unterthanen große

Hoffnung. Aber der Fuchs hieng den Schwanz mit seinen Gesellen, versahen sich nicht viel ritterliches Kampfes zu ihrem neuen Könige, es wollte den Schreiens gelten oder Distelfressens. Der Kampftag ward bestimmt, und kamen alle Thiere auf den Platz: der Fuchs hielt fest bei dem Esel, der Hund bei dem Löwen.

Den Kampf ließ der Esel den Löwen wählen. Der Löwe sprach: Wohlan, es gilt, wer über diesen Bach springet, daß er keinen Fuß naß macht, der soll gewonnen haben. Es war aber ein großer Bach. Der Löwe holte aus, sprang überhin, wie ein Vogel überhin flöge. Der Esel und Fuchs dachten: wohlan! wir sind vorher auch nicht Könige gewest, Wagen gewinnt, Wagen verliert; er mußte springen, und sprang platsch mitten nein in den Bach, wie ein Block hineinfällt. Da sprang der Löwe herum am Ufer und sprach: ich meine ja, der Fluß sey naß. Aber nun siehe doch, was Glück und List vermag. Dem Esel hatte sich ein klein Fischlein im Ohre unter dem Wasser verwirret und gefangen; als nun der Esel aus dem Bache kroch, und die Thiere sich des Sprungs wohl zulacht hatten, siehet der Fuchs, daß der Esel den Fisch aus dem Ohre schüttelt, und hebt an, und spricht: nun schweiget und höret!

Wo sind sie nun, die das Kreuz verachten, daß es keine That könne beweisen? Mein Herr König Esel spricht, er hätte auch wohl wollen über den Bach springen, aber das wäre ihm eine schlechte Kunst gewest, seines Kreuzes Tugend zu beweisen, so es der Löwe und andere Thiere wohl ohne Kreuz thun; sondern er sahe im Sprunge ein Fischlein im Bache, da sprang er nach, und daß seines Kreuzes Wunder desto größer wäre, wollte ers nicht mit dem Maul oder Pfoten, sondern mit den Ohren fahen: solches laßt den Löwen auch thun, und sey darnach König. Aber ich halte, er sollte mit Maul und allen vier Klauen nicht einen Fisch fahen, wenn er gleich darnach gienge, schweige denn, wenn er sprünge. Der Fuchs machet mit solchem Geschwätz abermal ein Getümmel, und das Kreuz wollte schlecht gewinnen. Den Hund verdroß das Glück übel, aber vielmehr, daß der Fuchs mit seinem Fuchsschwänzen den Haufen also narrete, fieng an zu bellen, es wäre schlumps also gerathen, und kein Wunder.

Damit aber nicht ein Aufruhr würde, durch das Gebeiße des Fuchses und Hundes, wards für gut angesehen, daß der Löwe und Esel alleine an einen Ort giengen, und daselbst kämpfeten.

Sie zogen hin zu einem Holz ins Reichs Geleit und Friede. Es gilt, sprach der Löwe, welcher das behendeste Thier fähet. Und er lief zum Holze hinein, und jagte, bis er einen Haasen fähet. Der faule Esel dachte, es will mich das Reich zu viel Mühe kosten, sollte wohl keinen Frieden haben mit der Weise, legt sich auf dem Platz nieder in der Sonnen, und lechzet mit der Zungen heraus für großer Hitze: so kömmt ein Rabe, und meinet, es sey ein Aas, setzt sich auf seine Lippen, und will essen, da schnappet der Esel zu, und fähet den Raben. Da nun der Löwe kömmt fröhlich gelaufen mit seinem Haasen, findet er den Raben ins Esels Maul, und erschrickt; kurz, er war verloren, und beginnet ihm nun selbst zu grauen für dem Kreuz des Esels, doch verließ er das Reich nicht gerne, und sprach: Lieber Esel, es gilt noch Eines um guter Gesellen willen, aller guten Dinge sollen drei seyn; der Esel thäts wohl die Hälfte aus Furcht, weil er allein mit ihm war, und nahm es an.

Der Löwe sprach: jenseit dem Berge liegt eine Mühle, wer am ersten dahin kömmt, willst du unten hin, oder über den Berg laufen? Der Esel sprach: lauf du über den Berg. Der Löwe, als im letzten Kampf, lief, was er aus Leibeskräften laufen konnte. Der Esel blieb still stehen und dachte: ich werde doch zum Spott, und mache mir nur müde Beine, so ich laufe; ich merke auch wohl, der Löwe gönnet mir die Ehre nicht, so will ich auch nicht umsonst arbeiten. Als der Löwe über den Berg kömmt, so siehet er einen Esel vor der Mühle stehen: Ei! spricht er, hat dich der Teufel bereits her geführet? Wohlan! noch einmal zurück an unsern Ort! Da er aber wieder hinüber kömmt, siehet er den Esel da stehen, und mußte dem Esel gewonnen geben, und bekennen, daß mit dem Kreuz nicht zu scherzen ist. Also blieb der Esel König, und regierete sein Geschlecht bis auf diesen Tag gewaltiglich in der Welt unter den Thieren.

Dritter Abschnitt.

Erzählungen.

1. Alexander in Afrika.

Auf seinem Zuge die Welt zu bezwingen kam Alexander, der Macedonier, zu einem Volke in Afrika, das in einem abgesonderten Winkel in friedlichen Hütten wohnte, und weder Krieg noch Eroberer kannte. Man führte ihn in die Hütte des Beherrschers, um ihn zu bewirthen. Dieser setzte ihm goldene Datteln, goldene Feigen und golden Brod vor. — Esset ihr das Gold hier? fragte Alexander. — Nein, aber ich stelle mir vor, antwortete der Beherrscher, genießbare Speisen hättest du in deinem Lande auch finden können. Warum bist du denn zu uns gekommen? — Euer Gold hat mich nicht hieher gelockt, sprach Alexander; aber eure Sitten möchte ich kennen lernen. — Nun wohl, erwiederte jener, so weile denn bei uns, so lange es dir gefällt.

Indem sie sich unterhielten, kamen zwei Bürger vor Gericht. Der Kläger sprach: Ich habe von diesem Manne ein Grundstück gekauft, und, als ich den Boden durchgrub, fand ich einen Schatz. Dieser ist nicht mein; denn ich habe nur das Grundstück erstanden, und nicht den darin verborgenen Schatz: und gleichwohl will ihn der Verkäufer nicht wieder nehmen. Der Beklagte antwortete: Ich bin eben so gewissenhaft als mein Mitbürger. Ich habe ihm das Gut, samt allem was darin verborgen war, verkauft, und also auch den Schatz. Der Richter wiederholte ihre Worte, damit sie sähen, ob er sie recht verstanden hatte; und nach einiger Ueberlegung sprach er: Du hast einen Sohn, Freund? — Ja! — Und du eine Tochter? — Ja! — Eure Kinder lieben sich? — O sehr! — Nun wohl! dein Sohn soll deine Tochter heirathen, und das Ehepaar den Schatz zum Heirathsgute bekommen. Alexander schien betroffen. Ist etwa

mein Ausspruch ungerecht? fragte der Beherrscher. O nein, erwiederte Alexander, aber er befremdet mich. Wie würde denn die Sache in euerm Lande geschlichtet worden seyn? fragte jener. Die Wahrheit zu gestehen, antwortete Alexander, wir würden beide Männer in Verwahrung gehalten und den Schatz für den König in Besitz genommen haben. Für den König? fragte der Beherrscher voller Verwunderung. Scheinet auch die Sonne auf jene Erde? — O ja! — Regnet es dort? — Allerdings! — Sonderbar! — Giebt es auch zahme, krautfressende Thiere dort? — Von mancherley Art. — Nun, sprach der Beherrscher, so wird wohl das allgütige Wesen, um dieser unschuldigen Thiere willen, in euerm Lande die Sonne scheinen und regnen lassen. Ihr verdient es nicht.

2. Der hungrige Araber.

Ein Araber war verirret in der Wüste. Zwei Tage fand er nichts zu essen und war in Gefahr vor Hunger zu sterben; bis er endlich eine von den Wassergruben antraf, aus denen die Reisenden ihre Kameele tränken, und auf dem Sande einen kleinen ledernen Sack liegen sah. Gott sey gelobt, sagte er, als er ihn aufhob und anfühlte, das sind, glaub ich, Datteln oder Nüsse; wie will ich mich an ihnen erquicken und laben! In dieser süßen Hoffnung öffnete er den Sack, sah, was er enthielt, und rief voll Traurigkeit aus: Ach! es sind nur Perlen.

3. Hamet und Raschid.

Eine brennende Dürre verheerte schon lange die Gefilde Indiens, als zwei Hirten, Hamet und Raschid, sich auf der Gränze ihrer Felder begegneten. Sie starben beinahe vor Durst, und sahen ihre Heerden gleichfalls verschmachten. Sie hoben die Augen gen Himmel, und flehten ihn um Hülfe; siehe da entstand auf einmal eine tiefe Stille: die Vögel hörten auf zu singen; das Blöcken und Brüllen der Heerde verstummte, und die beiden Hirten sahen im Thal eine erhabne, überirdische Menschengestalt sich ihnen nähern. Es war der hohe Geist der Erde,

der

der Glück und Unglück den Sterblichen austheilet: in der einen Hand hielt er die Garbe des Ueberflusses, und in der andern die Sichel der Verwüstung. Sie zitterten für Schrecken und suchten sich zu verbergen; aber der Geist rief ihnen mit sanfter Stimme zu, wie der Zephyr lispelt, wenn er sich Abends auf den wohlriechenden Gesträuchen Arabiens wieget.

„Nahet euch, sprach er, Söhne des Staubes; fliehet euern Wohlthäter nicht. Ich bin gekommen, euch ein Geschenk anzubieten, das nur durch eure Thorheiten unnütz und verderblich werden kann. Ich will euer Gebet erfüllen und euch Wasser geben, wenn ihr mir sagt, wie viel ihr zu eurer Befriedigung bedürft. Uebereilt euch aber nicht in eurer Antwort. Bedenkt, daß in allen menschlichen Bedürfnissen das Uebermaß eben so schädlich ist als der Mangel. Erkläret euch; und du, Hamet, rede zuerst."

„O gütiger Geist! antwortete Hamet, wenn du meine Kühnheit verzeihen willst, so bitte ich um einen kleinen Bach, der im Sommer nicht vertrocknet und im Winter nicht überschwemmet." Du sollst ihn haben, antwortete der Geist, und schlug mit seiner Sichel, die jetzt ein Werkzeug der Wohlthätigkeit wurde, den Boden. Die beiden Hirten sahen zu ihren Füßen eine Quelle hervorsprudeln und sich über die Felder des Hamet verbreiten. Die Blumen hauchten einen frischen Wohlgeruch: die Bäume schmückten sich mit grünerm Laube, und die Heerden löschten in dem kühlen Strom ihren Durst.

Jetzt wendete sich der Geist zu dem zweiten Hirten und gebot ihm zu reden. Ich bitte dich, sprach Raschid, du wollest den großen Ganges mit allen seinen Wassern und Fischen durch meine Felder leiten. Der gutherzige Hamet bewunderte den muthigen Stolz des Raschid, und zankte heimlich mit sich selbst, daß er diese große Bitte nicht zuerst gewagt habe, so wie Raschid in seinem Herzen sich schon über den Vorzug freute, den er als Besitzer und Eigenthümer des Ganges vor dem einfältigen Hamet haben werde. Schnell aber nahm der Geist eine fürchterliche Gestalt an und gieng auf den Strom zu. Die Hirten standen in ängstlicher Erwartung, was er thun werde, als sich in der Ferne ein gewaltiges Brausen erhob,

und der Ganges, der seine Dämme durchbrochen hatte, in reißenden Fluthen herabschoß. Die Wasser überströmten und verheerten in einem Augenblick alle Felder des Raschid. Sie entwurzelten seine Bäume, verschlangen seine Heerden: ihn selbst riß die Fluth mit sich fort. Der stolze Besitzer des Ganges wurde der Raub eines Krokodills, indeß der bescheidene Hamet an seiner Quelle in Friede wohnte.

4. Die Redoute.

Ein Mann, der in einer kleinen Stadt Haus und Hof hatte, kam einst zur Karnevalszeit in eine größere Stadt; mit ihm sein Sohn, ein Jüngling von siebenzehn Jahren. „Komm heute mit mir auf die Redoute!“ sprach der Vater eines Tages zu seinem Sohne. Auf die Redoute? erwiederte dieser ganz erstaunt; mich dünkt, Sie schilderten mir sie ja oft sonst als einen Zusammenfluß von Thorheiten. „Was ich auch jetzt nicht widerrufe.“ Und doch wollen wir dieser Thorheit uns theilhaftig machen? „Nicht theilhaftig machen, sondern blos ihr zusehen. Weißt du noch nicht, Sohn, daß es ein unumgängliches Erforderniß ist, auch Thorheiten kennen zu lernen, um aus dem Gegentheile oder Mittelwege zu schließen, was gut sey.“

Sie giengen zwei Abende hinter einander, und dem Jüngling mißfiel die Neuheit des Schauspiels keinesweges.

„Wann gehen wir denn heute auf den Maskenball?“ fragte er am dritten Abend, als die gewöhnliche Stunde sich nahte, und er noch keine Anstalt zum Aufbruche sah. — Warum hältst du es für eine so ausgemachte Sache, daß wir heute wieder hingehen? „Weil Sie es ja selbst als nützlich anpriesen, Thorheiten zuzusehen.“ Wohl behalten! antwortete der Vater lächelnd. Nur merke dir noch eine einzige Einschränkung: die, nicht allzuoft ihnen zuzusehen. Die Länge des Umgangs kann uns leicht gewöhnen, schön zu finden, was wir anfangs lächerlich fanden; und wenn andere uns eine Zeit lang zur Schau gesessen haben, sitzen wir selbst andern in eben dieser Stellung.

5. Mutterliebe.

In einer blühenden Ebene Italiens zwischen duftenden Limonienwäldern beglückte die gute Clementine in einem kleinen einsamen Hauschen einen Mann und drei Kinder mit unaussprechlicher Liebe. Sie gab ihrem Gatten mehr durch ihr Herz, als die Natur ihm gab durch die Reize, die in braunen Locken ihr Antlitz umspielten und aus ihren schwarzen Augen lächelten; sie that für ihre Kinder mehr durch holde bildende Pflege, als einst durch die Geburt in das Leben.

Eines Tages hatte sie von der kühlen Dämmerung des Morgens an bis zum schwülen sinkenden Abende, indeß ihr Gatte in Geschäften entfernt war, emsig gearbeitet, und ohne nur einmal an sich zu denken, rastlos ihre Kräfte an der Beschickung des Hauses und der Besorgung ihrer Kleinen erschöpft. Froh der vollendeten Arbeit, trat sie in die Thür der Hütte und schaute mütterlich sorgsam hinaus nach ihrem Knaben Antonio, der in der Nähe mit der kleinern Schwester Franziska an einem Lorbeergestrauche im Schatten von Olivenbäumen einträchtig spielte.

Befriedigt eilte sie zurück in die arme reinliche Stube, besetzte den schlechten Tisch mit dürftiger, doch wohlschmeckender Kost, zum Abendessen, hieng mit lächelndem Gesichte und verhaltnem Athem lange über der Wiege, in welcher ihr Säugling mit glühenden Wangen und hörbaren Athemzügen des süßen Schlafes genoß, und ließ sich dann behutsam auf einen Schämel neben der Wiege an ihrem Rade nieder.

Die friedliche Stille umher, das sanfte Schnauben des schlafenden Kindes, das leise Wehen eines schwülen Lüftchens, das im dichten Rebenlaube vor dem Fenster flüsterte, der oft unterbrochene heimliche Gesang einer Schwalbe, die unter dem Dache zwitscherte, und vor allem die Ermüdung von vierzehnstündiger Geschaftigkeit, führte einen Schlummer herbei, der ihr unvermerkt die schweren Augenlieder zu schließen begann. Aber schnell raffte sie sich auf: ich darf nicht schlafen, dachte sie, Franziska braucht ein neues Kleidchen, und rieb die drückende Mattigkeit aus den Augen; — Gott, wie oft und wie gern reibt eine Mutter für ihre Kinder den Schlaf von den Wim-

pern! — und dann spann sie so eifrig, so rasch, dann drehte sie ihr Rädchen so hurtig, als sollte das Garn zu Franziska's Kleide noch heute gesponnen seyn.

Plötzlich schreckte ein jähes Angstgeschrei ihres Antonio sie auf. Sie stürzte vor die Hütte, und sah mit Beben, wie er die kleine zitternde Franziska herbei führte, und hörte mit Erstarren, wie er von weitem rief: Mutter, sieh nur, wie Franziska's Hand da blutet! Eine Natter hat sie gebissen. Ach Franziska! meine Franziska! eine Natter! Gott, warum ließ ich sie hier spielen? Hülfe! Rettung! das war alles, was sie mit verschlungenen Armen ächzte, das war es, was sie einem eben vorüber eilenden Manne in gebrochenen Worten stammelte.

Junges Weib, sagte der Wanderer, ich kann nicht weilen, mein Vater liegt in jenem Dorfe todeskrank, auch habe ich nur einen Rath: seht, wo ihr einen Hund bekommt, der ihr das Gift aus der Wunde saugt, aber geschwind, geschwind! sonst weiß ich nichts!

Mit diesen Worten gieng der Mann vorüber, und Clementine taumelte, wie vom jähen Schwindel überfallen, und die Verzweiflung zuckte in ihrem blassen Gesichte. Doch nach einem Augenblicke ward ihr Antlitz heiter; sie erhob sich schnell und freudig, wie wenn man Rettung sieht. Ein Hund das Nattergift aus ihrer Wunde saugen? sagte sie: das wird ein Hund nicht thun, aber eine Mutter kann es, eine Mutter thut es; und hastig zog sie ihre Tochter an sich, als ob sie von einem Abgrunde sie wegriß, und drückte die sanften Lippen auf die Wunde, und sog, und sog so innig und so lange, als könnte sie hundertjähriges Leben aus dieser Wunde saugen.

Indem sah Antonio den Vater sich nähern, und stürzt ihm entgegen, und erzählt ihm, was geschehen war, und was die Mutter thue. Vor Entsetzen erbleichte der junge Mann und wankte, und hielt sich an dem nächsten Baume. Was machst du, Vater? rief der Knabe, und sprang auf ihn zu, als wollte er ihm helfen; aber noch ehe er ihn umfaßte, bebte er wieder zurück vor einer todten Schlange, die er jetzt erst an des Vaters Stab gebunden erblickte, und stammelte: Ach, die Natter war es, ja so eine Natter hat unsre liebe Franziska gebissen!

Nun Gottlob, Gottlob! jauchzte der Vater, das ist keine Natter, das ist eine unschädliche Schlange, die niemanden tödten kann. Mit nassen Augen erreichte er seine Hütte, umfaßte die Tochter mit der Mutter, und schloß sie lange an seine Brust und rief mit trunkner Freude: Böses, treffliches Weib, wie hast du mich erschreckt! aber Gott sey Dank! die Schlange war nicht giftig; der Herr sey gepriesen, wir bleiben noch beisammen, und deine Mutterliebe werde ich nie vergessen, und keins von deinen Kindern wird sie je vergessen; und diese Hand, auf deren Wunde du deine mütterlichen Lippen drücktest, wird einst gewiß dein graues Haar mit Rosen und mit Myrthenkränzen zieren.

In schweigendem Entzücken traten nun die Gatten von ihren Kindern begleitet in die Stube, durch deren Fenster eben die sinkende Sonne den einladenden Tisch mit ihrem Rosenschimmer röthete, und der Säugling in der Wiege sahe sich mit weit offnen Augen ruhig um, und lächelte den glücklichen Eltern entgegen.

6. Die Wittwe zu Zehra.

Der Kadi zu Zehra, Benbächir, begegnete einer Wittwe, welche einen Esel vor sich her trieb und weinte. „Warum weinst du, armes Weib?“ „Wohl ein armes Weib,“ antwortete sie, „dieser Esel, der leere Sack, welcher darauf liegt, und die Kleidung, welche meine Blöße deckt, sind der ganze Ueberrest meiner Haabe; alles übrige hat mir der Kaliph genommen.“ „Und worin bestand deine übrige Haabe?“ fragte Benbächir verwundert. „Ich besaß eine kleine Meierei; sie war das Erbtheil der Vorfahren meines verstorbenen Mannes und der meinigen; sie war uns über alles lieb; wir waren hier geboren und erzogen, unsere gemeinschaftliche Liebe nahm hier ihren Anfang; wir wurden Gatten, genossen die Zufriedenheit wahrer Liebe und unermüdeter Arbeitsamkeit — noch auf dem Sterbebette bat mich mein guter Mann, dafür zu sorgen, daß unser kleines Gut, welches uns unsre Väter hinterlassen hätten, an Niemand anders gelange, als an unsern Sohn, welcher vielleicht in dem Augenblicke im Heere des Kaliphen sein Blut für einen Herrn vergießt,

welcher seiner Mutter alles nimmt." „Und aus welchem Grunde," fragte der Kadi, „nahm dir der Kaliph dein Grundstück?"

„Er will sich ein Lustgebäude dahin bauen lassen," antwortete die Wittwe. — Guter Gott, dachte der Kadi bei sich selbst: er hat so viele Palläste und Lustgebäude, und auf einen bloßen Einfall, noch eins mehr zu haben, vertreibt er ein armes Weib aus ihrem Eigenthume! —

„Und welchen Ersatz gab er dir?" fragte Benbächir. „Ersatz? keinen! antwortete die Wittwe; „er ließ mir anfänglich eine kleine Summe anbieten; wie ich aber das mir so theure Grundstück nicht verkaufen wollte, so nahm er es mir mit Gewalt."

„Hast du ihm deine traurige Lage nicht vorgestellt?" erwiederte der Kadi. — „Ich warf mich vor ihm nieder," antwortete die Wittwe, „benetzte mit meinen Thränen seine Füße, und bat und flehte — ich sagte ihm alles, was mir Schmerz, Kummer und Verzweiflung eingab — Sie konnte vor Schluchzen nicht fortfahren. — „Und dein Bitten vermochte nichts über ihn? fragte Benbächir theilnehmend. — „Er wies mich mit aller möglichen Härte ab!" antwortete sie weinend. — Benbächir hob die Augen gen Himmel. Allmächtiger! seufzte er, Vater der Menschen! Er stellt dich hier auf Erden vor, und kann die von sich weisen, die nichts verlangen, als was Gerechtigkeit und Billigkeit heischt; und du übersiehst mit Langmuth und Geduld die unbilligsten und ungerechtesten Bitten der Sterblichen? — „Weib," sagte er entschlossen nach dieser stillen Pause, „überlaß mir deinen Esel und den Sack auf eine kurze Zeit und folge mir von ferne. Ich gelte etwas bei dem Kaliphen — wo ist er jetzt?"

„Er befindet sich eben jetzt," antwortete die Wittwe, „auf dem Grundstück, welches ich sonst mein nannte. — Aber, was willst du mit dem Esel?" — „Sey unbesorgt und folge mir!" — versetzte der Kadi. — Benbächir nahm den Esel und suchte den Kaliphen auf. — Der Kaliph bewillkommte ihn freundlich. „Ich habe dich so lange nicht gesehen, Benbachir," sagte er zu ihm, „und wie kommt es, daß ich eben jetzt dich sehe?"

„Erhabner Beherrscher der Gläubigen," antwortete Benbachir, „ich habe so eben ein armes Weib gesprochen,

welchem — „Ich errathe, was folgen wird," unterbrach ihn der Kaliph in einem ernsthaften Tone, „und will nichts weiter hören. Die Halsstarrige mag ihr Betragen büßen! Steht es nicht in meiner Willkühr über Vermögen und Leben meiner Unterthanen zu gebieten?" — „Deine Macht," erwiederte Benbächir, „ist hier auf Erden unbegränzt. Auch verlangt die arme Wittwe ihr ehemaliges Eigenthum nicht wieder zurück; sie bettelt bloß um ein kleines Andenken, und wenn du es erlaubst, so fülle ich diesen Sack, zufolge ihres Wunsches, mit Erde."

„Die kann sie haben," erwiederte der Kaliph lächelnd, „und wenn sie zehn Säcke wollte. — Bald, Benbächir, sollst du die Gegend nicht mehr kennen! Hier soll ein prächtiger Pallast errichtet werden, dort ein Wasserfall die Aussicht verschönern, und weiter hin ein hoher Thurm sich erheben, von welchem man die ganze Gegend übersehen kann."

„So?" — erwiederte Benbächir, welcher unterdessen den Sack mit Erde angefüllt hatte. — „Ich werde sogleich mein Geschäft vollendet haben, und dann, erhabner Beherrscher der Gläubigen, erlaube mir noch eine Bitte, die eben so unbedeutend ist, als die erste." — „Sie sey dir gestattet," versetzte der Kaliph. „Der Sack ist gefüllt," fuhr Benbächir fort, „und nun, erhabner Beherrscher der Gläubigen, fleh' ich um deinen Beistand, ihn auf den Esel zu laden." —

„Welche befremdende Bitte!" rief der Kaliph, „wie kannst du dies von mir verlangen? Rufe meiner Sklaven einen, und er soll dir helfen." — „Erlaube, Beherrscher der Gläubigen," erwiederte der Kadi, „daß ich dich um diese Gnade bitte — daß ich dich flehend bitte, sie mir nicht abzuschlagen." — „Wahnsinniger," rief der Kaliph, „die Last ist zu schwer für mich!" — „Zu schwer?" sagte Benbächir; „dieser Sack voll Erde, ein so kleiner Theil des Grundstücks, auf welchem wir uns befinden, scheint dir zu schwer? O Herr! und du schauderst nicht bei dem Gedanken an den Tag, an welchem du vor deinem und unserm Richter erscheinen wirst? an welchem nicht blos dieser Sack voll Erde, sondern das ganze Grundstück mit allen Palästen und Thürmen, welche du darauf erbauen willst, mit allen Thränen, mit welchen

die Unglücklichen es durch deine Veranlassung benetzt haben, zur weit unerträglichern Last werden dürften? — Du bist hienieden unbeschränkter Herrscher; ein Wink von dir verkürzt des Menschen Leben, und ein einziges Wort stürzt Tausende in Unglück; aber — es kommt eine Zeit, in welcher du mit deinem Sklaven in gleichem Range stehst!" — „Mit meinem Sklaven in gleichem Range?" wiederholte der Kaliph. „Ich irre mich," faßte Benbächir wieder das Wort, „dein größrer Vorzug hier wird dir zur größern Qual gereichen. Du hast hier einen ungleich größern Wirkungskreis, folglich auch ungleich mehr zu verantworten. Jeder deiner Unterthanen hat nur von dem Rechenschaft abzulegen, was er für sich besaß, und Du von allem, was wir insgesammt besitzen. Leb' wohl — verzeihe deinem Sklaven die Verwegenheit." —

Benbächir wollte sich entfernen. Der Kaliph hielt ihn zurück. „Dir verzeihen?" sagte er; „ich bin dir Dank schuldig, daß du mich von einer großen Ungerechtigkeit zurück hältst, die ich schon halb begangen habe? — Rufe die Wittwe! Sie nehme ihr väterliches Erbtheil zurück, und um sie für die Thränen zu entschädigen, die ihr meine Härte ausgepreßt hat, soll ihr Grundstück von meinen Gärten, welche angränzen, um eben so viel vergrößert werden. Und Du verlässest nie wieder meinen Hofstaat, um Gelegenheit zu haben, dich angemessen zu belohnen. Die Regenten bedürfen einen freundschaftlichen Begleiter, der nichts scheut, der Wahrheit zu opfern; der sie auf ihre Fehltritte aufmerksam macht und davon zurückhält; du sollst der meinige in Zukunft seyn."

7. Unternimm nichts, ohne vorher den Ausgang reiflich zu erwägen.

Ein Tatar-Chan ritt einst mit seinen Großen auf die Jagd. Unterweges begegnete ihm ein Derwisch, welcher einmal nach dem andern laut ausrief: „wer mir hundert Denares giebt, dem will ich einen guten Rath geben!"

Der Chan war neugierig, und fragte den Derwisch, worin sein guter Rath bestehe? „Du sollst ihn hören, Herr!" antwortete der Derwisch, „wenn du Befehl er-

theilst, daß mir die hundert Denares ausgezahlt werden.“ — Der Chan ließ ihm die Summe reichen, und der Derwisch sagte mit warnender Stimme: „Unternimm nichts, ohne vorher den Ausgang reiflich zu erwägen!“ — und gieng seine Straße.

Das Gefolge des Chan lachte, und spottete über den Rath des Derwisches, welchen er sich so theuer bezahlen ließ. Indessen der Chan äußerte sich ganz entgegengesetzt darüber.

Der gute Rath, sagte er, welchen mir der Derwisch ertheilt hat, ist freilich eine sehr allgemeine Klugheitsregel; allein eben, weil sie so allgemein ist, wird sie am wenigsten befolgt, und dieß war es vielleicht, weswegen sie der Derwisch mir so hoch anschlug. Für künftig soll sie mir nie wieder aus dem Gedächtnisse kommen, und um dieß gleichsam unmöglich zu machen, soll sie über alle Thüren meines Pallasts, an alle Wände meiner Gemächer und auf meine sämmtlichen Geräthschaften in deutlicher Schrift gesetzt werden. Nach einiger Zeit faßte ein ehrgeiziger Bey den Vorsatz, den Chan aus dem Wege zu schaffen und sich des Throns zu bemächtigen. Er erkaufte den Leibarzt für eine nahmhafte Summe, den Chan, sobald sich die Gelegenheit dazu zeigen würde, mit einer vergifteten Lanzette zur Ader zu lassen.

Diese Gelegenheit ereignete sich in kurzem. Wie aber dem Arzte in dem silbernen Becken, welches zur Auffangung des Blutes vorgehalten wurde, die Worte: „unternimm nichts, ohne vorher den Ausgang reiflich zu erwägen,“ in die Augen fielen, stutzte er; und mit sichtbarer Aengstlichkeit legte er die vergiftete Lanzette zurück und nahm eine andere. — Der Chan bemerkte dieß und fragte: warum er die Lanzette verwechsle? und auf die Antwort: daß sie eine stumpfe Spitze habe, verlangte er sie zu sehen, weil ihm die Aengstlichkeit des Arztes nicht entgieng. — Als der Arzt zögerte, sprang der Chan auf und rief: „Nur ein offnes Geständniß kann dir das Leben retten! Deine sichtbare Aengstlichkeit verräth ein Geheimniß, wozu du in der Bosheit noch nicht reif genug bist!“ Der Arzt stürzte dem Chan zu Füßen, und entdeckte ihm den Anschlag auf sein Leben, welchen auszuführen ihm die warnende Inschrift im Becken den Muth

benommen habe. — „Habe ich wohl," sagte darauf der Chan, „dem Derwisch seinen Rath zu theuer bezahlt?" — Er schenkte dem Arzte das Leben, befahl den Bey zu erdrosseln, und ließ den Derwisch überall aufsuchen.

„Ein Rath," setzte er hinzu, „welcher Königen das Leben rettet, kann nicht ehrenvoll genug belohnt werden."

8. Der kleine wohlthätige Mirtill.

Der alte Likas saß bei Sonnenuntergang vor seiner Hütte. Sein kleiner Sohn, der eben aus dem Walde kam, blieb in der Ferne stehen, und wischte sich die Augen, die er oft gen Himmel richtete.

Dieß befremdete seinen Vater.

Er rief ihn zu sich. Mirtill eilte auf den gehörten Ruf herbei, und sein liebreicher Vater nahm ihn vor sich in den Schooß.

Was ist dir, Lieber? sagte der Greis, indem er ihm in die Augen sah, die vom Weinen roth geworden waren. Fehlt dir etwas?

Nichts, lieber Vater, ich bin lange nicht so vergnügt gewesen.

Likas. Aber du hast geweint. — Mirtill. Nicht aus Betrübniß, mein Vater. — Likas. Vor Freuden also? Und was ist dir denn begegnet, mein Lieber, das dich so freudig macht?

Mirtill. Lieber Vater, verlang es nicht zu wissen.

Likas. Nicht? Und könntest du etwas haben, was dein Vater nicht wissen dürfte? — Mirtill. Bester Vater! — Hast du mir nicht oft gesagt, daß wir des Guten, welches wir thun, uns nicht rühmen müssen? — Likas. Auch sollst du das nicht thun; nur mir erzählen sollst du, was dir begegnet ist, damit ich mich des Guten, wenn es etwas Gutes ist, erfreuen könne mit dir.

Mirtill. Du willst es, lieber Vater, und ich muß gehorsam seyn. Vor einer Stunde, da ich hin zu meinem Bruder nach der Heerde gieng, um ihm das Abendbrod zu bringen, hörte ich im Gebüsch jemand reden, und schlich leise hinzu, um zu sehen, wer er sey.

Es war ein alter, armer Greis, der lag auf der Erde, und neben ihm ein großes Bündel Holz, auf

das er sich mit dem Arme gestützt hatte. Sein Gesicht war blaß und abgezehrt, und seine Augen waren trübe von Thränen. — Ich hörte, indem ich hinter dem Busche stand, ihn traurig mit sich selber sprechen: Guter Gott, sagte er, erbarme dich des Jammers! Mein armes Weib! meine armen Kleinen! — Aber ich kann nicht mehr vor Mattigkeit!

Indem er das sagte, sank er mit dem Kopfe auf sein Bündel. — Ich blieb noch eine Weile stehen, und da ich sah, daß er eingeschlafen war, schlich ich hin zu ihm, und legte das Abendbrod, das ich meinem Bruder bringen sollte, neben ihm auf's Holz. Dann lief ich zur Mutter, bat sie um mein eignes Abendbrod, und brachte es meinem Bruder. Indem ich nun jetzt zurück kam, und wieder an den Busch trat, hinter dem der alte Mann lag, weckte ihn mein Geräusch. — Was sehe ich? rief er aus, da er das Butterbrod und die Flasche Milch erblickte! Ist ein Engel Gottes hier gewesen, um mich und meine Kleinen vom Tode zu retten? Aber, wer du auch gewesen bist, liebe Seele, die du dieses Labsal für uns hingelegt hast; Gott segne, Gott belohne dich! — Die Thränen flossen ihm dabei über die Wangen.

Doch, fuhr er fort, ich Unglücklicher! Wie werde ich den Weg aus diesem Walde finden? — Gott wird mich leiten, daß ich meinen armen Kleinen diese Erquickung bringe.

Er stand, indem er dieses sagte, mit vieler Mühe auf, belud sich wieder mit seinem Bündel Holz, und schlich gebückt und ächzend fort. — Ich selbst nahm einen Umweg, lief eine Strecke vor, und kehrte wieder um, ihm zu begegnen. Gott grüß euch, guter Vater, sagte ich, als ich bei ihm war. Es wird euch wohl recht sauer, so viel zu tragen? Gebt mir die Flasche Milch und das Brod, ich will es tragen für euch, und will euch führen, wenn ihr eure Hand auf meine Schultern legen wollt. — Ich fragte ihn, wohin er wolle, und führte ihn zum Walde hinaus. — Er erzählte mir mit nassen Augen, wie Gott während seines Schlafs für ihn gesorgt habe, und bedauerte nichts mehr, als daß sein Wohlthäter ihm unbekannt geblieben sey. Alle Morgen, sagte er, und alle Abende, sollen meine Kleinen mit mir für ihn zu

Gott beten, denn er hat vom Tode uns gerettet. Auch du, mein Sohn, setzte er hinzu, sollst gesegnet werden, daß du mich führst zu meinen Kindern, ehe sie Hungers sterben. — Ich bracht' ihn nahe bis zu seiner Hütte. Jetzt stellte ich mir nun vor, wie die armen Kinder sich mögen gefreut haben, da ihr Vater zu Hause kam, und ihnen etwas zu essen mitbrachte: und darüber kamen mir die Thränen in die Augen. —

Du hast es gewollt, lieber Vater! sonst hätte niemand etwas davon erfahren sollen. Er schwieg; und Likas drückt' ihn mit Inbrunst an seine Brust. — Nun, rief er aus, kann ich freudig sterben, weil ich weiß, daß ich einen Sohn hinterlasse, der tugendhaft und glücklich seyn wird.

9. Mirtill.

Bei stillem Abend hatte Mirtill noch den mondbeglänzten Sumpf besucht; die stille Gegend im Mondschein und das Lied der Nachtigall hatten ihn im stillen Entzücken aufgehalten. Aber jetzt kam er zurück in die grüne Laube von Reben vor seiner einsamen Hütte, und fand seinen alten Vater, sanft schlummernd im Mondschein hingesunken, sein graues Haupt auf den einen Arm hingelehnt. Da stellt' er sich, die Arme in einander geschlungen, vor ihn hin. Lange stand er da, sein Blick ruhete unverwandt auf dem Greise; nur blickte er zuweilen auf durch das glänzende Rebenlaub zum Himmel, und Freudenthränen flossen dem Sohne vom Auge. — O du, sprach er jetzt, du, den ich nächst den Göttern am meisten ehre, Vater! wie sanft schlummerst du da! Wie lächelnd ist der Schlaf des Frommen! Gewiß gieng dein zitternder Fuß aus der Hütte hervor, im stillen Gebete den Abend zu feiern, und betend schliefest du ein! Du hast auch für mich gebetet, Vater! Ach, wie glücklich bin ich! Die Götter hören dein Gebet. Oder warum ruhet unsre Hütte so sicher in den von Früchten gebogenen Aesten? Warum ist der Segen auf unsrer Heerde, und auf den Früchten unseres Feldes? Oft, wenn du bei meiner schwachen Sorge für die Ruhe deines matten Alters Freudenthränen weinest; wenn du

dann gen Himmel blickest, und freudig mich segnest: ach, was empfind ich dann, Vater! Ach, dann schwillt mir die Brust, und häufige Thränen quellen vom Auge! Da du heut an meinem Arme aus der Hütte giengst, an der wärmenden Sonne dich zu erquicken, und die frohe Heerde um dich her sahest, und die Bäume voll Früchte, und die fruchtbare Gegend umher; da sprachst du: meine Haare sind unter Freuden grau geworden; seyd mir gesegnet, Gefilde! Nicht lange mehr wird mein dunkelnder Blick euch durchirren, bald werd' ich euch gegen seligere Gefilde vertauschen! Ach, Vater, bester Freund! bald soll ich dich verlieren; trauriger Gedanke! Ach dann — dann will ich einen Altar neben dein Grab pflanzen, und dann, so oft ein seliger Tag kommt, wo ich Nothleidenden Gutes thun kann, dann will ich, Vater, Milch und Blumen auf dein Grabmahl streuen!

Jetzt schwieg' er, und sah mit thränendem Aug' auf den Greis. Wie er lächelnd da liegt und schlummert; sprach er jetzt schluchzend; es sind von seinen frommen Thaten im Traum vor seiner Stirne gestiegen. Wie der Mondschein sein kahles Haupt bescheint, und den glänzend weißen Bart! O, daß die kühlen Abendwinde dir nicht schaden, und der feuchte Thau!

Jetzt küßt er ihm die Stirn, sanft ihn zu wecken, und führt ihn in die Hütte, um sanfter auf weichen Fellen zu schlummern.

10. Samuel und Eli, oder das erste Erröthen.

Samuel der Knabe diente dem Herrn zu Siloh vor dem Priester Eli, und war angenehm bei Gott und den Menschen. Denn er diente dem Herrn mit reinem Herzen, und war gehorsam, und nahm zu an Weisheit. — Aber die Söhne Eli, Hophni und Pinehas, waren böse Buben, die fragten nicht nach dem Herrn, und ihre Sünde war sehr groß. Und sie standen eines Tages vor dem Hause ihres Vaters Eli unter einem Baum, und Samuel der Knabe stand unter ihnen, und war umgürtet mit einem leinenen Leibrocke. —

Aber Hophni und Pinehas redeten böse unzüchtige Worte unter einander vor den Ohren des Knaben. —

Da erröthete Samuel sehr, daß sein Angesicht glühete, wie der Glanz des Abends, wenn der Tag sich geneiget hat. Also erröthete der Knabe zum erstenmal. Denn er hatte noch nie ein böses Wort vernommen aus eines Menschen Munde von Jugend auf. — Aber die bösen Buben verlachten den Knaben und höhneten sein, weil er roth ward ob ihren Reden. Und Samuel wandte sein Antlitz und weinte.

Da trat Eli, der alles dieses vernommen hatte, zu dem Knaben und sprach: mein Sohn, was weinest du? —

Da antwortete Samuel: deine Söhne Hophni und Pinehas führten böse Reden vor mir, da bewegte sich mein Herz, und es trat mir eine glühende Röthe, ich weiß nicht wie, in das Antlitz. Und sie höhneten meiner. — Da umarmte Eli den Knaben Samuel und herzte ihn, und erhub seine Stimme und sprach: Ach mein Sohn! weine nur nicht, und laß dich ihres Höhnens nicht zu Herzen gehen. Du bist der Auserwählte des Herrn; aber was mich an dir erfreuet, das erfüllet meine Seele mit Jammer über meine eignen Kinder. Denn sie haben ihre Blüthe in sich selber vernichtet, wie vermöchten sie jemals gute Früchte zu tragen.

Und Eli weinte über seine Söhne, daß seine Augen dunkel wurden, und sie thaten ihm nichts denn lauter Herzenleid. Aber Samuel erfreute das Herz des Priesters Eli und wandelte aufrichtig vor dem Herrn.

II. Die Pfirsiche.

Ein Landmann brachte aus der Stadt fünf Pfirsichen mit sich, die schönsten, die man sehen konnte. Seine Kinder aber sahen die Frucht zum erstenmal. Deshalb wunderten und freuten sie sich sehr über die schönen Aepfel mit den röthlichen Backen und zarten Pflaum. Der Vater aber vertheilte sie unter seine vier Knaben, und eine erhielt die Mutter.

Am Abend, als die Kinder in das Schlafkämmerlein giengen, fragte der Vater: nun, wie haben euch die schönen Aepfel geschmeckt? — Herrlich, lieber Vater, sagte der Aelteste. Es ist eine schöne Frucht, so säuerlich und so sanft von Geschmack. Ich habe mir

den Stein sorgsam bewahrt, und will mir daraus einen Baum ziehen. — Brav! sagte der Vater, das heißt haushälterisch auch für die Zukunft gesorgt, wie es dem Landmann geziemt! —

Ich habe die Meinige sogleich aufgegessen, sagte der Jüngste, und den Stein fortgeworfen, und die Mutter hat mir die Hälfte von der ihrigen gegeben. O, das schmeckte so süß, und zerschmilzt einem im Munde. Nun, sagte der Vater, du hast es zwar nicht sehr klug, aber doch sehr natürlich, und nach kindlicher Weise gemacht. Für die Klugheit ist auch noch Raum genug im Leben.

Da begann der zweite Sohn: ich habe den Stein, den der kleine Bruder fortwarf, gesammelt und aufgeklopft. Es war ein Kern darin, der schmeckte so süß, wie eine Nuß. Aber meine Pfirsich' habe ich verkauft, und so viel Geld dafür erhalten, daß ich, wenn ich nach der Stadt komme, wohl zwölfe dafür kaufen kann.

Der Vater schüttelte den Kopf und sagte: klug ist das wohl, aber — kindlich wenigstens, und natürlich ist es nicht. Bewahre dich der Himmel, daß du kein Kaufmann werdest! —

Und du Edmund? fragte der Vater. — Unbefangen und offen antwortete Edmund: ich habe meine Pfirsich dem Sohn unsers Nachbars, dem kranken Georg, der das Fieber hat, gebracht. Er wollte sie nicht nehmen, da hab' ich sie ihm auf das Bette gelegt, und bin hinweggegangen.

Nun! sagte der Vater, wer hat denn wohl den besten Gebrauch von seiner Pfirsich gemacht?

Da riefen sie alle drei: das hat Bruder Edmund gethan! — Edmund aber schwieg still. Und die Mutter küßte ihn mit einer Thrän' im Auge.

12. Die Blumenlese.

Die zarte unschuldige Therese hatte den schönsten Theil des Frühlings auf dem Krankenbette zugebracht. Als sie nun genas, und wieder Kräfte gewann, da redete sie von den Blumen, und fragte, ob sie auch so schön blüheten, wie das vorige Jahr. Denn sie liebte die Blumen sehr, aber sie konnte nicht hinausgehen,

um sie zu pflücken. Da nahm Erich, der Bruder des kranken Mädchens, ein Körbchen, und sagte heimlich zur Mutter: Ich will ihr die schönsten des Feldes bringen! Und so gieng er hinaus in das Gefilde zum erstenmal. Denn so lange die geliebte Schwester darnieder lag, hatte er sie nicht verlassen wollen. Jetzt deucht' es ihm, als sey der Frühling nie so schön gewesen. Denn er sah und empfand ihn mit einem frommen und liebevollen Herzen. — —

Der fröhliche Knabe lief bergauf, bergab. Um ihn her sangen die Nachtigallen, summten die Bienen, flatterten die Sommervögel, und zu seinen Füßen blüheten die schönsten Blumen. Er aber gieng und sang, und hüpfte von einem Hügel zum andern, von einer Blume zur andern. Seine Seele war so heiter, wie der blaue Himmel über ihm, und sein Auge glänzte, wie das Börnlein, das aus einem Felsen quillt.

Endlich war sein Körbchen voll der schönsten Blumen, und oben darüber lag ein Kranz von Felderdbeeren, wie Perlen an einen Grashalm gereihet. Lächelnd blickte der glückliche Knabe in sein volles Körbchen, und nun setzte er sich auf dem weichen Moose im Schatten einer Eiche nieder. Hier sah er ruhig die schöne Gegend im Glanz des Frühlings sich vor ihm ausbreiten, und horchte den Wechselgesängen der Nachtigallen. — Aber er hatte sich müde gefreuet. Selbst der Jubel des Feldes und das Lied der Nachtigall schläferten ihn ein. So lag er neben seinem vollen Körbchen — selbst ein lebendiges Bild der sinnlichen Freuden, deren Genuß ihn erschöpft hatte, und ihres Verwelkens.

Ruhig schlummerte der holde Knabe. Siehe! da erhob sich am Himmel ein Gewitter. Dunkel und schweigend zog das Gewölk herauf. Blitze leuchteten und die Stimme des Donners tönte immer näher und lauter. Plötzlich brauste der Wind in den Aesten der Eiche. Da erschrack der Knabe und erwachte. Ringsumher sah er den Himmel von drohenden Wolken verhüllt. Kein Sonnenstrahl erleuchtete das Feld. Seinem Erwachen folgte bald ein heftiger Donnerschlag. Der arme Knabe stand wie betäubt von diesem Wechsel der Dinge.

Sohn des Glücks, bist du sicherer auf deiner fröhlichen Bahn?

Schon rauschten dicke Regentropfen durch das Laub der Eiche. Da raffte der erschrockne Knabe seine Körbchen auf, und entfloh. — Das Gewitter war über seinem Haupte. Regen und Sturm nahm überhand, und der Donner rollte schrecklicher. Das Wasser strömte aus seinen Locken, und von seinen Schultern. Kaum vermochte er seines Weges zu wandeln. Plötzlich faßte ein heftiger Windstoß das Körbchen in der Hand des Knaben, und zerstreute alle seine sorgsam gesammelten Blümchen über das Feld hin. Da entstellte sich seine Gebehrde, und mit zürnendem Unmuth schleuderte er nun auch das leere Körbchen zu seinen Füßen auf den Boden. Laut weinend und durchnäßt erreichte er endlich die Wohnung seiner Eltern. — Weiser Sohn der Erde, ist dein Unmuth und die Gestalt deines Zürnens lieblicher, wenn dir dein Wunsch versagt wird, oder ein Plan mißlang?

Bald verzog sich das Gewitter, und der Himmel klärte sich wieder auf. Die Vögel begannen von neuem ihre Lieder, der Landmann seine Arbeit. Die Luft war reiner und kühler geworden, und eine süße Ruhe und Stille herrschte im Thal und auf den Hügeln. Dem neugetränkten Gefilde entquoll Stärkung und Wohlgeruch. Alles schien erneuet und verjüngt, als käme die Natur so eben erst aus den Händen ihres liebevollen Schöpfers, und die Bewohner des Feldes blickten mit dankbarer Freude zu dem fernen Gewölk empor, das ihren Fluren Segen und Gedeihen gebracht hatt. — Stürme versüßen die Luft; aus dunklem Gewölk steigt des Himmels Segen zur Erde hernieder. Den Sohn der Erde bilden Leiden und Kampf, daß er die Frucht der Veredlung in sich selbst hervorbringt.

Auch den verscheuchten Knaben lockte der heitere Himmel von neuem in das Gefilde. Beschämt über seinen Unmuth gieng er in der Stille zurück, sein hinweggeworfenes Körbchen wieder aufzusuchen, und es mit frischen Blumen zu füllen. Auch er fühlte sich neu belebt. Der

Hauch der kühlern Luft, der Geruch des Feldes, das Laub der Bäume, der Gesang des Waldes, alles schien nach dem Gewitter und erquickendem Regen ihm doppelt schön. Und das beschämende Bewußtseyn seines thörigten und ungerechten Unmuths machte seine Freude sanfter und bescheidner. — Die Freuden der Erde bedürfen der Würze des herben Wechsels zu ihrer Erhaltung und Veredlung. Ein Beweis ihrer irdischen Natur! —

Noch lag das Körbchen am Abhang des Hügels. Eine Brombeerstaude hatte es zurückgehalten, und gegen die Gewalt des Windes geschützt. Dankbar blickte der Knabe die Staude an, und löfete das Körbchen. Aber wie froh war sein Erstaunen, als er nun um sich her schaute. Das Feld glänzte wie ein Sternenhimmel. Der Regen hatte tausend frische Blumen hervorgelockt, tausend Knospen geöffnet, und in jedem Blumenkelche perlte ein heller Thautropfen. Erich aber schwärmte umher, wie eine emsige Biene und pflückte.

Da neigte sich die Sonne zum Untergang, und der fröhliche Knabe enteilte mit vollem Körbchen zur Heimath. Wie entzückte ihn sein Blumenschatz, und der Perlenkranz seiner frisch gesammleten Erdbeeren! Die untergehende Sonne umstrahlte sein freundliches Antlitz, während er heimwandelte. Aber noch freundlicher glänzte sein Auge, als er den Dank und die Freude der zärtlichen Schwester vernahm. — Nicht wahr, sagte die Mutter, die Freuden, die wir andern bereiten, sind doch die schönsten von allen?

13. Das Kanarienvögelchen.

Ein kleines Mädchen, Namens Karolina, hatte ein allerliebstes Kanarienvögelchen. Das Thierchen sang vom frühen Morgen bis an den Abend, und war sehr schön, gelb mit schwarzem Häubchen. Karoline aber gab ihm zu essen Saamen und kühlendes Kraut, auch zuweilen ein Stückchen Zucker, und täglich frisches klares Wasser. — Aber plötzlich begann das Vögelchen zu trauren, und eines Morgens, als Karolina ihm Wasser bringen wollte, lag es todt in dem Käfig. — Da erhob die Kleine ein

lautes Wehklagen um das geliebte Thier, und weinte sehr. Die Mutter des Mägdleins aber gieng hin, und kaufte ein anderes, das noch schöner war an Farben, und eben so schön sang, denn jenes, und that es in den Käfig. — —

Allein das Mägdlein weinete noch lauter, als es das neue Vögelchen sah. Da wunderte sich die Mutter sehr, und sprach: mein liebes Kind, warum weinest du noch, und bist so sehr betrübt? Deine Thränen werden das gestorbene Vögelchen nicht in das Leben rufen, und hier hast du ja ein andres, das nichts schlechter ist, denn jenes. — Da sprach das Kind: Ach liebe Mutter, ich habe Unrecht gegen das Thierchen gehandelt, und nicht alles an ihm gethan, was ich sollte und konnte. — Liebe Lina, antwortete die Mutter, du hast sein ja so sorgfältig gepflegt! — Ach nein, erwiederte das Kind, ich habe noch kurz vor seinem Tode ein Stückchen Zucker, das du mir für dasselbe gabst, ihm nicht gebracht, sondern selbst gegessen. — So sprach das Mädchen mit betrübtem Herzen. — Die Mutter aber lächelte nicht über die Klagen des Mädchens — denn sie erkannte wohl, und verehrte die heilige Stimme der Natur in dem Herzen des Kindes.

Ach, sagte sie, wie muß dem undankbaren Kinde zu Muthe seyn am Grabe seiner Eltern! — —

14. Das Naturvölkchen.

In einer von Gebirgen umschlossenen Gegend Asiens lebte ein kleines Völkchen in Einfalt und mit wenigen Bedürfnissen. Einst war vor den Verfolgungen der Tyrannen der Erde ein Familienstamm hiehin geflüchtet. Dieser starb bald nach seiner Ankunft und hinterließ in der Wildniß einige lallende Kinder. Aus diesem bildete sich das Völkchen. Es kannte wenig Sprachlaute, doch war ihnen eine Sage geblieben, es gebe ein übermächtiges Wesen, Gott genannt. Wo dieses Wesen sey, und von welcher Gestalt, und wie es wirke, davon wußten sie nichts. Doch verehrten sie den Bergstrom, der durch das Thal floß, als ihren Gott. Denn sie tranken aus seiner Fluth; und der Strom war das einzige Wasser des Thales, und brauste furchtbar einher.

Plötzlich schwellte der Schnee der Bergkoppen den Strom an, so daß er das Thal erfüllte, und Menschen und Hütten mit sich fortriß. Da zitterten sie vor ihrem Gott und sprachen: er zürnet wider uns, auf! und lasset uns, sobald sich sein Zorn abermals erhebet, ihm unser Theuerstes weihen! So sprachen sie, und beschlossen, sobald der Strom wieder anschwellen würde, um ihn zu versöhnen, ihre jüngsten Kinder in seine Fluthen zu werfen. Die Eltern weinten, und erwarteten zitternd den Tag des Opfers. So zerstörte der Aberglaube die zartesten Empfindungen in ihren Herzen! —

Der Tag des Opfers erschien; die Eltern brachten weinend ihre Kinder. Da trat ein Fremdling zu ihnen, den nannten sie Maho, das heißt, Sohn des Meers. Dieser sprach: wollt ihr zu dem Bösen das Schlimmste fügen? Bekämpft den Strom! — Aber das Völkchen erstaunte, und wich zurück. Manche sagten: er lästert Gott! —

Der Fremdling aber trug eine Leier in seiner Hand. Er griff in die Saiten und sang. Da versammelte sich das Völkchen um ihn her, und vereint in fröhlichen Kreisen folgte es den Tönen seiner Leier in das Gebirge. Hier rissen sie Felsen los, und umdämmten den Strom. Da schmolz der Schnee des Gebirges, der Strom schwoll, aber er brauste gebändigt in seinen Schranken dahin. — Die Menschen erstaunten, und riefen: der Sohn des Meeres ist Gott! Er aber lächelte und sprach: dann seyd ihr alle Gott! denn habt ihr nicht durch eigne Kraft den Strom besiegt? Was des Menschen Kraft besiegt, kann nicht das Höchste seyn. Ihr kanntet eure Kraft nur nicht. Erforschet und übet, was in euch liegt, dann werdet ihr anfangen, Gott zu erkennen! —

Wo wohnet er denn? fragten sie nun unter einander. Maho aber antwortete ihnen nicht, sondern lehrte sie das Feld bauen, und Bäume pflanzen. — Da bemerkten sie, daß der Regen und Thau des Gewölks die Felder befruchtete, und Gedeihen von oben sende. Nun sprachen sie: dort oben wohnet Gott! Das Gewölk ist sein Zelt, er befruchtet das Thal! Wir wollen ihm von unsern Früchten geben, daß er herniederkomme. — Da baueten sie auf einen Hügel einen Heerd, und zündeten die Erst-

linge ihrer Früchte an, und ließen den Rauch emporsteigen, ihrem Gott ein süßer Geruch! — Denn sie sagten: er wohnt in der Höhe! der Himmel ist sein Haus, und die Wolken sein Gezelt.

Unterdeß ward das Thal, obwohl sie Gott nur wenig erkannten, immer schöner und herrlicher an Gewächsen und Früchten, und das Völkchen war glücklich in Einfalt. Aber es verlangte sie sehr, den Unbekannten zu schauen; und sie sprachen zu dem weisen Mann: mache uns ein Bildniß, wobei wir seiner gedenken mögen. Denn er kommt doch nicht hernieder! Da lächelte Maho, und schnitzte ein Bildniß von menschlicher Gestalt, und sie stellten es in ein Gezelt, und nannten das Gezelt Haus Gottes. — Nun fragten sie nicht mehr, wer, und wo Gott sey, sondern sie hielten bald das Bild für Gott selbst, und legten ihm köstliche Speisen vor, und aßen und tranken. Also erniedrigten sie das Höchste, und dadurch auch sich selbst.

Dieses verdroß den weisen Fremdling, und er trat hervor und sprach: wohlan! sehet, ob dieses der mächtige Unbekannte sey! Nun warf er Feuer auf das Gezelt ihres Gottes, und es verbrannte zu Asche sammt dem Bilduiß. — Da rief das Volk: das Bildniß ist es nicht! — und sie sprachen von neuem: wo finden wir ihn? Da sagte der Fremdling: sehet, die Bäume und Pflanzen wachsen und blühen in stiller Schönheit, und die Erde gebieret allerlei. Denn es umwehet und erquicket sie ein unsichtbarer Odem bei Tag und Nacht. Kennet ihr doch nicht die Gestalt und das Wesen des Odems, der Berg und Thal und Menschen und Thiere erfüllet. — — — Da rief das Völkchen: nun wissen wir es, sein Nam' ist Odem! er umschwebet die Erde und wohnet auch in der Brust der Menschen und Thiere! — Aber der weise Mann antwortete: grübelt nicht um Namen und Gestalt, sondern seyd wohlthätig unter einander, wie der Hauch, der alles durchströmt. Dann wird der Unsichtbare sich selbst euch nähern!

Darauf erhob sich unter dem Völkchen ein Mann von stolzer und neidischer Gemüthsart gegen den Fremdling.

Denn er haßte diesen, weil das Volk seine Weisheit verehrte, und sie nannten ihn Zalmi, das heißt: der Düstere. Denn er entfernte sich von ihnen mit finsterm Ansehn. — Plötzlich aber erschien in dem Thal ein furchtbares Unthier, das aus der Ferne über das Gebirge kam, ein zottiger Löwe, der Thiere und Menschen anfiel, und mit blutiger Mähne in seine Kluft zurückkehrte. Die Bewohner des Thals meinten, es sey ein böses unterirdisches Wesen, und verbargen sich in ihren Hütten. Aber der weise Mann sagte: wir müssen dem Ungeheuer begegnen, und zog hinaus an der Spitze des Völkchens. Als sie nun der Wohnung Zalmi's sich naheten, da trat dieser hervor, und höhnete Maho, und sprach zu dem Volk: er wird euch fein in den Rachen des Unthiers führen, daß er euer weniger mache, und euch besser beherrsche, er steht mit dem Unhold im Bunde! — Der weise Fremdling schwieg, aber dem Volk ward bange. — Unterdeß war Zalmi's Söhnlein hinausgegangen fern von der Hütte, und Zalmi liebte den Knaben sehr. Siehe, da kam der Löwe aus dem Walde und brüllte, und das Volk entsatzte sich und wich zurück. Der Löwe aber fuhr auf das Knäblein los mit offenem Rachen, und leckte den Bart, und Zalmi sammt der Mutter des Kindes standen von ferne und rangen die Hände. Da trat Maho dem wüthigen Thier entgegen, schlug ihn auf das Haupt, daß es taumelte, und umfaßte es also mit seinen Armen, daß ihm der Geist ausfuhr. Und nun trug er, obwohl ermattet und bluttrünstig, das gerettete Söhnlein zu seinem bittern Widersacher. Da warfen sich der Vater und die Mutter des Kindes auf ihr Angesicht, und weinten und sprachen: wir sind nicht werth, unsere Augen vor dir aufzuheben! — Da trat auch das Volk hinzu, und wollte den Bezwinger des Löwen anbeten, und sprach: bist du ein Mensch, oder der Unsichtbare in Menschengestalt, daß du solche Güte an deinem Feinde erweisest, und dein eignes Leben verachtest, um Gutes zu thun? Was ist das? —

Also das Völkchen. Aber der weise Fremdling sagte: Kinder, ich bin ein Mensch, wie ihr. Eine Stimme in meinem Herzen gebot mir also zu handeln. Auch in euren Herzen redet diese Stimme. Darum preiset ihr meine

gute That höher, denn meine Kraft. Und auch in der Seele unsers Bruders Zalmi, der mich hassete, hat sie nun laut geredet, so daß er sich auf sein Antlitz warf, und weinete! Und sehet, auch schon in dem Herzen des Kindes ertönet sie. Denn noch umfasset es meinen Hals mit seinen Aermchen, und liebkoset mir. Sehet ihr Lieben, das ist der Odem und die Stimme des Unsichtbaren in euren Herzen. Folget ihr dem, was sie gebeut, so werdet ihr ihn selbst besser erkennen. Denn das Göttliche ist uns nirgends näher, als in unserm eigenen Herzen! — Da rief das Völkchen, jetzt sehen wir wohl, daß es nicht der Wohnung, noch des Bildes und Namens bedarf! und sie verehrten von nun an den unsichtbaren Geist durch Glauben und Liebe in kindlicher Einfalt, und die Augen wurden ihnen immer mehr aufgethan. Und sie fragten nicht ferner; wo und von welcher Gestalt Gott sey.

15. Der Mann und das Weib.

Als der Stammvater des Menschengeschlechts, und sein Weib, die Mutter der Lebendigen, den lieblichen Garten Eden verlassen hatten, da trauerten sie viele Tage lang, und sprachen unter einander: wie wird nun unser Wandel seyn auf Erden, und wer wird uns leiten? Darnach traten sie zu dem Cherub, mit dem flammenden Schwert, der den Garten Eden bewahrte, und Eva verbarg sich hinter Adam, als sie zu ihm traten. — Adam aber flehete und sprach zu dem Cherub: ach! es werden nun nicht ferner, wie vorhin, die Bewohner des Himmels mit uns wandeln. Denn wir sind unheilig worden, weil wir gesündigt haben. Darum bitte du den Schöpfer der Welten für uns, daß er von den Engeln, seinen Dienern, die die Gestirne in ihren Kreisen führen, einen uns hernieder sende, uns zu leiten auf richtiger Bahn! — Da antwortete der ernste Cherub: der Mensch hat sein Gestirn in sich selber, das ihn, obwohl er gefehlt hat, über die Sterne und Sonnen erhebt, die am Himmel wandeln. Ihm folge!

Da flehete Adam von neuem und sprach: O so gieb du, tiefsinnender Diener Jehovahs, uns ein Bild, auf

welches wir schauen, und dem wir folgen, damit wir nicht von neuem unsre Bahn verfehlen. Denn einmal dem Guten abgewichen, verschließet sich unser Aug' und Ohr leichtlich dem Licht und der Stimme des Innern. So zeige du uns denn ein Bild, dem unser Wandel gleiche! — Da sprach der denkende Cherub: Als der Ewige dich aus dem Staube bildete, und im Strahl des Morgenlichts den Odem des Lebens dir einhauchte, da erhobest du dein Antlitz, und dein männliches Haupt gen Himmel, empor, und dein erster Blick war auf die Sonne gerichtet. — Wohlan denn, sie sey das Bild deines Wandels! Mit fröhlichem Antlitz beginnet sie ihr Tagewerk; sie weichet weder zur Rechten noch zur Linken; Freude, Segen und Licht verbreitend wandelt sie einher; sie lächelt des Sturmes und Wetters, das unter ihren Füßen braußt, und tritt mit schönerem Antlitz aus dem sie umhüllenden Gewölk hervor, und im Glanz ihrer Herrlichkeit beschließet sie ihre segensreiche Heldenbahn. Ernster Mann, sie sey Vorbild deines Wandels auf Erden!

So sprach der Cherub, und der Sohn des Staubes neigte sich vor ihm und verstummte.

Da trat erröthend die holde Mutter der Lebenden zu dem strahlenden Boten des Ewigen und flehete mit lieblicher Stimme: Ach auch mir, du Heiliger, ein Wort des Trostes und der Lehre! Wie vermöchte das zarte Weib zu dem großen glänzenden Gestirn des Tages empor zu schauen, und in seiner Bahn zu wandeln? — So flehete Eva, und der Cherub erbarmte sich des zarten Weibes und sprach mit lächelndem Antlitz: Als der Allgütige dich bildete, und im Glanz des Abendroths den Odem des Lebens in deinen Busen hauchte, da blicktest du nicht zum Himmel empor, sondern dein Auge ruhete auf Edens Blumen und Halmen, und auf den duftenden Stauden und fruchtbeladenen Bäumen des lieblichen Gartens, und dem rieselnden Quell, der durch sie dahin fleußt. So sey denn dein Winken gleich dem stillen Wandel der mütterlichen Erde. Ohne Geräusch und blendendem Glanz wandelt sie ihre ruhige Bahn; still und unmerkbar bringt sie Gräser und Halmen und Bäume, Quellen und Bächlein aus ihrer Fülle hervor; leise und

unmerkbar pflegt und erzieht sie in ihrem Schooße ihre Kinder zur Blüthe und zur Frucht; und ihre eigne Schöpfung ist ihr Schmuck! Zartes Weib, das sey das Vorbild deines Wandels auf Erden, und euer Bund, Mann und Weib, sey der zarte Bund der himmlischen Lichter! So sprach der Cherub. Und es erhob sich ein sanftes Sauseln von Eden her, und der Geist des Herrn war in dem Säuseln, und zeugte den Worten des Cherubs. Adam aber, und Eva sein Weib, warfen sich auf ihr Antlitz, und beteten an, und Eva zitterte sehr und weinete.

16. Das Gebet.

Cornelia war die Freude und der Stolz ihrer Eltern. Denn sie war schön von Gestalt, wie ein Lichtstrahl, und ihre Wangen blüheten gleich der jungen Rose, wenn sie zum erstenmal dem Thaue sich öffnet. Dazu war ihre Seele so klar, wie ein Frühlingsmorgen, der über den blühenden Thälern schwebet und den fröhlichen Tag verkündet.

Noch hatte Cornelia des Lebens Ernst und Mühe nicht erkannt, und die Tage ihrer Jugend waren heiter. Aber siehe! es erkrankte die Mutter, nachdem sie ein Knablein gebohren, und sie lag darnieder viele Tage lang, und ermattete sehr; denn das Fieber war heftig, also, daß es die Sinne zerrüttete. Da durchwachte das Mägdlein die Nächte an dem Bette der kranken Mutter, und labte sie, und wandelte um sie her mit leiser Sorgfalt und heimlichen Aengsten. — Und am siebenten Tage ward das Fieber heftiger denn zuvor, und es war eine Stille im Kämmerlein und ein heimliches Weinen. Denn ein jeglicher glaubte sie dem Tode nahe.

Aber mit der Nacht kam der langersehnte Schlummer, und erquickte die Mutter, und das Leben kehrte zu ihr zurück. Und Cornelia saß am Bette, und hörte ihren Odem die ganze Nacht, und ihre Seele war ängstlich in Hoffnung. — Als nun der Tag erschien, da schlug die Mutter die Augen auf, und sprach: mir ist wohl, ich werde genesen! — Und sie aß und trank und schlummerte von neuem. — Da ward es dem Mägdlein wunderlich

im Herzen vor Freude. Und Cornelia gieng leise aus dem Kämmerlein, und hüpfte hinaus in das Feld, und stieg auf einen Hügel zur Zeit der Dämmerung. Hier stand sie, bewegt von mancherlei kampfenden Gefühlen des Schmerzes und der Hoffnung. Da stieg die Morgenröthe empor, und umstrahlte ihr Antlitz, und Cornelia gedachte nun des neuen Lebens der Mutter nach dem erquickenden Schlummer, und der Angst, die sie empfunden. Aber sie vermochte nicht länger die Fülle der Empfindung im Herzen zu fassen: sie kniete nieder auf die Blumen des Hügels, und neigte ihr Antlitz, und ihre Thränen vereinten sich mit dem Thaue des Himmels.

Darauf erhob sie ihr Haupt und kehrte zurück in die Heimath und in das Kämmerlein der Mutter. Und Cornelia war schöner und lieblicher als zuvor. Denn sie hatte mit Gott geredet.

17. Der Born der Genesung.

Zu Damaskus, im Lande Aram, lebte ein Mann Namens Baruch, der war im ganzen Lande berühmt wegen seines Reichthums, so daß die Leute sagten: er heißet mit Recht Baruch, das ist verdolmetscht, der Gesegnete. Denn er besaß die Schätze Indiens und Arabiens, und wohnte in einem herrlichen Pallast, des Fußboden war von glänzendem Marmor, bedeckt mit köstlichem Teppich, und seines Reichthums war kein Ende. Dazu hatte ihm Gott ein edles Weib gegeben, und sieben blühende Kinder. — Aber siehe! Es war weder Friede noch Freude in seinem Herzen. Darum strebte er täglich den Glanz seines Hauses zu mehren, und das Schöne mit dem Schönsten zu wechseln. Aber dennoch fand er nicht Friede in seinem Herzen, und ward immer mißmuthiger, und der Schlaf entwich von seinen Augen.

Da sprach er in seinem Herzen: was soll mir das Leben? Es kann mir nichts Besseres und Höheres werden, als ich besitze von Jugend auf, und ich weiß nun, daß alles eitel ist unter der Sonne, und meine Seele hat Ekel an allem.

So gieng Baruch umher in schwermüthigen Gedanken, und betrübte sein Weib und sein ganzes Haus, so

daß man sagte: es plaget ihn ein böser Geist, darum gedachte er seiner Tage ein Ende zu machen, daß er der Plage los würde. —

Da ve-iahm Baruch, daß in der Stadt Memphis, im Lande Mizraim, ein weiser Mann wohne, ein Prophet, dem Gott die Weisheit in das Herz gegeben, also, daß er zu rathen wisse in allen Dingen. Und Baruch beschloß, sich aufzumachen und seines Raths zu begehren. Und Baruch rief dem treuesten seiner Diener, Namens Malchi, und sprach: wohlan, rüste mir zwei Cameele, und belade eines derselben mit Gold, Silber und edeln Steinen, und den köstlichen Gewürzen Arabiens! Und Malchi that, wie ihm sein Herr geboten hatte. Baruch aber segnete sein Weib und seine Kinder, und machte sich auf, er und sein Diener, und sie zogen von dannen über das Gebirge, durch die Wüste nach Mizraim. — Also zogen sie mit ihren Thieren sieben Tagereisen, und abermals sieben Tagereisen in der Wüste; aber sie erreichten das Land nicht. Denn der Engel des Herrn hatte sie mit Blindheit geschlagen, daß sie des Weges fehleten, und wußten nicht links oder rechts. Und es durstete sie und ihre Thiere gar sehr. Denn es war kein Quell noch Brunnen in der Wüste weit und breit, und sie sammelten des Nachts den Thau in ihren Mänteln, und saugten daran, ihre Lippen zu netzen. Da seufzte Baruch und sprach: Gäbe ich nicht gern alle Schätze, die das Cameel führet, und ihrer noch viel mehr aus meinen Gewölben in Damask um einen Becher des Wassers, das in meinen Gärten aus Marmor und Porphir sprudelt, — und alle meine köstlichen Weine in meinen Kellern für ein Börnlein, das unsere Zunge laben möchte. — Also seufzte Baruch, und der Tag war sehr schwül, und die Hitze nahm überhand, und es durstete sie immer mehr, so daß ihre Seelen matt wurden. Da schlachteten sie eines der Cameele, aber es ward schier kein Wasser in ihm gefunden, woran sie sich laben möchten. — Da that Baruch seinen Mund auf und sprach zu Malchi: Ach, du mein treuer Diener und Gefährte, habe ich dich hieher geführt, daß du meinetwegen sterbest! Meinem Hause daheim war ich eine Plage in meinem Unmuth, und dir nun, mein treuer Malchi, bin ich ein

Engel des Verderbens in der Wüsten! Und dennoch duldest du, wie ein Lamm, das seinen Mund nicht aufthut vor seinem Erwürger, und murrest nicht gegen deinen Verderber, der für deine Treue den Fluch über dich bringet! Ach, Malchi, wie soll ich es dir vergelten? — Also redete Baruch. — Aber Malchi antwortete und sprach: Wie sollt' ich meinem Herrn nicht gerne folgen bis in den Tod? Hab' ich doch deines Brodes gegessen, und deines Weines getrunken bis auf diesen Tag. Hab' ich der guten Tage genossen, wie sollt' ich mich denn des bösen weigern? — Möchte der Herr nur dich aus der Noth erretten, und meine Seele zum Lösegeld nehmen. Bin ich doch der einzelne Mann; aber es trauren um dich ein Weib und sieben Kindlein. — Und als Malchi diese Worte geredet hatte, da vermocht' er nicht ferner. Denn seine Seele wurde matt und er sank nieder auf die Erde. Da brach Baruch das Herz, und er fiel auf sein Antlitz in seinem Jammer und weinete, und sprach: Ach, Herr, Herr, Gott Himmels und der Erden, verderbe mich! denn ich bin nicht werth der Gnade, die du mir erzeiget hast, und die Last meiner Sünden ruhet schwer auf meiner Seele! Darum verderbe mich, wie es meine Thaten werth sind. — Und nachdem Baruch diese Worte geredet hatte, verstummte er, und weinete sehr. — Siehe, da kam ein Rauschen von fernher aus den Felsen, gleichwie das Rauschen eines Börnleins. Und Baruch erhob sein Haupt und horchte, also erhob auch das Cameel sein Haupt, und neigte das Ohr zu dem Rauschen, und nahete sich dem Felsen. Baruch aber sprach: wird der Engel des Herrn denn ein Wunder thun, und mitten in der Wüsten den Felsen öffnen, daß er uns vom Verderben errette? Also sprach Baruch, und eilte hinzu, und siehe, an dem Fuße des Felsen, in der Tiefe, quoll ein Börnlein mit klarem Wasser, und es strömte kühl und reichlich, und seine Gestalt war lieblich. Da fiel Baruch von neuem auf sein Antlitz, und weinte und rief: Ach, Herr Gott, nun erkenne ich in Wahrheit, daß du barmherzig bist, und von großer Güte, und daß du Wunder thust, obwohl ich deiner Barmherzigkeit nicht werth bin! Baruch aber trank nicht aus dem Börnlein, sondern brachte eilends eine Schaale und füll-

te sie, und lief hinüber zu seinem Diener Malchi, und wusch ihm die Schläfe, und netzte seine Lippen. Da schlug Malchi die Augen auf, und sahe seinen Herrn an. Baruch aber fiel ihm um den Hals, und weinte vor Freuden, und rief: O Malchi, du Freund meines Herzens, nicht mehr mein Diener! Ach! daß ich dich gefunden habe! — — Siehe, der Engel des Herrn hat uns ein Börnlein gezeigt! Darum trink' und erquicke deine Seele, auf daß du lebest, und ich auch lebe! — Und nachdem Malchi getrunken hatte, ward seine Seele erquickt, und Baruch führte ihn zu dem Börnlein, und sie nahmen Speise von den Cameelen, die sie mitgebracht hatten, und setzten sich in der Kühlung des Börnleins, und aßen und tranken, und wurden satt. Also tränkten sie auch ihr Thier, und ruhten aus von ihren Beschwerden, und ihre Seelen wurden erquickt und gestärkt. Und sie blieben daselbst die Nacht bis an den andern Tag. — Als nun die Sonne aufgieng, sprach Malchi zu Baruch, seinem Herrn: Siehe, die Sonne ist aufgegangen. Willst du, so füll' ich die Schläuche, und wir ziehen vorwärts zu dem Propheten im Lande Mizraim gegen Abend. Wir mögen nicht ferne mehr seyn. — Da lachelte Baruch zu seinem treuen Diener Malchi, und faßte seine Hand und sprach: Mein Bruder Malchi, nicht also! Siehe, der Herr hat mir die Weisheit gegeben, die ich gesucht habe. Wozu bedürfte es des Propheten in Mizraim? Wohlan, wir wollen gegen Morgen ziehen, des Weges, den wir gekommen sind. Darauf füllten sie die Schläuche mit frischem Wasser, und tränkten das Cameel, und tranken selber, und segneten den Quell, der sie vom Verderben gerettet hatte, und zogen fröhlich ihrer Straße. — Und als sie in der Heimath anlangten zu Damask, saß Thirza, das Weib Baruchs, vor den Thoren des Hauses samt ihren sieben Kindlein unter den Palmen, und sie erschrack, als sie Baruch sahe, und seinen Diener Malchi. Baruch aber herzte sein Weib und seine Kindlein, und weinete vor Freuden. — Da erhob Thirza ihre Stimme und sprach: Gesegnet sey mir der weise Mann Mizraims, der euch sobald wieder heim sendet, und gesegnet sey mir Baruch, mein Geliebter! Denn siehe, deine Gestalt ist eine andre, und dein Antlitz leuchtet mir, wie ein Engel des

Friedens. Nenne mir doch den Mann Gottes, der den Frieden in deine Seele zurückgerufen hat, daß ich ihn segne! — Da lächelte Baruch, und sahe sein Weib an, und erzählte alles, wie es ihm und Malchi begegnet war, vom Anfang an bis zu Ende. Darauf sprach er: Siehe, nicht ein Mensch und Prophet, sondern Gott selbst hat mich unterweiset. In der Wüste habe ich Demuth gelernt; im Börnlein hab' ich die Gnade des Allerbarmherzigen und seine Güte erkannt, und in meinem Diener einen Menschen und Freund gefunden! Und nun kehre ich erneuet zu euch zurück, und es wohnt der Friede in meinem Herzen, der köstlicher ist, denn Gold und Silber, und den mir meine Güter nicht zu geben vermochten. — Also redete Baruch, und sein Wandel war freundlich und schlecht und recht bis an das Ende seiner Tage. Aber von seinen Schätzen that er wohl im ganzen Lande weit umher, und ward kein Armer gefunden, dem er nicht half in seiner Armuth. Da sagten die Armen, denen er half: wohl mag er mit Recht Baruch genannt werden, denn er ist ein Gesegneter des Herrn, und von ihm selber kommt Segen. — Er aber sprach: Siehe, auch dies hat mich das Börnlein gelehrt. — Und als ein Jahr verschwunden war, zog er hin zu dem Quell mit Malchi, seinem Freund und Weib und Kindern, und weihte den Born, und bauete darneben eine Herberge für die Pilger der Wüste. Den Quell aber nannte er Boor Refah, das heißet, Born der Genesung. Also heißet er bis auf den heutigen Tag. — —

18. Adam und der Cherub des Paradieses.

Als Abel in seinem Blute lag und Adam bei dem Erschlagenen stand und weinete, da trat der Cherub des Paradieses zu dem Vater des Menschengeschlechts, und stellte schweigend sich neben ihn, und seine Stirne war ernst. Adam aber erhob sein Angesicht und sprach: Ist das ein Bild des Geschlechts, das aus mir entsprossen ist? Und wird je wieder Bruderblut, von des Bruders Hand vergossen, die Erde beflecken? — Der Cherub antwortete: Du sagst's! — Ach! Mit welchem Namen wird man denn die schreckliche That benennen? fragte

Adam. — Mit einer Thräne im Auge, antwortete der Himmlische: Krieg! — Da schauderte der Vater des Menschengeschlechts, seufzete und sprach: Ach, warum mußte denn der Edle und Gerechte von der Hand des Ungerechten fallen? — Der Cherub verstummte. — Adam aber fuhr fort in seinen Klagen und sprach: Was bleibt mir denn nun in meinem Jammer auf der blutbefleckten Erde? — Der Cherub antworte und sprach: Der Blick gen Himmel! — Darauf verschwand er. Adam aber stand bis nach Sonnenuntergang. Und als die Sterne aufgegangen waren, da breitete er seine Arme empor gegen Orion und den Wagen, und rief: O ihr glänzenden Wächter an den Thoren des Himmels, warum wandelt ihr so schweigend? Darf ein Sterblicher den Laut eurer Stimme vernehmen, o, so redet von dem Lande, das jenseits ist, und von Abel, dem Geliebten! — Da ward es noch stiller rings umher, und Adam warf sich auf sein Antlitz und betete an. Und er vernahm in seinem Herzen ein leises Wort! Siehe, Abel dein Sohn lebet! — Da gieng er getröstet von dannen, und seine Seele war still und voll Wehmuth.

19. Die Reue.

Ein Landmann hatte mit eigenen Händen eine Reihe edler Obstbaumchen gezogen. Zu seiner großen Freude trugen sie die ersten Früchte, und er war begierig, zu sehen, von welcher Art sie seyn möchten.

Da kam der Sohn des Nachbars, ein böser Bube, in den Garten, und lockte das Söhnlein des Landmanns, also daß sie hingiengen, und die Baumchen allesammt ihrer Früchte beraubten, ehedenn sie völlig gereift waren. Als nun der Herr des Gartens herzutrat, und die kahlen Baumchen erblickte, da ward er sehr bekümmert und rief: Ach, warum hat man mir das gethan? Böse Buben haben mir meine Freude verdorben! — Diese Worte giengen dem Söhnlein des Landmanns sehr zu Herzen, und er lief zu dem Sohne des Nachbars und sprach: Ach, mein Vater ist bekümmert um die That, welche wir verübt haben. Nun hab' ich keine Ruhe mehr in meinem Gemüthe. Mein Vater wird mich nicht mehr lie-

ben, sondern mit Verachtung strafen, wie ich verdient habe. — Da antwortete jener: Du Thor, dein Vater weiß es ja nicht, und wird es niemals erfahren. Du mußt es ihm sorgfältig verhehlen, und auf deiner Hut seyn. — Als aber Gotthold, — denn so hieß der Knabe — zu Hause kam, und das freundliche Antlitz seines Vaters sah, da vermochte er nicht, wieder freundlich zu ihm hinaufzusehen. Denn er dachte, wie sollte ich ihn fröhlich ansehen können, den ich betrübt habe? Kann ich doch mich selber nicht anblicken. Es liegt mir wie ein dunkler Schatten in meinem Herzen. — Jetzo trat der Vater herzu, und reichte jeglichem seiner Kinder von den Früchten des Herbstes, und Gotthold desgleichen. Da hüpften die Kindlein herbei und freuten sich sehr, und aßen. Gotthold aber verbarg sein Antlitz und weinete bitterlich. — Da hub der Vater an und sprach: Mein Kind, was weinest du? — Und Gotthold antwortete: Ach! ich bin nicht werth, daß ich dein Sohn heiße. Ich kann es nicht länger tragen, daß ich vor dir ein anderer erscheine, als ich bin, und mich selbst erkenne. Lieber Vater, thue mir ferner nicht mehr Gutes, sondern strafe mich, damit ich wieder zu dir kommen darf, und aufhöre mein eigner Quäler zu seyn. Laß mich nur hart büßen für mein Vergehen! Denn siehe, ich habe die jungen Bäumchen beraubt. — Da reichte ihm der Vater die Hand, drückte ihn an sein Herz, und sprach: Ich vergebe dir, mein Kind! Gebe Gott, daß dieses das erste und letzte Mal sey, daß du etwas zu verhehlen hast. Dann soll es mir nicht leid seyn um die Bäumchen.

20. Cains Klagen.

Als Cain in dem Lande Nod wohnete jenseits Eden gegen den Morgen, saß er eines Tages unter einer Terebinthe, und hielt sein Haupt auf seine Hände gestützt, und seufzte. Sein Weib aber war hinausgegangen, ihn zu suchen, und trug ihren Säugling auf den Armen. Als sie ihn nun gefunden hatte, stand sie lange neben ihm unter der Terebinthe, und hörte das Seufzen Cains. — Da sprach sie zu ihm: Cain, warum seufzest du, und ist denn deines Jammerns kein Ende? — Da erschrack er,

hob

hob sein Haupt empor und sprach: Ach, bist du es, Zilla? — Siehe, meine Sünde ist größer, denn daß sie mir vergeben werden möge! — Und als er dieses gesagt hatte, senkte er von neuem sein Haupt, und bedeckte seine Augen mit der hohlen Hand. Sein Weib aber sprach mit sanfter Stimme: Ach, Cain, der Herr ist barmherzig, und von großer Güte. — Als Cain diese Worte hörte, da erschrak er von neuem und sprach: O, soll auch deine Zunge mir ein Stachel werden, der mir das Herz durchbohre! — Sie aber antwortete: Das sey ferne von mir. So höre doch, Cain! und schaue um dich her. Blühen nicht unsre Saaten, und haben wir nicht schon zweimal reichlich geerndtet? Ist uns denn der Herr nicht gnädig, und thut uns mildiglich wohl? — Cain antwortete: Dir, Zilla, Dir! und deinem Hanoch! Nicht mir! Ich erkenne nur in seiner Güte, wie ferne ich von ihm war, als ich Abel — erschlug. — Da unterbrach ihn Zilla, und sprach: Bauest du denn nicht den Acker, Cain, und streuest den Saamen in die Furche; und dir leuchtet die Morgenröthe, wie in Eden, und der Thau glänzet an den Blumen und Halmen. — — Ach Zilla, mein armes Weib, erwiederte Cain, ich sehe in der Morgenröthe nur das blutende Haupt Abels, und in dem Thau hängt mir an jedem Halm eine Thräne, und an jeder Blume ein blutiger Tropfen! Und wenn die Sonne aufgehet, erblicke ich hinter mir in meinem Schatten Abel den Erschlagenen, und vor mir mich selber, der ihn erschlug. — Hat nicht das Rieseln des Baches eine Stimme, die um Abel klaget, und schwebet mir nicht im Hauch des kühlenden Windes sein Odem entgegen? Ach, schrecklicher als das Wort des Zürnens, das im Donner redete, und mir zurief: wo ist dein Brüder Abel? ist mir die leise Stimme, die mich überall umfleußt. — Und kommt die Nacht — ach, sie umfähet mich, wie ein düsteres Grab, und um mich her ist ein Todtenreich, das mich allein umschließt! — Nur der Mittag ist meine Stunde, wenn die Sonne meinen Scheitel sengt, und mein Schweiß in die Furchen treuft, und kein Schatten mich umgiebt! — Da sprach Zilla: O Cain! mein Geliebter! Siehe, dort kommen unsre Lämmer! Weiß wie die Lilien des Feldes, und ihre Euter voll Milch, hüpfen sie

Stadtbibliothek
Augsburg

fröhlich zur Hürde, im Glanz der Abendröthe. — Cain sah mit stierem Blick, und rief: Ach, das sind Abels Schaafe! Sind sie nicht roth von Abels Blut? Ihr Blöken klaget um Abel! Ist es nicht die Stimme des Jammers? — Was könnte denn Cain gehören? — Da weinte Zilla und sprach: Bin ich denn nicht Zilla, dein Weib, die dich liebet? — Er aber erwiederte: Wie kannst du Cain lieben, der sich selbst nicht liebt? Was hast du von mir, denn Thränen und Seufzen — — — Wie könntest du Cain lieben, der Abel erschlug? — Da reichte sie ihm Hanoch dar, ihr Kindlein, und das Kind lächelte seinen Vater an. Da warf sich Cain auf sein Angesicht unter der Terebinthe, schluchzete und rief: Ach, auch noch das Lächeln der Unschuld muß ich sehen! Es ist nicht das Lächeln des Sohnes Cain — es ist Abels Lächeln! — Es ist Abels Lächeln, den Cain erschlug! — So rief er und lag verstummend mit seiner Stirn auf der Erde. Zilla aber lehnte sich an die Terebinthe, denn sie zitterte sehr — und ihre Thränen flossen auf die Erde. —

21. Der Frühling.

Ein frommer Knabe, der blühende Sohn eines Landmanns, wandelte im Beginn des Frühlings auf dem Felde umher, und sein Herz freuete sich der Herrlichkeit des neugebohrnen Jahres. — Und als er lange umher gewandelt, lagerte er sich auf einem Hügel über der Quelle eines murmelnden Bächleins, und blickte rings um sich her mit Andacht und Liebe, und war bewegt in seinem Herzen. — Da vernahm er ein leises Säuseln in dem Gebüsch zur Seite des Hügels, und es trat hervor die edle Gestalt eines Jünglings und nahete sich dem Hügel, und setzte sich zur Seite des sinnenden Knaben. — Wem sinnest du nach, mein Lieber, redete er ihn an, und warum bist du so ernst in der Blüthe deines Lebens? Der Knabe antwortete: Es ist mir so eigen im Herzen; die Herrlichkeit des kommenden Frühlings erfreuet mich wohl, aber es ist eine stille Freude voll Wehmuth und heimlicher Ehrfurcht. Siehe, es deucht mir, als ob ich in einem Tempel wäre . . . Bist du denn nicht auch in einem Tempel? sagte der Jüngling, und sein großes

blaues Auge strahlte mit eignem höhern Glanz. Aber, fragte er darauf, was erfüllet denn dein Herz vor andern mit solchen Empfindungen? Der Knabe antwortete und sprach: Das leise Wandeln der Natur und die Stille, mit welcher alle diese Herrlichkeit, wie von selber, sich bildete. Als der Schnee noch in den Schluchten lag und die Scholle noch hart war von dem nächtlichen Frost, da verkündete schon der Frühling sein Kommen. Er sandte seine Prophetin, die Lerche. Sie schwebte aus der Furche zum Himmel empor, als ob sie den schlummernden Keim singend aufriefe zum freudigen Erwachen, und dem Menschengeschlechte die ewige Ordnung der Natur verkündete. Denn schwebet sie nicht singend zwischen dem Himmel und der Erde? Man siehet es der braunen Brust der Frühlingsbotin nicht an, daß sie eine Prophetenstimme in sich verschließt, und manche verkennen es.

Das ist das Loos des Göttlichen in seiner einfachen Gestalt, sagte der Jüngling. — Aber fahre fort, mein Lieber, mir die Geschichte des Lenzes zu erzählen. Der Knabe sprach: Nun erwachten, dem Rufe gehorchend, tausend Leben in dem Schooß der vom Frost entbundnen mütterlichen Erde. Die Winterglöckchen standen da wie blühender Schnee, und gemeinsam, als ob sie verbündet den wiederkehrenden Sturm und Frost nicht fürchteten. An der Sonnenseite des Hügels, vom Dornengesträuch beschirmt, und nur dem spahenden Auge erscheinend, blühete das einsame duftende Veilchen; ein erfreuliches Zeichen, daß die frühe Prophetin die Wahrheit verkündet habe. Und wie durchströmte nun der Odem des Lenzes die ganze Natur und verjüngte das Antlitz der Erde! Dem Kleinsten und Zartesten war seine Pflege so gut, wie dem Großen. Auch die verhüllete Knospe und das eingewickelte Blatt hat seine Dämmerung und Morgenröthe. — Ist es nicht eine und die nämliche Kraft, die in den Pflanzen sich zur Blume gestaltet, und in der Brust der Amsel und Lerche zum Gesange sich bildet? So gesellte sich Blüthe zu Blüthe, und Gesang zum Gesange, und bald — sagte der Knabe mit strahlenden Augen — ich zweifle nicht, bald wird die Nachtigall den Chorgesang vollenden, der die fortschreitende Entfaltung der Kräfte begleitet.

Wohl dir, mein Lieber, sagte der Jüngling, daß du die Hand der Natur auch in ihrem leisen Wirken erkennest! Ach, erwiederte traurend der Knabe, seit der Krieg durch unsre Gefilde tobte, wandte ich mein Auge auf die wohlthätige stille Natur. Sie schien mir eine Trösterin. — Denn siehe, der Krieg hat uns unsre Lämmer geraubt. Da sagte der Jüngling: Traure nicht um deine Lämmer! Auch vor dem Frühling wandelt der Sturm. Er nahm dir das Geringe, um dir das Höhere zu geben. — Die Hülle muß zerreißen, ehe der Schmetterling empor schwebt. — — Wohl dir, setzte der Jüngling nach einer Weile hinzu, daß du den Vater der Natur erkanntest, der den Frühling sendet! — Aber ach, sage mir, — fragte der Knabe, — warum sendet er ihn so leise und unvermerkt? Und warum entstehet alle diese Herrlichkeit, als ob sie von selber sich bildete? — Deßhalb gehen die Menschen vorüber, und nehmen es nicht zu Herzen. Ja, sie zertreten Halme und Blumen, und benetzen sie mit dem Blut ihrer Brüder. — — — Wenn sie den Odem vernehmen, der die Erde verjüngt, und sähen die Kraft, die alles gestaltet, — o, verzeihe mir, du freundlicher Jüngling, ich meyne, dann könnte kein Krieg mehr seyn, und Liebe und Dankbarkeit würden Hand in Hand zwischen den blühenden Feldern wandeln, wie Kindlein vor den Augen des sichtbaren Vaters. — — — Der Jüngling antwortete lächelnd: Das meinest du wohl in deinem zarten Herzen. Aber, siehe, die Liebe und Dankbarkeit sind auch göttlichen Wesens. Darum keimen und entfalten sie sich in dem stillen Herzen, wie der Lenz in der Natur sich entfaltet. — O so will ich an die Natur und ihren unsichtbaren Vater mich halten, und nicht an das Wesen der Menschenwelt! rief der Knabe und blickte gen Himmel. — Dann wirst du, sagte der Jüngling mit Ernst und Würde, in dem Vater der Natur auch bald den Vater der Menschen erkennen! — Ich scheide, fuhr er fort, Friede sey mit dir! Siehe, auch in deinem Herzen tönet die leise Prophetenstimme eines himmlischen Lenzes. Du suchtest in der Natur das Göttliche. Es begegnete dir, und es wird dir in höherm Glanz und reiner Harmonie begegnen. — Siehe, ich bin der Engel des Frühlings! —

Als der Jüngling dieses gesprochen, zerfloß er vor den Augen des Knaben in einen milden Lichtglanz. Der staunende Knabe sah ihn nicht mehr, aber in dem Wäldchen schwebte ein leises Säuseln, die Zweige zitterten, die Knospen blüheten auf, und auch die Stimme der Nachtigall ertönte zum erstenmal, und der Knabe selbst stand verwandelt da — ein kräftiger Jüngling.

22. Die Cedern auf Libanon.

Der König Hiram von Tyrus, und Salomo, der König von Israel, besuchten einst gemeinschaftlich den Cedernwald auf den Libanon. Arm in Arm wandelten die beiden Könige unter dem duftenden Schatten des hohen Waldes einher, und Hiram freute sich der weisen Reden des Königs von Israel. — Unten aber zu ihren Füßen lagen weit umher die Länder und blüheten in Frieden. Denn Salomo und Hiram hatten einen Bund gemacht und waren Freunde; so waren auch ihre Völker Freunde untereinander. Und die Könige standen still und schaueten in die Ferne. Da gieng Hiram, dem Beherrscher von Tyrus, das Herz auf, und er sprach zu Salomo: O wohl uns, daß wir Freunde sind! Stehen wir nicht auch wie die Cedern auf unsern Höhen, und unsere Völker um uns her? Da antwortete Salomo und sprach: Wohl nennet man die Ceder mit Recht den königlichen Baum. Er ist der höchste von allen und seine Gestalt ist voll Majestät. Er wächset auf der Höhe des Gebirges, aus den Wolken trinkt er, und bedarf nicht des Baches, der seinen Fuß netze. — Seine Wurzel umfasset die Felsen der Erde, und er tauchet sein Haupt in die Bläue des Himmels. Jahrhunderte hat der Sturm um diese Wipfel getobt, und der Donner um die Stirn des ernsten Waldes gerollt. Aber er stehet unerschüttert, frei wie ein Gott, und ohne die Bedürfnisse des niedern Thales. Darum heißet er auch ein Baum Gottes, den Jehovah gepflanzt hat — und stehet ein Bild den Gesalbten des Höchsten. Eines nur fehlet ihm, sagte Hiram, — die duftende Blüthe und die nährende, erquickende Frucht. Da lächelte Salomo und sprach: Redest du im Scherz, Hiram, oder als der Beherrscher des gewinnenden Volkes?

Duftet denn nicht die ganze Ceder? — Und wozu der hochragenden Königin des Gebirges die erquickliche Frucht? Tragt sie nicht den kühnen Seefahrer durch die schaumende Woge? Wölbet sie nicht die Palläste der Fürsten? Und bald, Hiram, wird sie auf Sion stehen, ein Tempel Jehovahs. — Mein Freund, es giebt edlere Früchte, als welche der Gaumen verlangt.

Indem sie also redeten, rollte plötzlich ein Gewitter hinauf gen Libanon, und es donnerte gewaltig. Die Könige aber standen im Dickicht des Waldes schweigend und voll Ehrfurcht. Da kam ein Strahl aus dem Gewölk und zerriß eine Ceder von dem Gipfel bis an die Wurzel, und krachend stürzte sie am Abhang des Gebirges hernieder. Das Gewölk aber zog brausend vorüber. Da traten die Könige zu der gefallnen Ceder und sprachen unter einander: Was ist alle irdische Größe vor dem Angesicht des Erhabenen! — Er rollet die Himmel zusammen, wie ein Gewand, und die Erde ist vor ihm wie ein Tropfen am Eimer. — Wer mag bestehen vor dem König der Könige? —

Nach einem langen stillen Nachdenken, während sie vor der zerschmetterten Ceder standen, sprach Hiram: Wenn man die Natur in ihrer furchtbaren Größe gesehen hat, dünket es beinah thöricht, dem Herrn der Schöpfung einen Tempel bauen zu wollen. Wozu bedürfte er des Tempels von Menschenhänden gemacht? Nicht Er — antwortete Salomo — aber der Mensch bedarf dessen. Das unermeßliche Werk der Schöpfung beuget ihn nieder, und gesellet ihn zu dem Staube, aus welchem sein Leib gebildet ward. Sein eignes Werk — als ob es den Unsichtbaren, Allgegenwärtigen umschlösse und begränzte — soll ihn erheben. — Nicht das beinerne und fleischerne Gewölbe der Brust ist der Geist des Menschen. Hiram, auch wir sind göttlichen Geschlechtes.

Die Könige schwiegen lange. Darauf sagte der Beherrscher von Tyrus: Ach, unser Königsleben gleichet dieser Ceder vor dem Wetter! — Wohl! es gleiche auch der Ceder nach dem Wetter! Vernimmst du, Hiram,

welchen Wohlgeruch sie jetzt, in ihrem Tode, über den Wald verbreitet? —

23. Die Hyacinthe.

Emilie war betrübt, daß der Winter so lange währete. Denn sie liebte die Blumen sehr, und hatte ein kleines Gärtchen, wo sie sich die schönsten mit eigner Hand erzog. Darum sehnte sie sich nach dem Frühling, und daß der Winter vorübergehen möchte. Da sprach der Vater: siehe, Emilie, ich habe dir eine Blumenzwiebel mitgebracht. Du mußt sie dir aber selbst mit Sorgfalt erziehen. Wie vermöcht' ich das, mein Vater, antwortete das Mädchen. Es liegt ja Schnee draußen, und die Erde ist hart wie ein Stein! — So redete sie, denn sie wußte nicht, daß man auch in Scherben Blumen erziehen kann, und hatt' es niemals gesehen. Der Vater aber gab ihr ein Töpfchen mit Erde, und Emilie that die Blumenzwiebel hinein. — Aber sie sah den Vater an und lächelte, zweifelnd, ob auch der Vater im Ernste geredet. Denn sie meinte, es müsse ein blauer Himmel über der Blume schweben, und Frühlingslüftchen um sie her, und unter ihren Händen könne solche Herrlichkeit nicht gedeihen. — Denn die kindliche Einfalt kennet in ihrer Bescheidenheit die Kraft nicht, die in ihr wohnet.

Nach einigen Tagen hob sich die Erde im Scherben, und grüne Blättchen trugen sie empor auf ihren Spitzen und kamen an das Licht. Da frohlockte Emilie und verkündete Vater und Mutter und dem ganzen Hause die Geburt des jungen Pflänzchens. Die Mutter aber sprach: Wie wenig bedarf es, das Herz zu erfreuen, so lange es der Natur und Einfalt getreu bleibt.

Darauf benetzte Emilie die Pflanze mit Wasser und lächelte mit Wohlgefallen auf sie hernieder. Der Vater sah' es an und sprach: So recht, mein Kind! Dem Regen und Thau muß der Sonnenschein folgen. Der Strahl des freundlichen Auges giebt der Wohlthat ihren Werth,

welche die Hand reicht. — Dein Pflänzchen wird wohl gedeihen, Emilie.

Nun kamen die Blätter aus dem Schooß der Erde ganz hervor und glänzten mit lieblichem Grün. Da ward Emiliens Freude noch größer. O, sagte sie aus überströmendem Herzen, ich will auch wohl zufrieden seyn, wenn schon keine Blüthe käme! Genügsame Seele! — sprach der Vater. Es ist billig, daß dir mehr gegeben werde, als du zu hoffen wagest. Das ist der Lohn der bescheidnen Genügsamkeit. — Er zeigte ihr den Keim der Blume, der zwischen den Blättern verborgen lag. —

Emiliens Sorgfalt und Liebe wuchs mit jeglichem Tage, so wie die Blume sich allmählig entfaltete. Mit zarten Händen sprengte sie Wasser darauf und fragte, ob es genug oder zu viel, und ob es auch wohl zu kalt seyn möchte. — Und wenn ein Sonnenblick durch die Fenster kam, dann trug sie leise wandelnd die Pflanze hinüber in den Sonnenschein, und ihr Odem hauchte den Staub von den Blättern, so wie ein Morgenlüftchen die Rose umhaucht. — O, des süßen Bundes der zartesten Liebe und Unschuld! sagte die Mutter.

Mit dem Gedanken an ihre Blume schlief Emilie am Abend ein und erwachte mit ihm des Morgens. Mehrmals erblickte sie auch im Traum ihre Hyacinthe in voller Blüthe, und wenn sie dann am Morgen noch nicht blühete und Emilie sich getäuscht sah, war sie deshalb unbekümmert, und sprach lächelnd: Es kann ja noch werden! — Zuweilen auch fragte sie den Vater, in welche Farbe die Blume wohl sich kleiden würde. Und wenn sie alle Farben durchgegangen war, sprach sie mit fröhlicher Stimme: Es ist mir einerlei, wenn sie nur blühet. — Süße Phantasie, sagte der Vater, wie gaukelst und spielest du so lieblich um die schuldlose Liebe und die kindliche Hoffnung! —

Endlich blühete die Blume. Zwölf Glocken hatten sich in der Frühe des Morgens geöffnet. Zwischen fünf breiten smaragdgrünen Blättern hiengen sie hernieder in

voller jugendlicher Schönheit. Ihre Farbe war röthlich, gleich dem Wiederschein der Morgenröthe, oder dem zarten Duft auf Emiliens Wangen. Ein balsamischer Wohlgeruch umschwebte die Blume. Es war ein heiterer Märzmorgen. Emilie konnte die Herrlichkeit nicht fassen. Ihre Freude war still und ohne Worte. Sie lag vor der Blume auf ihren Knieen und schauete sie an. Da trat der Vater hinein und sah sein geliebtes Kind und die blühende Hyacinthe an, und ward gerührt, und sprach: Siehe, was dir deine Hyacinthe ist, das bist du uns, Emilie! Da sprang das Mädchen auf und umarmte den Vater, und nach langer Umarmung sprach sie mit leiser Stimme: Ach, mein Vater, möcht' auch ich so schön blühen, wie sie!

Vierter Abschnitt.

Briefe.

1. Eugenia an ihre Mutter (von Hirzel).

Die ersten Zeilen, die Sie von Ihren ausgewanderten Töchtern erhalten, theuerste Mutter, datiren sich von dem anmuthigen Zürich, diesem ersten willkommnen Ruhepunkt unserer Reise. — Schon sind wir seit zwei Tagen hier. Ihr Freund S. giebt sich uns auf Unkosten seiner Person und Zeit mit seltner Gefälligkeit hin, und in seiner interessanten Gesellschaft haben wir bereits die ganze Stadt und ihre reizenden Umgebungen nicht ohne großes Vergnügen durchwandert. — Noch ist es unentschieden, ob wir morgen schon von hier aufbrechen werden; auf jeden Fall aber soll uns dann eine möglichst schnelle Reise durch die Cantone Aargau und Bern nach Vevay bringen, wo wir vorläufig beschlossen haben, zum zweiten Male von unsrer weiten, durch die Trennung von Ihnen doppelt weiten, Wanderung auszuruhen. — Da es sich folglich leicht fügen könnten, daß Sie, außer diesen Zei-

len, von Zürich aus nichts mehr, noch irgend früher, als von Vevay, neue Nachrichten von uns erhielten, so möchte ich Sie zu Ihrer Beruhigung bitten, erst von diesem letztern Orte her wieder auf Briefe von uns zu rechnen, die dann, wie wir hoffen, auch desto weniger ausbleiben sollen. Zu meiner Freude, liebste Mutter, ist es mir gelungen, den heutigen Abend ganz und ausschließlich für die Unterhaltung mit Ihnen zu retten. Wann verfliegen mir die Stunden schneller, und wann wird mir leichter und besser zu Muthe, als wenn ich mich an Ihre Seite hindenke? Was für eine angenehme Ueberraschung uns gestern Ihr liebevoller Brief vom 12. dieses Monats gewährt hat! Im lachenden Gebiete unserer jüngsten gemeinschaftlichen Erinnerungen umherstreifend, standen wir eben zusammen auf der Altane unseres Gasthofes. Unverwandt waren unsre Blicke auf den mit weißen Segeln besäeten Spiegel des Sees gerichtet, und auf die vor uns aufgethürmten Hochgebirge von Glarus, Unterwalden und Uri, von deren Schnee- und Felsengipfeln die eben emporsteigenden Schatten den Purpur der Abendsonne langsam verdrängten, als Ihr willkommner Brief unser aller Gespräche, Sinn und Gedanken für den Rest des Abends auf Sie, und auf Sie allein zurückführte. Nur allzugern glauben wir Ihrer für uns so erfreulichen Versicherung, daß Ihnen ein so langes Getrenntseyn von Ihren Kindern schwer fällt. — Dank sey es der, das Herz, wenn bange Besorgnisse es anfechten, zu froheren Gefühlen stimmenden Kraft eines heitern Sommers; Dank sey es der in wundersamen Mischungen um uns her grünenden Schweizer-Welt, und dem mit jedem Augenblicke sich erneuernden Wechsel reizender, noch nie gesehener Naturscenen, daß unsre Sehnsucht nach Ihnen nicht jetzt schon in quälendes Heimweh übergeht! Unser Herz hieng zwar an Ihnen von frühester Jugend an, und mit unendlicher Liebe: doch erst als unser erwachender Geist dem Ihrigen von ferne zu folgen versuchte, und wir anfiengen, es zu fühlen, mit welcher Einsicht und Sorgfalt Ihre mütterliche Liebe nicht blos die physischen Bedürfnisse unsrer ersten Kindheit, nein, auch alles das bedachte, was unser Herz zu seiner Ausbildung, unser Verstand zu seiner Entwicklung bedurfte; da erst

sind wir zum vollen und lebendigen Bewußtseyn gelangt, was für ein kostbares und seltenes Geschenk uns die Vorsehung in Ihnen habe zu Theil werden lassen; erst von da an hat sich unser Daseyn enger und inniger an das Ihrige angeknüpft, ist unser und Ihr Leben in eines gleichsam zusammen geflossen. — Rosaliens Gesundheit betreffend kann ich Ihnen für jetzt nur so viel sagen, daß ihre Ermattung zwar immer noch fortdauert, und noch weit mehr auffallen würde, wenn nicht öfters die Regsamkeit ihres jugendlich thätigen Geistes der Ohnmacht und Hinfälligkeit der zarten Hülle vergessen machte, die denselben gefangen hält. Wir hoffen aber dennoch, die gesunde, starkende Luft dieses Hochlandes werde bald anfangen, heilsam auf ihre feingewebten Organe zu wirken. Sie selbst von jeher — wie Sie wissen, — eine Freundin der Ahnungen, ist voll froher Vorgefühle einer in dem Heiligthume der Natur zu findenden völligen Genesung; ja es ist nicht anders, als ob ein neues Lebenslicht sich in ihrem Innern entzünde, sobald man anfängt, mit ihr von jenen Heilquellen zu sprechen, nach denen sie hinzielt. — Die Reise von unserer Vaterstadt bis nach Zürich ist eben nicht vorzüglich reich an Merkwürdigkeiten irgend einer Art; nur der Rhein-Fall bei Schafhausen steht mit großen Schriftzügen im Buche der Naturwunder angeschrieben. — Sie kennen aus den Berichten so mancher Reisenden jene berühmte Stelle, tief unten am Fuße des Schloßberges zu Lauffen. Auf einer hölzernen Altane steht hier der Wanderer, oder schwebt vielmehr, umgeben von wirbelnden Nebelwolken, über das Bette des empörten Stromes hin. Ein steter Donner rollt betäubend über seinem Haupte. Mit jedem Augenblicke drohen die schäumenden Fluthen sich über ihn zu wälzen, oder berstend ihn zu verschlingen. Die Erde scheint unter seinen Füßen zu wanken, und durch das Zittern der Balken wähnt er die Sicherheit seines Daseyns gefährdet. — An diesen Ort hatten wir uns anfänglich alle drei hingewagt. Allein hier war mehr, als die zarten Nerven der geliebten Schwester zu ertragen vermochten; und bald mußten wir uns aus diesem Aufruhr der Elemente an das entgegengesetzte Ufer des Flusses nach einem kleinen Hause zurückziehn, von dessen Fenstern das ganze große

Schauspiel in weniger furchtbarer Pracht uns vor Augen lag. — Ich will es nicht wagen, diese Naturscene zu beschreiben, Worte und Farben schwacher Sterblichen mahlen ohnehin nicht, wie die erhabne Hand der Natur. Wie sollte aber auch der empfänglichste Sinn für Schönheiten dieser Art, verbunden mit der blühendsten Sprache, wie sollte die höchste Kraft des Künstlers eine Scene getreu darstellen können, die, kraft des ewigen Kreislaufes der Schöpfung selbst, durch alle Tags- und Jahrszeiten in unzähligen Nüancen und Gestalten hindurchgeführt, in steter Abwechslung sich darstellt? Und in der That, wie unendlich weit müßten zwei Beschreibungen des Rhein-Falles aus einander gehen, deren die eine ihn schildern würde, wenn er an einem schönen Morgen die Strahlen der Sonne in buntem Farbenspiele zurückwirft, und die andere, wenn sich in nächtlicher Stille das Dämmerlicht des Mondes über die Wirbel seiner Fluthen verbreitet? Oder in wie ganz verschiedne Farben hätten zwei Mahler den Pinsel zu tauchen, deren einer die Scene unter den Umgebungen eines lachenden Frühlings darstellen wollte, wenn, von einer allbelebenden Wunderkraft bis in ihr Innerstes durchdrungen, die Natur im Blumenteppich der Wiesen, in der Fluren üppigem Grün und dem Blüthenschmucke der Obstgärten verjüngt wieder aufersteht, und zugleich der geschmolzne Alpenschnee die Gewässer des zum reißenden Strome angeschwollnen Flusses über sein Bette hinausdrängt; und der andere in jenen düstern Tagen, wo der Rhein sich im langsamen Zuge zwischen starrenden Ufern hindurchschleppt; das sinkende Jahr seinem Bette entlang Schnee- und Eismassen zusammenthürmt, und eine Reihe öder sonst unsichtbarer Klippen aus seinen vom Winterfroste zusammengezognen Gewässern hinausragt? Selbst unser viel gereiseter Freund Usendohm verweilte mit Bewunderung und Wohlgefallen bei der herrlichen Naturerscheinung, und blieb fest bei der gewagten Behauptung, daß nichts von allem, was er in dieser Gattung gesehen habe, nicht die Silberstreifen und Nebelwolken der Salenche in Wallis und des Staubbachs, noch auch der Sturz der wüthenden Aare in den Wildnissen der Grimsel; nicht der reißende Teverone, da, wo er sich von Tiburs Felsen in das Dunkel

der Neptunsgrotte hinabstürzt, noch endlich die gepriesene Cascade des Velino bei Terni, und höchstens der Fall der donnernden Tosa unweit des Gries-Gletschers, doch selbst dieser nur von ferne mit der Rhein-Cataraktе zu vergleichen sey. Die Reise von Schafhausen bis Zürich hat selbst für den, der, wie es gerade unser Fall war, mit günstigen Vorurtheilen in dieß vor vielen andern so merkwürdige Land eintritt, nur wenig Anziehendes. — Das nicht sehr freundliche Städtchen Eglisau, von den reißenden Wellen des Rheins an steile Bergrücken angedrängt, trägt hier und da noch Spuren jenes mörderischen für die Schweiz so verderblichen Krieges. Mehr wie alles andre rufen die halb zerstörten Mauern seines verödeten Schlosses und die Ruinen der Rheinbrücke die blutigen Frühlingstage von 1799 wieder ins Gedächtniß zurück, wo jener Fluß auf kurze Zeit die Scheidewand zwischen zwei feindseligen Heeren ausmachte, und der Uebergang der Oesterreichischen Fahnen über denselben die Vorbedeutung eines der glücklichsten Feldzüge für die Deutschen Waffen zu werden schien. — Auch der Anblick der, durch die Betriebsamkeit ihrer Einwohner sehr lebhaften, an den Fuß vortrefflicher Traubenhügel in eine fruchtbare Ebene hineingebauten Stadt Winterthur schien uns um den Preis eines Umweges von zwei Stunden zwar eben nicht zu theuer erkauft; doch haben ihre Lage und Lokalitäten nur wenig Ausgezeichnetes, und gar nichts von dem originellen Charakter andrer Schweizer-Gegenden und Schweizer-Städte. — Von Winterthur zieht sich die Straße in langen geraden Linien, bald durch unfruchtbare Heiden und Wälder, bald über weite Kornfelder, deren ermüdende Einförmigkeit hier und da durch ein Dorf oder einen Hof unterbrochen wird, bis hinan auf die Höhe des Zürich-Berges. So wie diese gewonnen ist, ändert sich plötzlich die Scene. — Siehe! da lagen sie auf ein Mal vor uns ausgebreitet, die in unsterblichen Tönen der Dichter besang, die Traubengestade des schimmernden Sees, die Gebirge voll Reben, der Uto, und an seinem Fuße Zürich im ruhigen Thal, und in weiter Ferne die Höhen der silbernen Alpen. Der Anblick der von hier sich entfaltenden Landschaft überraschte uns so sehr, daß wir, um desselben ganz

und mit Muße zu genießen, einem schmalen Fußpfade auf eine freye Stelle hinaus, als auf ein Vorgebirge, folgten, von dessen weit umher herrschender Höhe das ganze Thal in seiner gefälligen Zusammensetzung ins Auge fällt. Hier zeigt sich vor allem in hoher Pracht und Anmuth der Zürcher-See. Lieblich drängt sich das Hellblau seiner Fluthen hervor zwischen den zarten Einfassungen sanfter Traubenhügel und gartenähnlicher Pflanzungen, deren üppiger Kranz an seinen Ufern hinabstrebt. Hinter diesen sanften Abhängen steigen die Riesengestalten langer Gebirgsreihen in mannichfaltigen Abstufungen, Formen, Entfernungen und Farben majestätisch zum Himmel empor. Einen glänzenden Schmuck leiht dieser Scene besonders die Kette der, im fernen Hintergrunde, mit ihrem ewigen Schnee und Eise, die Landschaft amphitheatralisch begränzenden höchsten Gebirge von Appenzell, Glarus, Unterwalden und Uri. Ueber des Sees nächste Umgebungen wird durch zahlreiche, nur durch sehr kleine Zwischenräume getrennte Dörfer, und durch schöne Landhäuser ohne Zahl das höchste Leben verbreitet. — Als eine nicht unbedeutende Stadt liegt dann, reich an bunt zusammengestellten Monumenten älterer und neuester Zeit und Baukunst, das alte berühmte Zürich selbst, gerade da, wo sich die Limmat, nun bald am Ziele ihres romantischen Laufes, aus dem See wieder herausdrängt, zu beiden Ufern des Flusses ausgebreitet. Hoch ragt mitten aus seinem Schooße ein steiler Hügel empor, bekränzt mit Linden der Vorzeit, deren dunkle Wipfel im seltsamen Farben-Contraste das Weiß und Grau der sie umlagernden Gebäude beherrschen. — Rechts von dieser Anhöhe verliert die Stadt etwas tiefer hinab sich in jene berühmte Erdzunge, deren anmuthige Haine Geßners Denkmahl umschatten, und in deren einfachen Lustgängen Kunst und Natur im freundlichsten Vereine die Reisenden aller Länder entzücken. — Längs dem grünen Saume dieser Halbinsel fluthet die klare ruhige Limmat. Trüber und ungestümmer rauscht von der andern Seite, aus den Wildnissen des Sihlwaldes, die Sihl daher. Im Schatten der breiten Platanen, welche die äußerste Spitze dieses Naturgartens begränzen, mischen beide Flüsse ihre Gewässer zusammen, und eilen, zu einem Strome ver-

einiget, in schlängelndem Laufe, zwischen den westwärts von Zürich, in reicher Fülle der mannichfaltigsten Produkte, ausgebreiteten Ebenen und Weinbergen hinunter. — Wir hatten kaum noch oberflächlich das große Gemählde betrachtet, als schon von den Thürmen der Gothischen Kathedrale der Glockenschlag acht Uhr ertönte. Ein Gewitter war eben vorübergezogen. Zwischen seinen noch am Himmel wogenden Ueberresten hindurch senkte jetzt die scheidende Sonne ihre Strahlen, mit erneuertem Glanze, in das erfrischte Thal hinein, und schwebte, als Herold des hergestellten Friedens der Schöpfung, auf wieder gereinigter Bahn, hinab gegen den Grat der Gebirge. Unzählige Wassertropfen flimmerten und glänzten in Regenbogenfarben von den gebeugten Gräsern und Wiesenblumen, und dem bebenden Laube der Fruchtbäume. — Bald warfen die schlanken Tannen über uns längere Abendschatten hinauf gegen den Gipfel des Berges, während daß die muntern Waldvögel, nun nicht mehr verscheucht durch den rollenden Donner und die Schlagregen des Gewitters, in dem ewigen Grün ihrer Baumwelt umherflatterten, und der zur Ruhe eilenden Natur aus dunkeln Wipfeln noch ein kunstloses Abendlied sangen. Einzelne Fischerkähne und Barken, die dem wirbelnden Sturmwind hatten weichen müssen, wagten sich nach und nach wieder aus ihren schützenden Asylen heraus, und wiegten sich nun mit Sicherheit auf der vom Abendwinde sanft angespielten Wasserfläche. — — Ein frischeres Grün färbte nach dem Regen die weite Getraideebne in Westen von Zürich, und den Seeufern entlang schimmerten, als eine zusammenhängende Stadt, unzählige Häuser, Dörfer und Villen in blendender Weiße. — Hier, liebste Mutter, weilte lange unser Blick mit Wonne und Erstaunen. Was sind alle Naturscenen, die unser — soll ich sagen, ödes — Vaterland darbietet, gegen das magische Ganze, eines solchen Abendgemähldes, wie wir noch keines erblickt hatten? Wie ohnmächtig und fruchtlos würden meine Bemühungen seyn, Ihnen dasselbe auch nur so wieder zu geben, wie es meinem eigenen Gedächtnisse eingeprägt ist! Und dieß Bild selbst, wie unendlich weit bleibt es, auch bei der lebhaftesten Phantasie, hinter der Wirklichkeit zu-

rück! Wir sprachen alle nur wenig, nicht anders, als ob wir uns gescheut hätten, durch irgend einen Laut die in diesen Wohnsitzen des Friedens um uns und unter uns waltende Stille zu unterbrechen. Aber indeß wir der Zeit nicht weniger vergaßen, als der einbrechenden Nacht und unsrer Ermüdung, war uns unbemerkt der Abend tiefer gesunken. Schon leuchtete die Sonne dieser anmuthigen Schweizer-Welt nicht mehr: nur ein schmaler Feuerstreif bezeichnete noch am Horizonte die Stelle ihres Verschwindens. Der Purpur der leichten Wolkengebilde verlor sich allmählig in schwärzliches Grau. Die weite Ebene begann sich in dämmernde Schatten zu hüllen, und rings umher färbten die Bergketten sich dunkler. — Hoch hinter dem Grate des Albis und Schnabelberges hervor erschienen uns, schon angethan mit dem Gewande der Nacht, die senkrechten Fluthen des Hakenes Gebirges, indeß das Licht des Tages noch an den oberen Rasenteppichen des milden Rigi, und an dem aschgrauen Zacken des rauhern Pilatus verglühte. Wenige Minuten, so glänzte aus weitester Ferne einzig noch, von der höchsten Alpen ewigem Schnee herüber, das ersterbende Sonnenlicht des Glärnisch und Titlis. Einige Augenblicke, so wurden nahe und fern die Gestalten verworrner, und auch die schaifen Umrisse jener gigantischen Bergmassen unterschieden sich nicht mehr. Ueber der Stadt schwebte ein durchsichtiger Nebeldunst, und die weißen Segelpunkte auf dem See entschwanden, einer nach dem andern, dem spähenden Auge. Verstummend begruben die Bewohner der nahen Gebüsche und Wälder sich in die Nacht ihrer schützenden Baumwipfel. Tiefer wurde die Stille, und nur die Töne einzelner Abendglocken hallten noch durch die werdende Dämmerung, um das nahe Ende des herrlichen Tages, und die Vergänglichkeit aller irdischen Dinge zu verkündigen. — — — Mächtig durchdrungen von dem Gefühle der, in der Schöpfung einer solchen Natur, und in der Anordnung eines so reizenden Abends waltenden, allmächtigen Kraft, verließen wir endlich unsern herrlichen Standpunkt. Schnell rollte der Wagen über den Abhang des Berges hinweg, und bald befanden wir uns inner den Mauern von Zürich, in einem reinlichen lebhaften Gasthofe, von frohmüthiger

müthiger Lage, und gerade an der Stelle, wo im sanften Strome die Limmat aus dem Bette des die Stadt begranzenden Sees hinaustritt. — — Doch ich vergesse, theuerste Mutter, daß der Tag längst von meinem einsamen Zimmer gewichen ist. Auch ich will endlich, wiewohl ungern, mich von Ihnen scheiden. Das eindringende Zureden meiner Gefahrten, und eine laue wolkenlose Sommernacht, die so eben ihre Fittiche über den bis unter meine Fenster ausluthenden See ausbreitet, locken mich gleich unwiderstehlich noch zu einem Spatziergange durch die Linden- und Platanen-Gänge der benachbarten Walle. Meine Schwester, die sich noch immer nicht zufrieden geben will, daß ihr der Arzt das Schreiben für die ganze Reise untersagt, ruft sich durch mich und diese Zeilen in Ihr mütterliches Andenken zurück. Sie behauptet forthin, Ihrem Herzen die nächste zu seyn; ich meinerseits aber, — was Sie eben so natürlich als billig finden, — höre auch nicht auf wider diese Behauptung Einsprache zu thun. Dieser offnen Fehde ungeachtet, sind beide Schwestern dahin übereingekommen, Sie zu bitten, daß Sie selbst diese Streitfrage doch weder jetzt noch je in Zukunft entscheiden möchten.

Leben Sie wohl! Die Vorsehung wache huldreich über die Heiterkeit Ihres Gemüthes und den Frieden Ihrer Seele.

2. Ein Brief von J. G. Jakobi an seinen Bruder.

Ueber den Tod des blinden Dichters Pfeffel.

An wenn sollte ich in meiner Trauer um Pfeffel mich eher wenden, als an dich, mein Lieber, mit dem ich seit den Kinderjahren so manchen gemeinschaftlichen Verlust beweinte, und der in meinem eignen Leiden mir oft so tröstend die Hand bot? Du saheſt ihn nie, den brüderlichen Freund unsers verewigten Schlosser und den meinigen; aber Du liebteſt ihn, wie er Dich liebte, redeteſt von ihm mit eben der Empfindung, mit welcher er über jeden kleinen, Dich betreffenden, Umstand mich befragte; und selbst seine ehrenvolle Aufnahme in die

Akademie der Wissenschaften, deren Vorsteher Du bist, war ihm als Erfüllung eines, zuerst von Dir öffentlich ausgesprochnen Wunsches, doppelt theuer. Wer also weiß besser, als Du, was ich verlor? Ach, und seitdem Schlosser diese Gegend verließ, war er von meinen älteren Freunden der einzige, der in meiner Nähe lebte! In wenigen Stunden konnten wir am diesseitigen Rhein-Ufer zusammentreffen, wo wir einander wechselsweise nach Freiburg oder nach Colmar abholten. Welch ein Augenblick dann, wenn vor dem Gasthofe der Wagen des früher angekommenen Freundes schon da stand, und die Deichsel, zu der meinigen hingekehrt, mich die ganze Seligkeit eines solchen freundlichen Begegnens auf dem Wege durchs Leben fühlen ließ! Und nun, wenn ich seinen Brudergruß hörte, in seinen Armen war! Nicht minder beglückten mich die folgenden Tage unsers Beisammenseyns; die Morgenstunden, in denen Pfeffel, mit einer Bescheidenheit, welche zwar gern mit großen Talenten sich vereinbart, aber doch, in dem Grade, selten ist, mir seine neuesten Gedichte mittheilte, meine Bemerkungen darüber, und Vorschläge zu Verbesserungen forderte; die heiteren Mittagsmahle, stets ergiebig an ernst und launigen Erzählungen; und die Abende, welchen ein vertrautes Gespräch zwischen uns beiden eine Art von Weihe gab, oder die, in einem auserlesenen Zirkel, unter dem gewinnreichsten Ideen-Tausche nur zu schnell vorüber eilten. Jede Minute wurde benutzt, bis auf die letzte, da wir bei dem Lebewohl zugleich einen künftigen Besuch verabredeten. So schieden wir voll Hoffnung von einander, und es blieb uns ein herrlicher Nachgenuß. — Alles das ist nun für mich dahin! Jedoch nicht auf lange; denn in meinem Alter hat man ja von dem Grabe des entschlafenen Freundes zum eigenen Grabe nicht weit. Darum waren die Thränen, die ich um meinen Pfeffel vergoß, Thränen der stillen Wehmuth, nicht des bittern Schmerzes; und darum schreibe ich auch Dir, lieber Bruder, keinen Klagebrief, sondern nur Erinnerungen an den Trefflichen, der, weil ihm, wie dem blinden homerischen Sänger, Gutes und Böses verliehen ward, das Gute freudig genoß, und gelassen das Böse duldete. In diesen Erinnerungen finde ich Trost, weil

sie mir bezeugen, daß der von großen und mannichfaltigen Leiden gedrückte Mann eben so große und mannichfaltige Vergütungen hatte, und daß sein Leben, so bedauernswerth es auch, aus der Ferne betrachtet, erschien, mit vielen seligen Stunden und Tagen durchwebt war. — Eh' ich Pfeffel näher kam, dachte ich niemals an ihn, ohne die innigste Betrübniß. Ich versetzte mich in die Lage des Unglücklichen, der, im jugendlichen Alter schon des Lichtes beraubt, nie wieder, auch nur den schwächsten Schimmer eines Sonnenstrahls, hoffen durfte; der im Finstern entschlief, und im Finstern erwachte; kein menschliches Antlitz mehr sah, kein Lächeln, keine Thräne mehr; für den, wenn der Frühling ihm seinen Blüthenduft zuwehte, über den Blüthen selbst ein nächtlicher Schleier lag, und dem jeder frohe Laut, der Natur Entbehrungen ankündigte. Auf der mütterlichen Erde, welcher er nicht trauen konnte, gieng er, auf seinen Stab und seinen Führer gestützt, umher, ihren tausend und tausend Schönheiten so nah, und dennoch ausgeschlossen aus dem Paradiese der Schöpfung. Wenn es dem Blinden genug ist, Mensch zu seyn, um ein heiliges Recht an das allgemeine Mitleid zu haben; wie viel härter muß ein solches Schicksal uns dünken, wenn es dem Mann von feineren Sinnen trifft, weil diesem die sichtbare Welt überall Quellen einer höheren Lust öffnet, die dem großen Haufen verborgen sind! Mit schwerem Herzen also machte ich dem guten Pfeffel meinen ersten Besuch, und bei dem ersten Drucke seiner Hand hätte ich weinen mögen. Aber die heitre Stirn über den erloschnen Augen, wo kein Wölkchen von Kummer sich zeigte, der muntre Ton, mit dem er mich willkommen hieß, und nicht bloße Zufriedenheit, sondern Fröhlichkeit, die über sein ganzes Wesen verbreitet war, beruhigten mich bald. Nach einem kurzen Gespräche mit ihm bestätigte sich, was andere vorausgesagt hatten; ich vergaß allmählig seinen Zustand, wie er selbst ihn zu vergessen schien. Kein Wunder, mein Lieber! Denn er drückte sich über sichtbare Gegenstände aus, wie ein Sehender, nahm eben denselben Antheil an ihnen, wußte sie mit eben der Genauigkeit und Lebhaftigkeit darzustellen. Je länger ich mit ihm umgieng, desto mehr überzeugte ich mich, daß

er nicht allein, als Dichter, die in seiner Jugend aufgefaßten Farben und Gestalten in seine Phantasie zurückzauberte; sondern daß ihm dieselben immer gegenwärtig waren. Das einst Gesehene hatte sich so unvertilgbar in sein Gedächtniß geprägt, daß dem Greise noch manche von ihm, als Jüngling, durchreisete Landschaft mit allen ihren Theilen vorschwebte. Sonderbar überraschte michs, als ich mit ihm durch eine solche Gegend fuhr, und er unweit einer Brücke — denn er pflegte sich dann und wann durch Fragen zu orientiren — mich auf ein vorzüglich schönes Thal aufmerksam macht. Was die Bergkette da für ein Amphitheater bildet! sagte er, und siehst du dort — indem er mit dem Finger hinwies — ganz in der Ferne den Berg, der über die andern hervorragt, mit dem alten Castell? u. s. w. — So trug Pfeffel überall eine Welt, reich an Wundern mit sich, an welcher sein inneres Auge sich weidete. Auch gab es in dieser Welt der neuen Erscheinungen genug, weil er, um mit den Sehenden fortzuleben, sich jeden, auf eine Art interessanten, Gegenstand, dessen man gegen ihn erwähnte, beschreiben ließ. Da wurd' es denn einer Einbildungskraft, wie die seinige, nicht schwer, das oft nur Angedeutete sich auszumahlen, und wieder Andern, die es nicht kannten, durch die Beschreibung desselben Freude zu machen. Ich hörte ihn mit der Kunst, die er besaß, alles zu versinnlichen und zu vergegenwärtigen, von den neuen Anlagen um Colmar, von neuen Münzen, Gemählden, Prachtausgaben; von Uniformen der Regimenter; sogar von ausgezeichneten Frauenzimmer-Moden sprechen, und zwar von den letztern mit einem ganz eigenen Wohlgefallen am Farben-Himmel. — Du begreifst, lieber Bruder, wie dieses schon unserm guten Pfeffel zu einiger Entschädigung gereichte. Hierzu kam seine Fertigkeit, Stimmen zu unterscheiden, und im Gedächtnisse zu behalten, so daß er nach Jahren noch Personen, mit denen er ein paar Mal geredet hatte, gleich an der Stimme wieder erkannte. Das Organ der Sprechenden war für ihn, was für uns Physiognomie ist, in so fern nämlich diese oder jene Gesichtsbildung uns auf den ersten Blick anzieht oder zurückstößt. Eine wohlklingende Stimme lenkte sein Herz zu sich hin; so wie die kreischende

ihm in einem hohen Grade weh that, und es ihm Ueberwindung kostete, sich in ein Gespräch mit ihr einzulassen. Er erzahlte mir, daß einst, beim Eintritt in eine große Abendgesellschaft, eine Dame im Vorbeigehen ihn angeredet, und nichts weiter gesagt hätte, als: Guten Abend, Herr Pfeffel, wie befinden Sie sich? Im Tone der Grüßenden aber wär eine so liebliche Melodie gewesen, eine so zärtliche Theilnahme, daß es ihn bis zu Thränen gerührt, und er, leider umsonst, alles angewendet hätte, um die süßeste Stimme, die er jemals gehört, wieder aufzufinden. Indessen bliebe sie ihm unvergeßlich. — Da es eine bekannte Streitfrage ist: Ob Blindheit oder Taubheit ein größeres Uebel sey, und man fast durchgängig den Blinden für den Unglücklichern halt, so war mir Pfeffels Meinung hierüber von Wichtigkeit. Diese Saite aber mußte auf das zarteste berührt, und die Veranlassung eines günstigen Augenblicks dazu erwartet werden. Lange hielt ich meine Frage zurück, bis endlich, an einem traulichen Morgen, eine Unterredung mit meinem Freunde über sein Schicksal sie ganz natürlich herbeiführte. — Was du mich fragst, gab er zur Antwort, ist mir ehemals öfter eingefallen, und die Entscheidung war immer eben dieselbe. Jetzt brauche ich mich keine Minute mehr zu besinnen; ich weiß es; viel lieber ohne Gesicht, als ohne Gehör! Der Taube ist ja wie verbannt aus der menschlichen Gesellschaft, da ich hingegen mit allen Menschen in Verbindung bleibe; von dem Bessern so manches köstliche Wort vernehme, und jedes gesellige Vergnügen genießen kann. Was hilft dem Tauben die Todesstille, die ihn umgiebt? Wie viel heitere Stunden verdanke ich der Musik, wie viele dem Schauspiel! Ich entbehre weit weniger, als du glaubst, und bin wirklich an den Mangel des Gesichts dermaßen gewöhnt, daß, wenn ich die Wahl hätte, sehend zu werden, oder meinen Gichtschmerz zu verlieren, ich das letztere vorziehen würde. — Allerdings waren für den armen Pfeffel seine rhevmatischen Zufalle, die Krämpfe des Kopfs und in den benachbarten Theilen, die er, wenn sie heftig wurden, gleich einem fest aufgedrückten glühenden Eisen, empfand, eine schreckliche Quaal! Dennoch unterbrach auch dieses Leiden seinen Frohsinn nur

selten auf längere Zeit. Wie es mich jammerte, wenn er oft unter solchen Schmerzen an seine Frohnarbeit gehen, und als Secretaire interprete französische Verordnungen, Conscriptionslisten, Verfügungen wegen feierlicher Aufzüge und dgl. m. verdeutschen mußte! Er schätzte, nachdem die Revolution sein Erziehungsinstitut zu Grunde gerichtet, und die Assignaten sein Vermögen verringert hatten, jene Anstellung für eine Wohlthat; denn das sauerste Geschaft wurde ihm leicht, das gemeinste veredelte sich, wenn er es als Opfer ansah, seiner Familie gebracht. — Pfeffels Biograph wird Dir, mein Lieber, die vielfachen harten Prüfungen erzählen, denen die Geduld des trefflichen Mannes ausgesetzt war; die blutigen Thränen, um so manchen seiner Lieblinge geweint; die bangen Erwartungen in der Schreckensperiode; nach ihr das sorgenvolle Ringen und Streben, mit den Ueberbleibseln seines kleinen Glücks sich wieder aufzuhelfen; alle die mühseligen Tage, die schlaflosen Nächte; und auf dem letzten Krankenlager die unaussprechlichen Schmerzen, unter denen er sein Leben endete. Wenn Du es lieseſt, so wirst Du gestehen, daß Pfeffel Recht hatte, die Beraubung des Augenlichts nicht für sein größtes Unglück zu achten. Du wirst voller Verwunderung vor dem Bilde desjenigen verweilen, der nicht allein im Gedränge so vieler Widerwärtigkeiten sich aufrecht hielt, sondern unter Gesang und Scherz auf dem bedornten Wege fortgieng, und die frohe Laune der Jugend mit in sein Alter hinüber nahm. Der Kummer hatte nicht seine Stirn gefurcht, nicht seinen Nacken gebeugt, und der oft wiederkehrende Schmerz nur den Wangen einige leichte Spuren eingedrückt. Freilich war jener Frohsinn, wie er selber es rühmt, ihm von der unsichtbaren Hand, „die Sonnen wie Goldstaub in den Raum gesäet," zur Erleichterung seines traurigen Looses, in die Wiege gelegt worden. Auch gab ihm eben diese Hand, zu Gefährten auf seiner Wallfahrt durchs Leben, einen zärtlich für ihn sorgenden Bruder, eine treue Gattin, Kinder, deren liebkosender Laut ihm erfreulich tönte in seiner immerwährenden Nacht, und Freunde, an deren Arm er, mit geschlossenen Augen, ruhig und sicher wandelte. Wie Vieles, das den müden Pilger stärken, die rauhste Bahn

ihm ebnen konnte! Noch ward ihm, als mächtige Tröste-rin, eine der gefälligsten Musen zugesellt, die mit hohem Ernste sokratischen Witz vereinigte, ihm die Erde lieber machte, und wenn er hienieden sich fremd fühlte, seinen Geist hinschauen ließ in ein beßres Land. Der verzagt nicht, der die Muse zur Begleiterin hat. Lieder zertheilen die Nebel, die unsre Tage trüben wollen, und vor dem Witze floh schon manches drohende Gespenst. Aber alle diese Geschenke des Himmels, diese verschwenderischen Gaben der Natur, hätten meinem Freunde nicht die Ruhe, die Heiterkeit, den bleibenden Muth zu erwecken vermocht, ohne das Herz, das in ihm wohnte, geübt im Ausharren und Verläugnen, der Wahrheit getreu, die ihm theurer war, als das Leben; ohne das Wohlwollen gegen alles, was neben ihm athmete, und den unverrückten Glauben an einen Vater der menschlichen Schicksale, an eine künftige Heimath jenseit des Grabes. Mit einem solchen Herzen durfte ihm nicht grauen auf dem Boden, über den Gottes Lüfte wehen. Mit solch einer Liebe, solch einem Frieden im Innern, vertraut man dem Menschen und der ganzen Schöpfung! Seines Genius konnt' er sich freuen, weil er durch keinen Gesang ihn entehrt hatte, weil seine Begeisterung nur höheres heiliges Gefühl des Guten und Schönen war. So wie er in der Gesellschaft mit dem Tone des edlen Mannes, und des feurigen Patrioten gegen Tyrannei, Sklavensinn, Lüge und Trug eiferte, ohne Gallsucht und Schadenfreude, und so wie sein Scherz immer das Zeichen der Gutmüthigkeit an sich trug; eben so in seinen Strafgedichten, und in denen, wo er über die Thorheiten seiner Zeitgenossen spottete. Bei jeder Fabel und jedem Sinngedicht scheint er den Spruch Jean Paul's in Gedanken gehabt zu haben: „Die Menschen soll keiner belachen, als einer, der sie recht herzlich liebt."

Du, mein Vester, kennst die Würde des Berufs, ein Lehrer der Menschheit zu seyn; kennst die Seligkeit dessen, der auf seine Werke mit dem Bewußtseyn hinblickt, daß kein Ankläger gegen sie auftreten wird. Du stimmst mir bei, daß Pfeffel ein glücklicher Mann war. Und er war es bis an sein Ende! „Hätten sie meinen Vater noch den Tag vor seinem Abschiede gesehen!"

schrieb seine jüngste Tochter an einen ihrer hiesigen Freunde. Ich las ihm Aussichten in die Zukunft vor. Wie er die zitternden Hände faltete, und in die Höhe hob! Sein ehrwürdiges Haupt umstrahlte himmlische Freude. Ich sah einen Heiligen in ihm; er gehörte schon dem Himmel an."

J. G. Jakobi.

3. Rabener an Gellert.

Liebster Gellert!

Aus meinem Briefe an den Herrn Commissionsrath, den ich Herrn W... vor etlichen Tagen zugestellt, werden Sie einige Nachricht von meinem traurigen Schicksal ersehen haben. Erlauben Sie mir, daß ich mich auch mit Ihnen davon unterhalte, denn ich finde eine große Beruhigung darin, wenn ich einem so lieben Freunde, wie Sie sind, mein Unglück klagen kann. Was die Umstände dieser Belagerung überhaupt betrifft, so werde ich mich dabei wenig aufhalten, und mich auf ein Tagebuch beziehen, welches unter der Autorität unsers Gouverneurs heute herausgekommen, und sehr zuverlässig ist; nur von meinen eigenen Zufallen will ich etwas melden. Am 14ten Juli mit Anbruche des Tages fieng die Kanonade und das Einwerfen der Haubitzgranaten auf die schrecklichste Art an. Früh um acht Uhr kam eine solche Granate in mein Zimmer, (sie mochte mehr als dreißig Pfund wiegen) zerschmetterte die Stube meines Bedienten, und zündete. Wir löschten den Brand, und machten alle mögliche Anstalten. Weil es aber Granaten und zwölfpfündige Kugeln auf mein Haus und die benachbarte Gegend regnete, welches die Absicht haben mochte, das zwanzig Schritte von meiner Wohnung befindliche Pulvermagazin in die Luft zu springen; so packte ich meine Sachen, so viel es ohne Gefahr, erschossen zu werden, angieng, zusammen, schaffte sie theils in den Keller, theils in ein Gewölbe, und flüchtete Abends um acht Uhr nach der Neustadt zu D... Aber auch hier fieng am 15ten die Angst an, und in kurzer Zeit fuhren einige zwölfpfündige Kugeln ins Haus, nahe bei mir vorbei.

In dieser Lebensgefahr brachten wir bis Sonnabends zu, wo die Launische Armee die Seite von der Neustadt befreite, welches die größte Gnade war, die uns Gott in der Beängstigung erzeigen konnte. Denn eben diesen Tag, besonders um zwölf Uhr Mittags, gieng das unglückliche Bombardement der Residenz an. Mehr als hundert Bomben fielen in einer Zeit von drei Stunden auf die Kreuzgasse und Kirche; um zwei Uhr brannte mein Haus, und um vier Uhr wußte ich mein Schicksal. Die Bomben hatten das Gewölbe, wohin wir alle unsre Sachen geschafft hatten, zerschmettert, und alles verbrannt; der Keller aber war von den Soldaten, die löschen sollten, rein ausgeplündert worden. Mein Bedienter, der treueste Mensch von der Welt, hatte sich so lange im Hause aufgehalten, bis es anfieng einzustürzen, und hatte ein Dutzend solcher Schurken hinausgerügelt; endlich aber ward er übermannt, und flüchtete zu mir nach Neustadt. Vor Vergnügen, den ehrlichen Kerl, den ich schon für erschossen oder verbrannt hielt, wieder zu sehen, fühlte ich den Schmerz nur halb, den mir die Nachricht von meinem Verluste natürlicher Weise verursachen mußte. Sollte es nicht weh thun, liebster Gellert, zu erfahren, daß alle meine Betten, Kleider, Wasche, Bücher, Papiere, Schränke und Stühle zu Asche verbrannt waren? und Sie wissen, wie reichlich mich der Himmel mit allen diesem gesegnet hat. Gott zum Preise muß ich gestehn, daß ich mich über diesen großen Verlust nicht einen Augenblick betrübte. Es war weder Reflexion, noch Philosophie, die mich so wunderbar beruhigte; Gottes Gnade allein war es. Nichts von allem habe ich gerettet, als einen abgetragnen Zeugrock, und ein paar alte Oberhemden, die ich auf die Seite gelegt hatte, um sie meinem Bedienten zu geben. Sonntags früh fieng man an, auch für die Neustadt besorgt zu seyn, und viel tausend Menschen giengen zum Thor hinaus, auf das offne Feld, und in die Weinberge. Ich folgte mit, und mein Bedienter mußte mein Bündelchen unter den Arm nehmen, mein ganzer Reichthum. Vor dem Schlage fand ich einen zerbrochnen Weinpfahl, auf den stützte ich mich, und watete bei einer brennenden Hitze durch den Sand eine Meile Wegs weit zu meinem Freunde, auf seinen Wein

berg, wo ich nothdürftiges Essen, und gutes Wasser fand. Seit dem 13ten Abends war ich in kein Bette gekommen, und auch hier lag ich bis Mittwochs auf der Erde. Ich ritt endlich selbigen Tages nach Hohenstein, vier Meilen von Dresden, und weil mein Bedienter ganz kraftlos war, so ließ ich ihn zwei Meilen reiten, und den übrigen Weg gieng er zu Fuße. In Hohenstein fand ich gute Freunde, die auch abgebrannt waren, und wir lebten ruhig, bequem und sehr vergnügt. Sonnabends nach dem Bußtage giengen wir zurück, und ich befinde mich seitdem gesund, doch, wie Sie wohl glauben können, gar nicht in meiner Ordnung. Ich bin noch vor vielen tausend Menschen glücklich; denn kein einziger von meinen Freunden und Bekannten ist verbrannt, oder erschossen worden, ich bin gesund geblieben, und habe noch baar Geld gerettet. Etwas von alten Tisch- und Bettzeuge ist bei einem Bekannten unvermuthet gerettet worden, und so wenig ich es ehedem achtete, so lieb ist es mir nunmehr. Der Mangel an Kleidern und Wäsche ist der empfindlichste, weil man hier nichts bekommen kann, und nicht weiß, wie lange uns Gott Ruhe schenkt. — Meine Bücher, die dauren mich; alle Aufsätze und Manuscripte, die nach meinem Tode sollten gedruckt werden, sind mit verbrannt. Ein großes Glück für die Narren künftiger Zeit! Alle Briefe von Ihnen und meinen übrigen Freunden, nebst einer Sammlung von witzigen Briefen verschiedener Art, sind leider auch fort. Empfehlen Sie mich allen meinen Freunden aufs beste. Kann ich heute noch an unsern Weiße schreiben, so will ich es thun. Außerdem bitte ich Sie, ihn diesen Brief lesen zu lassen, so wie den ehrlichen Dyk, welcher, so bald Gott Ruhe und Frieden giebt, es gewiß empfinden soll, daß alle meine Bücher verbrannt sind, denn ich will ihn hernach in Contribution setzen, mir den Fuß zu einer neuen Bibliothek zu schenken. Zwar wird er nicht daran wollen, wenn er hört, daß meine witzigen Manuscripte, und also seines Sohnes künftiger Verlag, mit verbrannt sind; aber ich will ihn schon kriegen, und wenn er mich wild macht, so schreibe ich wider seine eigne kleine Person einen Band Satiren in Duodez zwei Hände stark, welches ziemlich das Format von seinem Körper seyn wird. — An das

Haus St. . . bitte meinen unterthänigsten Respekt zu vermelden. Wie wohl haben die gnädige Frau Kammerherrin gethan, daß Sie sich nicht mit der göttlichen Fügung übereilt haben. Nunmehr hungerte ich mit meiner Frau, da ich das Glück habe allein zu hungern. Aber sagen Sie, ich ließe unterthänigst bitten, dahin zu sehen, daß meine künftige Frau dreitausend Thaler mehr hätte, als außer diesem Unglücke würde nöthig gewesen seyn, so hoch schätze ich meinen Verlust. Nur ein eignes Haus soll sie nicht haben. Denn ich kann mir nichts Schrecklicheres vorstellen, als die Umstände eines Mannes, der nur des Hauses wegen eine Frau nimmt, das Haus aber durchs Feuer verliert, ohne daß seine werthe Hälfte zugleich mit verbrennt. — Leben Sie wohl, mein bester Freund. Ich bin in Feuer- und Wassersnoth

Dresden, am 9ten August 1760.

Ihr
redlichster Rabener.

4. Zwei Hochzeitbriefe D. Martin Luthers.

I.

An drei Freunde in Mannsfeld.

Gnad und Friede in Christo! Welch ein Zetergeschrei, liebe Herrn, hab' ich angerichtet mit dem Büchlein wider die Bauern. Da ist alles vergessen, was Gott der Welt durch mich gethan hat. Nu sind Herrn, Pfaffen, Bauern, alles wider mich, und dräuen mir den Tod. Wohlan, weil sie denn toll und thörigt sind, will ich mich auch schicken, daß ich für meinem Ende im Stande, von Gott erschaffen, erfunden, und nichts meines vorigen papistischen Lebens an mir behalten werde, so viel ich kann, und sie noch toller und thörigter machen, und das alles zur Letzte und Ade. Denn es mir selbst ahnet, Gott werde mir nun einmal zu seiner Gnade helfen.

So hab' ich nun aus Begehren meines lieben Vaters mich verehlicht, und um böser Mauler willen, das nicht verhindert würde, mit Eile beigelegen, bin willens auf Dienstag über acht Tage eine kleine Freude und Heim-

fahrt zu machen. Solches habe ich euch, als guten Freunden und Herrn, nicht wollen bergen, und bitten, daß ihr den Segen helft drüber sprechen. Und weil die Laufte also stehen und gehen jetzt in den Landen, hab' ich nicht durft' euch dazu bitten, und fordern zu erscheinen. Wo ihr aber von guten Willen selbst wolltet oder könntet, sammt meinem lieben Vater und Mutter, kommen, möget ihr wohl selbst ermessen, daß mirs eine besondre Freude wäre, und was ihr mitbrächtet von guten Freunden zu meiner Armuth, wäre mir lieb, ohn daß ich bitte, mich solches bei diesem Boten zu verständigen. — Ich hätte auch meinem gnädigen Herrn Graf Gebharden davon geschrieben, hab aber nichts dürfen wagen, weil ihr Gnaden anders, denn mit mir zu thun haben. Ist aber vonnöthen, was drinnen zu thun, und euch gut dünkt, bitte ich euer Bedenken mir zu eröffnen. Hiemit Gott befohlen. Amen!

Zu Wittenberg, am Donnerstag nach Trinitatis. Anno 1525.

Martinus Luther.

2.

An Herrn Nicklaus von Amsdorff.

Gnad und Fried in Christo. Indem ich nach einen Boten schicke, ihn abzufertigen zu euch, siehe, da kömmt mir eure Schrift zu, und ist nun wahr, wie das Geschrei gehet, daß ich mir die tugendsame Jungfrau Catharina von Bore eilend, da sich's niemand versahe, habe vertrauen und geben lassen, damit zu verhüten, daß ich nicht hören dürffte, daß böse ungehaltene Mäuler ein großes Geschrei davon machten, wie es pflegt zu geschehen. Denn ich hoffe, ich werde nicht lange leben. So hab ich auch diesen letzten Gehorsam und Willen meinem lieben Vater, der solches von mir begehrt, guter Hoffnung, GOTT werde mir Kinder bescheren, nicht wissen abzuschlagen. Dazu, daß ich auch mit der That meine Lehre bestätige, weil ich noch so viel kleinmüthiger Herzen bei so großem Licht des Evangelii finde. GOTT hats also wolt haben und gemacht. Denn ich fühle weder

fleischliche Liebe noch Begier, sondern habe nur einen guten Willen und Gefallen am Ehestande, als an Gottes Geschöpf und Ordnung. — Bin derhalben willens, vermittelst göttlicher Gnade und Hülfe, Dienstag nach Johannis das hochzeitliche Mahl und Freude anzurichten, meinen angefangenen Ehestand öffentlich damit bezeugen, dazu meine liebe Eltern kommen werden, um welcher willen ich euch gerne dabei wolt haben. Demnach wie ich zuvor bedacht, euch zu laden, lade und fodere ich euch nu, höchlich bittend, ihr wolt mich ja nicht lassen, wo es euch anders zu thun möglich ist.

M. Luther.

5. Am Bord des Schiffs Katharina die Zweite.

(Aus Thümmels Reisen in die mittäglichen Provinzen Frankreichs.)

Das erste Wort meines Befehlshabers, als ich in seine Cajüte trat, wo er so tiefsinnig über einer Seekarte schwebte, als ein Denker über einem moralischen Werke, war ein Lob auf den herrlichen Wind. Als Schiffs-Lieutenant, glaubte ich, müßte ich ehrenhalber mit einstimmen; es schien aber, der gute Mann errieth mich. Er zeigte mir auf der Karte den Weg nach Petersburg, und sprach so gleichgültig davon wie von einer Spatzierfahrt; tröstete mich freilich dadurch über meinen Katzensprung nach Holland, aber nur halb, denn es lief mir schon beim Anblick des leer gelaßnen Papiers der Meeresfläche, das doch gewiß mehr Unfalle bedeckt, als alle angränzende Länder, die mir grün und gelb vor den Augen flimmerten, ein kalter Schauer über den Leib. Ich berechnete die entsetzliche Tiefe, und daß ich nur waten, aber nicht schwimmen könne. Das große kaiserliche Schiff verkleinerte sich in meinem Gehirne zu einer zerbrechlichen Schachtel — die mich — als wenn es in meinem täglichen Bette viel anders wäre, — nur im Schweben zwischen Zeit und Ewigkeit hielt. Mein Gott! wie ich zittere und schwatze; aber setze Dich nur, lieber Freund, einen Augenblick an meine Stelle. Ich weiß ja nicht,

wie ich mich anders über den ungewohnten Lärm betäuben soll, der auf dem Schiffe herrscht. Welcher Unterschied zwischen meinem heutigen Abend und jenem Mittag auf der Fregatte des Voltaire! — Dort hörte ich nur Witz sprudeln, und lachte über das denkende Wesen an meiner Seite. Hier hingegen gellen mir die Ohren von nie gehörten Commando-Wörtern — von Matrosen-Flüchen, Hämmern, Klirren und Poltern, bald über, bald unter mir. Was das alles für Anstalten sind, um bis zu einer holländischen Treckschüte zu gelangen! So muß der arme Mensch überall dulden, harren und mit Unruhen kämpfen, ehe er ein häusliches langweilig-s Glück erreicht. — —

Mein erster Versuch mit der Hangematte ist glücklicher abgelaufen, als ich glaubte. Geist und Körper fühlen sich gesund, und mit meinem Wohlbehagen ist auch mein Muth gestiegen. Der Wind — Ich würde ihm zwar nicht trauen, aber mein Capitain sagt — und das ist mir genug — er wäre so gut, als ein Seemann ihn wünschen könne. Schon wurden die Segel gespannt, die Anker gehoben, und die Steuerruder von der erfahrnen Hand eines Seehelden gefaßt, dessen edle bescheidne Miene schon Ehrfurcht und Vertrauen einflößt, der das Leben und Glück der Menschen zu schätzen weiß, die seiner Leitung überlassen sind, seinem wichtigen Beruf ohne Großsprecherei als ein ehrlicher Mann vorsteht, manchen Sturm mit Festigkeit und Klugheit bekämpft hat, ohne ihn in Journalen zu beschreiben. O welch ein ganz andres Colorit hat die Wahrheit, und wie glücklich ist ein Passagier, der, wie ich, einen scharfsichtigen Capitain am Compaß — einen erfahrnen Steuermann am Ruder weiß! Sey es ein Kriegs- oder Kauffartheischiff, sie bringen es gewiß glücklich in den Hafen. In solchen hoffnungsvollen Gedanken ruhte mein Blick auf dem ehrlichen Gesichte des alten Schiffers, der sie mir eingab, als der Schiffs-Capitain bei uns vorbei in seine Cajüte eilte, um das Signal zur Abfahrt zu geben. Er nahm mich bei der Hand mit sich. Munter, munter, Herr Lieutenant! sagte er scherzend. Mein dirigirender Minister dort nimmt es mit allen Winden der Erde, und

meine große Kaiserin mit allen Schutzheiligen in der Legende auf! Und ich, während er veranstaltet, daß man ihre Flagge aufstecke, sitze andächtig an meinem schwankenden Schreibpult.

O wie hat die große Frau meinen Glauben an ihr glückliches Gestirn, und der Capitain mein Vertrauen zu ihm und seiner Kenntniß gerechtfertigt, die noch weit über Compaß und Seekarte hinausreicht! War es doch, als ob Wind und Wetter ihm so gehorsam, als die Matrosen — und die Wellen des Meeres nur Stahlfedern wären, die auf weichen Polstern uns hüben und forttrügen. In welcher Glorie ist mir die Natur erschienen, und wie freuten sich meine Augen an jenem wiederkommenden Morgen, daß sie noch nicht, verloren für die Anbetung Gottes, in des Grabes Moder versunken waren! Ich glaubte einst den Sonnenkörper in seiner größten ätherischen Pracht besungen zu haben; ach, ungleich poetischer sah' ich ihn in der feierlichen Geburtsstunde des Tages über den Horizont hervor wallen, und mein Erstaunen verstummte. Wer den Mond und die Sterne nur über dem Dunstkreis des Erdballs funkeln sah, denke ja nicht, daß er ihren wahren Glanz kenne, und niemand behaupte, sein eignes Herz zu verstehen, der seinen Freund oder seine Geliebte noch nicht zwischen Wasser und Himmel umarmt hat. Breitete sich das eine immer so sanft und geschmeidig unter uns, der andere über unsern Häuptern eben so wolkenlos aus, als auf dieser meiner ersten Seereise, ich wüßte wohl, welchem Elemente ich mein irdisches Glück anvertrauen würde, denn nirgends fühlt man das kostbare Geschenk des Lebens dankbarer und inniger, als auf diesen schwimmenden Brettern, und nirgends reicht uns der Tod näher, schmerzloser und gaukelnder die Hand, als bei der Punschschaale, die unsere Abende begeistert, und von der wir nicht eher, als mit dem letzten Tropfen, in süßer Betäubung nach unserer Hangmatte taumelten, ohne darauf zu achten, wie sehr sie einem Leichentuche ähnlich sieht. Wer möchte nicht lieber in dem freien Weltmeere begraben seyn, als in einem verschlossenen Sarge unter einer drückenden Erde, — dem Spielplatz aller bösen Neigun-

gen, künstlicher Bedürfnisse und Laster? Wie verächtlich erscheint einem Beschiffer des Oceans die übrige Welt mit ihren Eitelkeiten und Freuden! Der glücklichste Monarch kann nicht zufriedener von seinem glänzenden Throne gen Himmel blicken, als ein Seemann von dem Verdecke seines Schiffs. Die stärkende Seeluft, die physische Abgezogenheit von dem Beginnen der Menschen entwickelt die schönste moralische Abgezogenheit in seiner Seele. Großherzig und neidlos belachelt er in seiner philosophischen Cajüte das Wettrennen des Hochmuths nach Rang, Ehrentiteln und nach den Gängelbändern widersinniger Orden, und ärgert sich über gelehrte Flugschriften, lügenhafte Zeitungen und das summende Geschmeiß, das seine faulen Eier hineinlegt, nicht eher, als bis er gelandet hat. — Dann erst, in der Nähe geistiger und leiblicher Apotheken, von einem Sprach- oder Spielzimmer, von einem Tanz- oder Spiegelsaal in den andern getrieben, und verfolgt von dem Zungengeräusch der guten Gesellschaft, verläßt ihn sein glücklicher Gleichmuth. Er sehnt sich ermattet zurück in seine schwebende Klause, und will lieber um verdiente heitre Tage und vorwurfsfreie sternhelle Nächte mit Sturm und wilden Fluthen kämpfen, als mit den schmeichelnden Zephyren und den glatten Herzensergießungen der großen Welt um die Zerrbilder ihrer erdichteten Empfindungen, mit denen sie gegen die verwahrloßten Naturkinder, die, ohne Anspruch auf Glanz, edel nur denken und handeln, so gern groß thut. Ich schwöre Dir bei allen Winden, die uns von dem Hafen zu Bourdeaux aus bis an die holländische Küste trieben, daß während meinem Hinüberschweben mir nicht eine unmuthige Stunde, kein trüber Augenblick in den Flug kam, außer da ich mit Anbruch des letzten Morgens meines Volontair-Dienstes, von dem Hurra des Schiffsvolks geweckt, ein Land aus dem Nebel hervorleuchten sah, das ich beim Schlafengehen noch hundert Meilen entfernt glaubte, und da bald nachher ich, indeß mein Koffer, Tagebuch und Puderbeutel in ein kleineres Fahrzeug geladen ward, das wie ein Sarg auf mein Hineinsteigen wartete, thranend an der Brust meines guten Capitains, vor Schmerz kaum ein abgebrochnes Lebewohl stammeln konnte. Ich athmete noch schwer,

als

als ich schon am Ufer stand, wußte vor Betäubung nicht, wie viel oder wie wenig ich den beiden Matrosen, die mich herüber gerudert hatten, als Beitrag zur allgemeinen Trink-Kasse aus meiner Geldbörse in den Hut warf, und winkte mit dem meinen so lange noch dem lieben Schiffs-Patron zu, bis mich ein andrer Führer sehr verschiedenen Ansehens in einen räderlosen Wagen nöthigte, und wie einen armen Sünder zum Richtplatz von Scheveningen nach Haag, und von da mit einem untergelegten Pferde nach der Leydener Treckschüte hinschleifte.

6. Zollikofer an Garve.

Leipzig, den 22. Aug. 1779.

Endlich, mein liebster Freund, hat mich das traurige Schicksal wirklich getroffen, das mir schon lange drohte. Ich habe sie verloren die treue Gefährtin durch einen so beträchtlichen und den besten Theil meines Lebens! Ehegestern, den 19ten dieses, hat sie mir der Tod entrissen. Aber doch ein sanfter, sanfter Tod, ein bloßer Schlummer ohne Aufwachen — ein Tod, so wie sie sich ihn gewünscht, so wie sie ihn seit vielen Wochen, seit ganzen Monaten immer sehnlicher gewünscht und mit frohem Muthe erwartet hat: denn sie hatte schon lange alle Hoffnung der Wiedergenesung aufgegeben, und bemerkte mit sicherm Gefühle gleichsam jeden Schritt, der sie dem Ende ihrer Leiden näher brachte. Und welche Leiden! wie mannigfaltig, wie anhaltend, wie tiefschmerzend! Gott, was wäre der Mensch in solchen Umständen, wenn er nicht die Hoffnung eines bessern Lebens hätte? Aber die hatte sie; die gab ihr Kraft, zu dulden und auszuharren, die mischte viele heitere Augenblicke in ihre trüben Stunden. Nun genießt sie der Ruhe, die sie hier nicht mehr finden konnte. Gott sey für ihre Auflösung gepriesen! Mit heißen Thränen haben wir ihn oft um Verkürzung ihrer Leiden gebeten, und er hat sie verkürzt: denn nach der Meinung des Arztes hätte sie noch mehrere Wochen leiden sollen. Ihr Auge hat uns in dieser Absicht Alle getäuscht, denn das blieb immer voll Munterkeit und Feuer bis an den letzten Schlummer.

Aber wie einsam finde ich mich nun, bester Freund! Auf Zureden meiner Freunde habe ich das Landhaus in Gohlis, wo sie gestorben ist, unmittelbar nach ihrer Beerdigung, die gestern Abend um sechs Uhr geschah, verlassen. Nun bin ich in meiner großen leeren Stadtwohnung, wo ich zu ihrer Bequemlichkeit diesen Sommer aus der großen Stube zwei kleinere bauen, und Alles zu ihrer Aufnahme so hübsch als möglich einrichten ließ, und wo ich nun aus einem Zimmer in das andere gehe, und nirgends weder sie, noch die Ruhe finde.

Sie tadeln mich doch nicht, Freund, daß ich das Alles so empfinde, und daß ich jetzt, indem ich es Ihnen sage, meinen Thränen freien Lauf lasse? Ich murre nicht gegen die Vorsehung, ich bete ihre Schickungen als Schickungen des weisesten, gütigsten Vaters an; ich danke selbst diesem liebreichen Vater, daß er meine Gattin in einen bessern Zustand versetzt hat. Aber für mich ist sie doch nicht mehr! Und ihr ermunternder Umgang, ihr weiser Rath, ihre wachsame Fürsorge, ihr fröhliches Herz, ihr feiner Geschmack, ihre aufrichtige Liebe — die habe oder genieße ich nicht mehr! Alle Augenblicke, dünkt mich, hätte ich ihr etwas zu sagen, sie um Rath zu fragen, mich nach etwas zu erkundigen; selbst alle Feierlichkeiten des Leichenbegängnisses, alle Trauerbesuche und Trauergespräche, dachte ich, müßte ich ihr hinterbringen und ihre Gedanken darüber wissen. Wie schwer, das nicht mehr zu thun, was man über ein und zwanzig Jahre gethan und so gerne gethan hat! Wie ganz anders war es vor zwei Jahren, da wir auf der Reise waren, da sie mehr schwebte, als gieng, und lauter Lust und Freude um sich her verbreitete! Wie gut, daß man die Zukunft nicht vorher sieht! So nimmt sie doch das Andenken vieler reiner Vergnügungen mit sich, und ich behalte die Befriedigung, ihr dieselben verschafft und mit ihr genossen zu haben. Nach und nach wird auch wieder Stille und Ruhe in mein Herz kommen, und mein Geist, den ihre Leiden fast erschöpft hatten, wird sich wieder aufrichten. Die Freundschaft vermag viel über mich. Schon jetzt finde ich mich nach einem sehr traurigen Tage wieder ruhiger, weil ich ihn im vertrauten Gespräche mit Ihnen schließe, und mir dabei den Antheil,

den Sie und Ihre beste, liebste Mama an diesem Allen nehmen, lebhaft vorstelle. Gewiß, Sie werden ihr Andenken mit freundschaftlichen Thranen beehren, und wenn Sie hier wären, wie viel Trost würde ich nicht an Ihrer Seite finden. Ich umarme Sie beide mit der innigsten Liebe. Möge Sie doch Gott vor allen ähnlichen Leiden bewahren, und Sie Ihre Lebensbahn bis zum Ziele ebener und leichter finden lassen, als sie meiner lieben seligen Freundin in den letzten Jahren geworden ist! Lieben Sie stets, wie bisher, Ihren u. s. w.

Fünfter Abschnitt.

Dramatische Darstellung.

I. Dialogen.

1. Joseph Timm. —

Herr Joseph Timm, ein ehemaliger Landeigenthümer, der jetzt von seinen ansehnlichen Renten lebt, hegte in seinen letzten Jahren den unauslöschlichsten Haß gegen das Spekulieren. Das bloße Wort mit allen verwandten Wörtern von gleicher Wurzel wirkte auf ihn mit der Kraft einer Zauberformel. Einem vieljährigen Freunde, in dessen Handlung er Kapitalien hatte, sagte er Freundschaft und Kapitalien auf, weil dieser in seiner Unschuld von Spekulationen sprach, die er zu machen gedächte; von den Franzosen, deren Parthei er sonst eifrig hielt, sprang er zur Coalition über, weil er von jenen hörte, daß sie eine Spekulation auf Egypten hätten: und zum Bau der Pfarrwohnung in der St. Paulus Gemeine gab er nicht einen Heller, weil der Pfarrer, der ein guter Sternseher war, sich eine Spekula darauf wünschte, die auch der Magistrat ihm bewilligt hatte. —

Er machte sein Testament, und wollte seine beiden Söhne — jedoch in guter Gesinnung, wie es die Rechts-

lehrer nennen — enterben, um das Vermögen desto sicherer auf seine Enkel zu bringen. — Aber, sagte der Rechtsfreund, den er zu dieser Handlung erbeten hatte, der Doktor Glau: ein solcher Schritt, mein werthester Herr Timm, will gerechtfertigt seyn; sonst wird, nach Ihrem Tode, das Testament angegriffen, und wohl gar umgestoßen.

Angegriffen? Von meinen Söhnen? — Sie sollten sich unterstehen! Wenn man einmal im Grabe liegt, Herr Timm. — Ja so! Dann hat es mit dem Ansehn ein Ende. Das fiel mir nicht ein. — Ich bitte Sie um's Himmels willen, Herr Doktor: wie bauen wir vor? — Ei, wir führen die Gründe aus, warum den Söhnen nicht das Vermögen in die Hände gegeben werden soll. Und wenn diese Gründe triftig und gut sind — Das sind sie! So triftig, als möglich, Herr Doktor. Denn meine Söhne — — Er zog ein Jammergesicht, und rückte und drehte an seiner Sammetmütze. — Ach, ich rede so ungern davon, aber vor Ihnen freilich muß ich mit meinem Unglücke heraus. Sie spekuliren, die Narren! — Sie spekuliren? — Nun? — Nun, nun! Ihre Frage klingt ganz wunderlich, mein Herr Doktor. Sie sind doch nicht etwa — He? Ein Spekulant, wollen Sie sagen? Nein, was mich betrifft; ich bin zu einem Luftschiffer verdorben. Ich gehe der Nase nach, und bleibe auf ebener Erde.

Dabei erhalte Sie Gott! So brechen Sie wenigstens nicht, wie jener Versuchmacher, den Hals, der das Spekulatiönchen hatte, über den Kanal nach England zu fliegen. — Davon nichts, bitt' ich, kein Wort! So oft ich an die Geschichte denke, bekomme ich den Schwindel. Lieber zu unsrer vorliegenden Sache! — Was Sie also Ihren Söhnen vorwerfen, und was ich in dem Testamente ausführen soll — ist? — Ihre Spekulationswuth, Herr Doktor; ihre unheilbare Narrheit, immer über ihre eignen Kräfte, und über den Kreis hinaus zu wollen, in den sie Gott gesetzt hat, um darin zu leben, zu wirken und glücklich zu seyn. Ich kann das Vermögen in den Händen solcher Menschen nicht lassen. Eben so gern auf offner Straße! — Von dem ältesten, dem Kaufmann, werden Sie ja wohl schon wissen, — die ganze Stadt weiß ja — daß er landflüchtig war — daß es mit seinem Handel nicht fort wollte. —

Freilich nicht. Aber die Ursache? — Der Handel an sich war wohl gut, war vortrefflich; er hätte mit nur einiger Aufsicht von selbst gehen müssen. — Das ganze Mütterliche und vom Vater ein ganz artig Kapitälchen zum Fond; Handlungsfreunde, die man sich besser und redlicher gar nicht wünschen konnte; Abnehmer — die helle Menge, Herr Doktor, und lauter sichere, solvente Leute — keine Polen und Russen! — Aber wie gieng es denn zu, Herr Timm, daß er fiel? Es hat sich damals Mancher darüber gewundert; auch ich. — Großer Aufwand wurde in dem Hause doch nicht gemacht. — Nein, aber große Spekulationen im Kopfe. — Hätte der Mensch nicht so glücklich hier in Europa bei den Seinigen leben können, und läßt sich den Satan verblenden, und spekulirt mit all' seinem bischen Gelde nach Nordamerika hin! Was ich höre! In Nordamerika ist er? So denke ich. Denn er wird doch sein schönes, weitläufiges Fürstenthum einmal sehen wollen. — Fürstenthum, mein Herr Timm? Was denn sonst? Meinen Sie, er wird sich mit Kleinigkeiten befassen? — Große ungeheure Besitzthümer hat er gekauft; Ländereien, — die — ich weiß nicht, ob nur zwanzig oder gar dreißig Quadratmeilen halten; kurz, Strecken von einem Umfange, wie manches schöne Fürstenthum ihn nicht hat. Aber wenn Sie glauben, auf allen den Quadratmeilen nur eine Menschenseele zu treffen, oder von allen den Strecken Landes nur so viel Korn zusammen zu bringen, daß eine Maus davon satt wird, so schweben Sie in einem erschrecklichen Irrthum. — Sie erzählen mir Wunderdinge, Herr Timm. Ach, sagen Sie Jammerdinge. Wunderdinge sinds für mich nicht. Das unruhige Wesen steckt einmal im Geblüte der Mutter, und so etwas, hab' ich immer gehört, ist erblich. Narrheit und Verrücktheit ist erblich. — Also auch ihre selige Frau — die Frau Timm? — Was wollen Sie sagen, Herr Doktor? Dem Sohne ward's doch nur hier in Europa — der Mutter ward es im ganzen Erdenleben zu enge. Sie spekulirte Ihnen, besonders die letzten Jahre über, so in die Ewigkeit hinein, daß fast mein Hauswesen darüber zu Grunde gieng, und daß ich armer Mann in dieser Zeitlichkeit Ihnen gar nicht mehr froh werden konnte. Der Geruch ihrer Hei-

ligkeit war erstickend. — So etwas kenn' ich, Herr Timm! — Aber darf ich Ihnen nur sagen, was mir bei dem ganzen Testamente das meiste Bedenken macht? Das ist ihr jüngerer Sohn, der Herr Hofrath! — Ich höre, das ist ja ein so großer berühmter Mann geworden! Berühmter? — Ja, wenn mir nicht unser Herr Probst gesteckt hatte, wie es um die Berühmtheit eigentlich steht. — Sich vor jungen unwissenden Leuten ein Ansehn zu geben, ist keine Kunst; auf die klugen Leute in Deutschland kommts an. Sehen Sie, mein Herr Doktor — aber, daß es doch ja unter uns bleibt, und hier am Orte niemand etwas davon erfahrt! — Da hat mir der Herr Probst eine Schrift von ihm zugestellt; eine Schrift — ich habe gelesen, und bin fast vom Stuhle gesunken! — Ei, wie so denn, wie so? — Unerhörte, unersinnliche Dinge! Spekulationen, wie sie noch in keines Menschen Gehirn gekommen! — Diesem hier wird's nicht blos in Europa, wie seinem Bruder, oder im Jammerthale hienieden, wie seiner Mutter, ihm wird's in der ganzen weiten Gottes Natur zu enge. All' sein Dichten und Trachten ist auf die übersinnliche Welt gerichtet. — Das ist mir zu hoch. Von der hab' ich noch niemals reden hören. Was ist das für eine Welt? Herr Doktor! — So viel ich aus dieser Schrift davon sehe, sind die Nordamerikanischen Steppen des ältern Bruders gegen diese übersinnliche Welt wahre paradiesische Fluren. — Jener hat doch noch einen Boden unter sich, der ihn trägt, eine Sonne über sich, die ihn bescheint, und eine Luft, die ihn erfrischt; aber dieser — er ist Ihnen so unbegreiflich arm, so blut- und bettelarm, daß er nichts, nichts, schlechterdings gar nichts hat, auch nicht ein Spänchen Raum, oder ein Tröpfchen Zeit, denn wenn er die haben will, muß er ste erst von sich selbst, von seiner eignen ärmlichen Denkkraft borgen.

Aber ich begreife doch nicht — ich möchte doch nur zur Probe — —

Wohlan! So viel mir davon beifallen will, steht zu Diensten. — Sie glauben vielleicht, was Sie da mit sich gebracht haben, sey ein Körper. Nicht wahr? — Allerdings. — Sie glauben, Sie haben Kopf, Brust, Leib, Rücken, Arme, Beine? — Nun zum Henker, die wird

er mir doch nicht abstreiten! Die kann ich ja fühlen. — Alles Nichts! Alles Traum, und wer weiß einmal, ob Ihr eigener, und nicht eines ganz Andern Traum? Denn es steht noch sehr dahin, ob Sie sind. — Ob ich bin? Ist er bei Sinnen? — Behüte! Sie haben schöne Begriffe. Ein Denker bei Sinnen! Indessen läßt sich Ihr Daseyn vielleicht noch retten: denn so lange mein Sohn seine Denkkraft hat, weiß er Rath.

Mir wird ganz bange um seine Denkkraft. — Mir auch. — Aber er darf nur hintreten und denken, und indem er denkt, kann er Sie schaffen. Mich schaffen? Mich alten Mann; lieber Gott! — Warum nicht? Er schafft auch mich, seinen Vater. — Ueberdieß macht er Himmel und Erde, Sonne und Mond, Land und Meer: Alles, was Sie um sich, und über und unter sich sehen, das macht er. — Kurz, seine Denkkraft ist, wie weiland das Bisambüchschen der Pathe Nixe. Er dreht sie und spricht sein Sprüchlein dazu, so quillt daraus hervor, was er will. — Ach Herr Doktor, ich sorge nur, daß am Ende ein Häuschen daraus hervorquillt, worin ein Vater seinen Sohn nicht denken kann, ohne zu schaudern! — Armer, armer Herr Timm! Sie sind in der That zu beklagen. — Aber wie glaubt denn Ihr Sohn, daß es mit der Natur einmal werden soll, wenn er stirbt? Dann ist sie wahrscheinlich gewesen. Schade um sie, ich hätte sie haltbarer geglaubt. O er wird der jungen Taufendkünstler schon zustutzen, die auch ihre Denkkraft wie ein Bisambüchschen zu drehen wissen. — Nun ja! Und dann bleibt alles in seiner Ordnung, alles auf altem Fuße. — Herr Timm! Ich hatte anfangs großes Bedenken, ich muß es wohl sagen; aber jetzt sehe ich, daß Sie vollkommen Recht haben, und daß Sie das Ihrige in solchen Händen unmöglich lassen können. Ich gehe und mache das Testament. —

Recht, mein Herr Doktor! Und wenn's fertig ist, und Sie und ich und die Zeugen unterschrieben haben; dann mag der Tod kommen, so bald er will. Das Unglück mit meinen Söhnen, gesteh' ich, hat mir das Leben ein wenig verbittert. Der Eine in Nordamerika, der Andere in der übersinnlichen Welt! Der Eine um

all' sein bischen Hab' und Gut, der Andere um all' sein bischen Menschenverstand.

Engel.

2. Die Höhle auf Antiparos.

O liebster Freund! sagte der Baron von B. zum Herrn von Millwitz, als dieser einst bei ihm zum Besuche war: Sie sind gereist; Sie haben die Welt gesehen. Was war ich doch für ein Thor, daß ich nicht mitgieng! — Tausendmal habe ich's schon seit Ihrem letzten Besuche mir selbst gesagt; denn was Sie mir da erzählt haben — die ganze Zeit ist's mir nicht aus dem Sinne gekommen. Ihre ganze Fahrt habe ich mitgemacht; alle Abende, wenn ich zu Bette gehe, schiffe ich mich im Hafen von Livorno ein, und wache des Morgens im Archipelagus wieder auf. — Guter, liebster Millwitz! Noch mehr solche Geschichten! Noch mehr! — Aber ich weiß keine mehr. Ei was? Sie müssen noch wissen. — Da! frischen Sie Ihr Gedächtniß auf! — denn eben war der Burgunder gekommen. — — Auf der See, glaube ich, waren wir fertig; die türkische Flotte hatten wir zu Pulver verbrannt: nunmehr, dachte ich, sahen wir uns im Lande um. — Ein herrliches Land vermuthlich? — Gewesen, Baron! — als noch Freiheit und Wissenschaft darin wohnten. — Aber auch jetzt! — Doch was soll ich Ihnen erzählen, da wir gar nicht hineingekommen! — Nicht hineingekommen? Sie haben doch etwas gesehn? Nicht viel mehr, als die Inseln. — Nun? und die Inseln? (indem er seinen Stuhl näher an den Tisch rückt, und sich begierig hinüber beugte) Die enthalten so viel Merkwürdiges eben nicht. Denn die Menschen — — Ach, die Menschen, die Menschen! — die werden die Köpfe oben und die Füße unten haben. Nicht wahr? — Er belohnte sich für seinen Witz durch ein Glas Burgunder und ein lautes Gelächter. — Nein, etwas Anderes, Freund, etwas Anderes! So etwas, wie jüngst von Attaken, von Meerstrudeln, von feuerspeienden Bergen! So etwas, das Grauen macht! In der Welt höre ich nichts lieber. — Ein Beweis, daß Sie Herz haben, Baron! — Er lächelte. — Aber wirklich, ich wüßte doch

etwas. — Sie haben vermuthlich von einer Insel Antiparos gehört? — Ich werde doch! — Von so einer berühmten Insel! Nein, wenn Sie schon allzuviel davon gehört haben, so komme ich zu spät. Denn so werden Sie auch wissen, was die Natur dort für eine Höhle gebaut hat. — Eine Höhle? — Hat die Natur dort eine Höhle gebaut? — Nein, bei meiner Seele, davon weiß ich noch nichts! — Man lebt ja hier auf dem Lande. Was weiß man da von der Welt? Gütiger Gott, was erfährt ein Landjunker Neues? — Nein, nein! Sogar neu ist eben nun diese Neuigkeit nicht. — Millwitz fieng hierauf an, und führte den Baron in einer weitläuftigen Beschreibung durch die prächtige, mit Pfeilern unterstützte, und mit Inschriften versehene Höhle dieser Insel, bis zum Durchgang zu der merkwürdigen Grotte, in die einst Noin tel, und nachher Tournefort mit so vieler Gefahr hinabstiegen. Der Baron horchte ihm jedes Wort von den Lippen, mit aller Begierde, womit er in seiner Kindheit auf die Gespenster-Geschichten seiner Amme gehorcht haben mochte. — Nun, Millwitz? Nun? — Der Boden, auf dem wir giengen, ward nun immer abschüssiger und abschüssiger. Endlich kamen wir an ein finstres Loch, wodurch wir nicht anders, als gedrückt, und bei dem Scheine der Fackeln kommen konnten. — Bereiten Sie sich, eine der gefährlichsten Unternehmungen zu hören, die ich mir weniger zur Ehre, als zum Vorwurf mache, und an die ich nie ohne Schaudern zurückdenken kann. — Der gute Baron war schon mehr als zu sehr bereitet. Er saß mit offnem Munde da, und fühlte schon alles Grauen des Schreckens in seinen Haaren. — Wir hatten, sogleich an dem Eingange, ein Seil befestigt, und stiegen durch Hülfe desselben in die erste Tiefe, die schon schrecklich genug war. Aber wie weit schrecklicher war noch die zweite, in die wir halb liegend gleichsam hinabrutschen mußten! Ein Mensch von nur etwas schwächern Nerven, als ich, würde durch einen Gedanken an die Untiefen, die zu meiner Linken lagen, und vor denen ich so nahe vorbei mußte, schwindlicht geworden seyn, und gelegen haben. Der Baron hielt die Hand vor die Augen. — Und was meinen Sie, Freund? Eben auf den Rand dieser Abgründe, der schlüpfrig, wie Eis, und

also äußerst gefährlich war, setzten wir eine Leiter an, auf der wir einen völlig senkrechten Felsen hinabkletterten — freilich mit ein wenig Angst und Herzklopfen; das können Sie denken. — Der Baron sprang auf, setzte sich aber sogleich wieder nieder. — Was ist Ihnen, Baron? Nichts, Millwitz! nichts! — Blos mein elender Kopf — — Soll mich Gott verdammen, lag ich nicht im Gedanken schon unten! — Nur weiter! — Ich rutschte hierauf mit etwas weniger Gefahr weiter fort; aber, da ich nun eben glaubte, sicher auftreten zu können, kam die schrecklichste Stelle, und ohne das Zurufen meiner Wegweiser hätt' ich ohnfehlbar den Hals gebrochen. — Hier hielt der Baron wieder ganz sichtbar den Odem an, und alle Muskeln seines Gesichts waren in Arbeit. — Wir fanden eine Leiter, die aber schon so alt und morsch war, daß sie bei dem ersten Tritt darauf würde zerbrochen seyn. Wir bedienten uns daher einer neuen, die wir eben zu diesem Ende zu uns genommen hatten. — Dann mußten wir uns wieder an ein neues Seil hängen, und dann, nachdem wir noch eine Zeit lang, bald auf dem Bauche, bald auf dem Rücken fortgeglitten waren, sah ich mich zu meinem Vergnügen in der Grotte, um die ich so vieles gewagt hatte. — Endlich! — Nun Gott sey gelobt! — Und was fanden Sie denn in der Grotte? — Je nun, sie war denn doch immer ganz artig. — Aber zum Henker, was gab es denn mitzunehmen? — Wie Sie fragen! — Gar nichts, gar nichts! — (mit einem Tone der Verwunderung) Und kamen Sie denn glücklich wieder heraus? — Ich muß doch! Sonst tränk' ich hier schwerlich Burgunder. Nun, das ist wahr, das ist wahr! — Aber wenn Sie denn nun gestürzt wären? Wie da? — So hätte ich mir einen Arzt rufen lassen. — Ja, der würde Ihnen nachkriechen! Zum Henker, es mag auf Antiparos treffliche Aerzte geben! — Und wenn Sie nun gar den Hals darüber zerbrochen hätten? In so einer Tiefe! — Millwitz lachte — über die große Gefahr. — Gleichwohl, Baron! beim Wiederheraussteigen giengs ärger, als beim Hinuntersteigen. Da erst hätte Rath dazu werden können. Mehr als einmal glitt ich auf den schlüpfrigsten Felsenstücken, und gerade an den gefährlichsten Stellen, hinten aus; doch war

dieß alles noch nichts gegen das, was mir auf der Leiter widerfuhr. — Sie erinnern sich doch, — auf der Leiter, die wir an den senkrechten Felsen lehnten! Denn hier — — Der Baron hatte von neuem Schwindel. Er kroch mit zusammengebißnen Lippen und zurückgehaltenem Odem ganz in sich selbst zusammen; gleich einem Menschen, der von einer Höhe herabstürzt. — Hier brach mir zu meinem größten Schrecken die eine Sprosse, und wenn ich mich an dem obern nicht noch gehalten hätte — — Gott und Vater! schrie der Baron, indem er ihn hitzig beim Arm ergriff, als ob er den Fall hätte verhindern wollen. — Millwitz lachte, fuhr noch eine Zeit lang fort, und endigte dann seine Erzählung mit den Worten: ich bin oben, mein Freund! — Der Baron fuhr auf, daß die Gläser tanzten, und stürzte fast vor Freuden den Tisch über den Haufen. — Sind Sie, sind Sie wirklich wieder, — wieder auf festem Erdboden, Freund? — Nun, dem Himmel sey Dank! — indem er ihn hitzig umarmte. — O bleiben Sie immer oben, und hole der Henker alle unterirdischen Klüfte! Bleiben Sie oben, mein Freund, oben! Ihre Freude macht Sie mir liebenswürdig, Baron! Ja, beim Himmel! ich liebe Sie. — Ich liebe Sie, wie ich mein Leben liebe; und wissen Sie, daß ich Ihnen vor lauter Liebe gram bin, weil Sie mir in die verdammte Höhle stiegen? In ein Loch, worin Sie alles verlieren, und nichts gewinnen konnten? — Welcher Henker mußte Sie denn hineinführen? — Die Neugier, Baron! — Man lebt ja in der Welt, um sich umzusehen. — — Aber nicht mit so vieler Gefahr! — Sehen Sie sich sonst wo um! Warum eben auf Antiparos? —

Es giebt ein Ansehn. Man schließt aufs Herz, lieber Baron! — Und was ist's denn nun endlich? Man befriediget seine Neugier, man steigt hinab, sieht die Grotte ein wenig an — — Und bricht den Hals? — Weiter nichts! Also Baron — wären Sie zugegen gewesen, Sie hätten mich wohl schwerlich hineingelassen? — Ich Sie? Bei den Haaren hätte ich Sie zurückgehalten. — Er stand auf, und gab ihm die Hand. Ja beim Himmel, Millwitz! und wenn ich mich hätte mit Ihnen schießen sollen, bei den Haaren hätte ich Sie zurückgehalten.

Engel.

3. Alexander und Diogenes.

Aus den Dialogen des Diogenes von Sinope, von Wieland.

Ich lag an einem schönen herbstlichen Tage unter einer Cypresse in Kranion, und genoß des Sonnenscheins, der alten Leuten in dieser Jahreszeit so angenehm ist, als ich unvermerkt in den Träumereien, denen ich mich zu überlassen pflege, wenn ich nichts zu denken habe, von einem Unbekannten gestört wurde, der in Begleitung etlicher anderer, welche etwas besser als seine Sklaven, aber doch nicht seines Gleichen schienen, auf mich zugieng. Ich gab anfangs nicht darauf Acht; — aber da er mich anredete, fieng ich an zu merken, daß jemand zwischen mir und der Sonne stand. — Bist du, sagte er, indem er mich mit einer gewissen Dreistigkeit, die bei gemeinen Leuten Unverschämtheit genannt wird, mit den Augen maß — bist du dieser Diogenes, von dessen Charakter und Launen man in ganz Griechenland so viel zu erzahlen hat? — Ich betrachtete meinen Mann nun auch etwas genauer, als anfangs. Es war ein feiner, junger Mensch, mittelmäßig von Statur, aber wohl gemacht, außer daß ihm der Kopf ein wenig auf die linke Schulter hieng; er hatte eine breite Stirn, große funkelnde Augen, mit denen er auch in die Seele hineinsah, eine glückliche Gesichtsbildung, und eine Miene, worin Stolz und Selbstvertrauen, durch eine gewisse Grazie gemildert, dasjenige ausmachte, was man an Königen Majestät zu nennen pflegt. — Ich bemerkte, daß er ein Diadem trug, welches ihn zu einer solchen Miene berechtigte; aber ich that nicht, als ob ich es wahrgenommen hätte. — Und wer bist denn du, antwortete ich ihm ganz kaltsinnig, daß du ein Recht zu haben glaubst, mich so zu fragen? Ich bin nur Alexander, Philipps Sohn von Macedonien, versetzte der Jüngling lächelnd; ich gestehe, es ist dermalen nicht viel, aber was es ist, steht dem Diogenes zu Dienste. Da ich wußte, daß du nicht zu mir kommen würdest, so komme ich zu dir, um dir zu sagen, daß ich mir ein Vergnügen daraus machen würde, deine Philosophie auf einen gemächlichern Fuß zu setzen.

Verlange von mir, was du willst, es soll dir unverzüglich gewährt werden, oder es müßte mehr seyn, als in meinen Mächten steht. — Versprichst du mir's bei deinem königlichen Worte? sagte ich. Bei meinem Worte, versetzte er. — Nun, sagte ich, so ersuche ich den Alexander, Philipps Sohn von Macedonien, so gut zu seyn, und mir aus der Sonne zu gehen. — Ist das alles? sagte Alexander. — Alles, was ich jetzt bedarf, antwortete ich. — Die Hofschranzen erblaßten vor Entsetzen. — Ein König muß sein Wort halten, sagte Alexander, indem er sich mit seinem gezwungenen Lächeln gegen seine Leute wandte. — Er rechtfertiget den Zunamen, den ihm die Corinthier geben, sagten die Hofschranzen, und er verdiente, daß ihm auch nach seinem Namen begegnet würde. — Das sollt ihr bleiben lassen, erwiederte der junge Mensch; ich versichre euch, wenn ich nicht Alexander wäre, so wollte ich Diogenes seyn. — Und damit führten sie sich wieder ab. Das Abentheuer wird Lärmen machen. Ich kann nichts dazu. In ganzem Ernste, was hätt' ich von ihm begehren sollen? — Ich will mit seines Gleichen nichts zu thun haben. — In der That, ich bedarf nichts; — und wenn ich was bedürfte, hab' ich nicht einen Freund? Sollte ich von einem Könige Wohlthaten annehmen, da ich keine von meinem Freunde annehme, den ich dadurch glücklicher machen könnte? — Aber der junge Mensch gefällt mir. — Ich zweifle nicht, daß er mich auf die Probe setzen wollte; — und doch schien ihm meine Bitte unerwartet. — Es ist billig, daß er lieber Alexander, als Diogenes ist: ich dächte an seinem Platze eben so; aber es macht ihm Ehre bei mir, daß er Diogenes seyn möchte, wenn er nicht Alexander wäre. — Wie viel wird dieser einzige junge Mann den Griechen von sich zu reden geben! Er hat sich von ihnen zu ihrem gemeinschaftlichen Feldherrn gegen den großen König erwählen lassen. — Ein schöner Vorwand für einen jungen Ehrgeitzigen, dem Macedonien und Griechenland ein zu kleiner Schauplatz ist! — Ich wollte, daß er über die Welt zu disponiren hätte, und dächte wie Diogenes.

4. Scipio und Allucius.

(Scene, Karthago in Spanien, Zimmer des Scipio.)

A. (im Hereintreten) Glücklich sey die Vorbedeutung bei meinem Eintritt zu dir, erhabner Imperator. Du sandtest nach mir, und noch eh' ich dieß wußte, flog ich ungerufen schon nach Karthago her. Deine Boten trafen mich unterwegs und beschleunigten meine Eil. — — S. (ihn genau betrachtend) Bist du Allucius vielleicht? Fürst der Celtiberier? — A. Ich bin Allucius, und einer von den Führern meines Volks. Es ehrt in dir den glücklichen Sieger, den weisen Feldherrn, und — wie man sich bewundernd erzählt — selbst den mildesten Feind. Sey es künftig unser Loos, mit oder unter dir zu fechten; in beiden Fällen ehrt ein solcher Kampf, und wird der Stolz unserer tapfern Jünglinge seyn. — — S. Meine Erwartung — sie trog mich nicht! Und das Gerücht hat diesmal nicht geschmeichelt. — A. etwas betreten) Das Gerücht? Welches? — Verzeih' — S. Das Gerücht deines Lobes! Sey mir willkommen, Allucius! Hat Hispanien viel solcher Jünglinge, solcher Männer, so ist der Friedensbruch, den Annibal eines solchen Landes halber begieng, zwar nicht löblich, doch verzeihlich. A. (bescheiden) Imperator — — S. Vergiß meiner Würde, Prinz, wie ich der deinigen bisher vergaß. Sprich als Allucius zum Scipio; auch will ich nur als junger Mann zum jungen Manne sprechen, damit freier unsre Rede sey, williger unser Herz sich öffne. — Sieh', welchen glorreichen Gewinnst die Götter Romuls Volk verliehen haben, das weißt du, und das sagt der Ort dir schon, wo wir jetzt uns sprechen. Muthmaßlich traf jeden Gastfreund, manchen Verwandten von dir, das Loos der Gefangenschaft. Nenne sie mir, und ich will thun, was ich kann und darf. Aber vor allen Dingen gesteh' mir auch frei, kennst du nicht unter den Töchtern dieser Stadt ein junges, blondhaariges, reizendes Geschöpf . . . .

A. (rasch ihn unterbrechend) O halt ein, nur zu glücklicher Sieger, halt ein! bevor dein Mund noch ausgesprochen hat, seh' ich schon Ildegerdens Namen auf dei-

nen Lippen schweben. — — S. Nun! und wenn sie es denn wäre? — A. O sie ist meine Geliebte, meine Braut, und — leider jetzt deine Gefangene, deine Sklavin. Gerechte Götter, war mir je Gut und Blut, und selbst mein Leben allzu theuer? Warum mußtet ihr mir dieß einzige, womit ich kargte, rauben? — Scipio, du weißt nun, was mich hertrieb nach Karthago; was ich von dir zu flehen im Begriff stand. O gieb sie mir zurück — sie, die bisher mein Stolz und meine Freude war! S. (mit bedeutendem Tone) Und nicht ohne Ursach es war! Allucius, deine Bitte ist nicht geringe. Mancherlei Beute haben Roms Krieger in dieser reichen, schönen, großen Stadt sich erkämpft; eine schönere, als Ildegerden, nicht. Auch fühlten, auch sagten es die Soldaten, als sie die Jungfrau mir bewahrten, mir brachten, daß sie Karthagens Edelstein für mich aufgespart hätten; und deshalb — — A. Ha, Imperator, ich merke, wie du enden wirst, da du so beginnst. Ich merke nun, daß du mich rufen ließest, damit dein Auge sich an meinem Schmerze weide; damit ich ganz fühlen möge ::: S. (sanft ihn zu beruhigen) Allucius, wohin ::: (jener achtet nicht darauf). A. Nein, Feldherr! nein, das Gerücht von deiner Milde ist nur ein Gerücht! so spricht ein edler Sieger nicht; so spottet er derer nicht, denen er oblag! Meine Braut ward deine Sklavin; kein Vorwurf deshalb, denn die Götter wollten es! Sie ward — was ich mir denken kann, denken muß, so sehr es mein Herz zerreißt; auch deshalb kein Vorwurf dir! denn du bist Mann, bist glühender Jüngling und Sieger. Doch daß du mich rufen ließest, um mich zu höhnen; mir das Geständniß meiner Liebe entlocktest, und mit der Nachricht es erwiederst: daß Ildegerde unschätzbar, unauslöslich sey; das ist hart, ist grausam sogar. — Römer, so prahlen bei uns am Iber, bei uns, die ihr Barbaren nennt, nur die Räuber mit ihrem Raube; prahlen selbst dann nur damit, wenn sie sich in Sicherheit wissen. — S. (mit gelaßner Hoheit) Du trägst, wie ich sehe, Allucius, die Hitze, die man im Gefecht an dir bewundert, auch auf deinen Umgang und auf dies Gespräch jetzt über. Ich würde zürnen, wenn ich deine Vorwürfe verdiente. Jetzt, da sie mich unschuldig treffen, vergeb' ich sie dir.

— Kannst du nun hören? A. Muß ich nicht. S. Nur höre mich aus; und dann, hoff' ich, sollst du glimpflicher deine Vergleichungen wählen; selbst römische Treue nicht mehr mit punischer verwechseln. Ja, Prinz, als ich das erste Mal Ildegerden sah, da, ich leugn' es nicht, wandelte auch mich die Leidenschaft an, die jetzt in dir so heftig tobt. Da rief ich mit Entzücken: Wie schön ist sie! da ::: A. (wieder einfallend) O daß sie es nie gewesen wäre! Aufgewachsen mit ihr von frühster Jugend an hatt' ich ihre schönere Seele auch im unscheinbarsten Körper lieb gewonnen. Sie, die Glücklichere, hätte nie der Feinde gierigen Augen gefallen, nie deine Lüste gereizt. — S. (ihn bei der Hand fassend) Und hört dieser Aetna wirklich nimmer zu toben auf? — Jüngling, deine von Zorn glühenden Wangen werd' ich doch vielleicht mit Schaamröthe noch starker farben, wenn ich dir sage: deine Braut ist frei! A. Ist frei? S. Ist frei und sey dein! A. Frei und mein? Scipio, du betäubst mich. S. (lächelnd) Muß ich das nicht, um nur ruhiger sprechen zu können? Junger Mann, als man meine Gefangene mir darstellte, da entzückte mich — ich wiederhol' es dir — ihr Reiz; da würd' ich, nicht als ein schweigender Gebieter, als ein werbender Liebhaber vielmehr ihr Herz und Hand angeboten haben, hatt ich nicht rasch einen Blick auf das Vaterland, das meiner noch ungetheilt bedarf, geworfen. Doch indem ich noch wankte, indem ich schon auf Vereinigung von Bürgerpflicht und Männerliebe dachte, vernahm ich, daß sie bereits durch Werbung und Versprechen, durch Liebe und Gegengunst verbunden sey; und von dem Augenblick an ward mein Geist meines Herzens Meister! Von diesem Augenblick an hab' ich sie nur geschützt, geschützt für dich! nimm sie zurück, denn sie ist frei. — — A. (noch halb außer sich) Götter, allgewaltige Götter, das tönt, als wenn es Wirklichkeit wäre, und wird am Ende nur als ein Traumbild verfließen. Imperator über Karthager und Hispanier, über Gallier und Kantabrier, mit einem Wort, über Feinde kannst du siegen. Doch dieser Sieg über dich selbst ::: S. (lächelnd) Getroffen, er war keiner von den leichtesten. Doch ich bin Römer, und dieses Volks Vorzug ist es, von Jugend auf Beispiele mit anzusehn,

die

die andere Völker nur durch Ueberlieferung kennen: — Glaubst du meinem Munde nicht, wenn ich deiner Geliebten Freiheit dir verkündige, laß sehn, ob du auch diesen Zeugen widersprechen kannst — Servius! Servius! (ein Sklave führt Ildegerden und ihre Mutter ins Gemach) Sieh' sie hier deine blühende Schöne. Kein kriegerischer Muthwille hat sie berührt: keine Thräne, seit sie mir gehört, ihre Wange gebleicht. — Sieh' hier ihre Mutter, von mir selbst ihr zur Gefährtin und zur Schützerin erkohren! Forsche nach, ob sie sicherer in deinem väterlichen Hause, als bei mir seyn konnte. Selbst meine Gegenwart soll dich nicht hindern. (will gehn.) A. (seine Hand ergreifend) O, wo — wo ist die Höhle, in welche sich schaamroth mein Argwohn und mein Ungestüm verbergen kann? Imperator, ich beschwöre dich, bleib; — Meiner Freude fehlt noch Besinnung. Entzücken, Erstaunen, Beschämung, wie ich nie fühlte ::: (eine stumme Pause) Edler Römer, sagt dir mein Auge, meine zitternde Hand, und mein sinkendes Knie, nicht, was ich empfinde; ha, ich Unglücklicher, wie soll ich es denn in Worte zwingen? — (zu ihr hineilend) Ildegerde, theures, einziges Mädchen, ist es möglich? Bist du mein? ganz mein? — Noch meiner werth? noch deiner selbst? — —

Ild. Dank es diesem vortrefflichen Manne, daß ich es noch bin. Mutt. Er sah sie einmal nur, im Kreis seiner Legaten und Centurionen. Die übrigen drei Tage hat sie unter meiner Obacht gelebt. — — A. (wieder Scipios Rechte fassend) Scipio! Scipio! giebt es kein Meer, das ich für dich durchschwimmen, kein Ungeheuer, das ich dir bändigen, keinen Tod, den ich für dich erbeuten soll? Befiehl! Befiehl! und laß nur den kleinsten Theil meiner Schuld durch eine solche That mich dir bezahlen. — S. (ihn umarmend) Edler, junger Mann, schon deine Freude bezahlt mich mit einem Wucher, der mir fast unbillig scheint. — Mutt. Und darf ich dieser Freude des Allucius noch einige Worte, erhabner Imperator, hinzufügen? S. Sprich ohne Umschweif! — Mutt. Ehe mein Gemahl und seine Blutsfreunde deinen Edelmuth noch erfuhren, als sie nur wußten, daß Ildegerde noch lebe, da hatten sie schon, um ihren Liebling

zu lösen, funfzig Talente zusammengebracht, und als sie gestern von mir deine sanfte Behandlung erfuhren, haben sie mit Freuden diese Summe verdoppelt, legen sie hier (Sklaven treten mit den Geldsacken auf ein gegebnes Zeichen herein) zu deinen Füßen nieder, und beschwören dich durch meinen Mund: Verschmähe nicht, was nur ein schwaches Kennzeichen unsers Danks, und nicht ein Lösegeld zu nennen ist. — S. Mit nichten, edle Frau! Meine und meiner Ahnen Sitte war es nie, von Freunden Geschenke zu nehmen! sie ihnen zu geben, dünkte uns ein größres Glück. — Mutt. Imperator, ich stehe nicht auf, bevor du mir diese Bitte gewährest. (knieet nieder) Ild. (desgleichen) Ich muß deine Gefangene, selbst wider deinen Willen, bleiben, wenn du meiner Freunde Zoll allzugroßmüthig ausschlägst. Für mich sind diese hundert Talente zwar nicht zu viel, doch für dich viel zu wenig. A. (ein gleiches thuend) Nur vor Altären beugte ich zeither meine Knie; Feldherr, der du mir mehr als ein Halbgott scheinest, laß es mich jetzt vor dir nicht vergebens beugen. Deine Großmuth hat mich neu belebt; das Uebermaaß derselben droht mich zu tödten. — — S. Steht auf, meine Freunde! Jedes allzulange Sträuben artet in Hartnäckigkeit aus. Ich will annehmen, was ihr mir darbietet. (zu den Sklaven) Legt es hieher! — Allucius, von meinen Händen empfange hier ein Mädchen, eben so werth, der Frauen Krone zu werden, als sie bisher der Schmuck der Jungfrauen war; und wenn meine Selbstbezwingung euch anders erfreut, so verspricht mir eines nur dafür zum Lohn. Alle drei. Was? o was? gebeut! S. Schwörst du mir Gewährung, Allucius? A. Tausend Schwüre statt eines. — S. Wohlan, so sind außer Schönheit und Tugend, außer den Geschenken, die ihr Vater vielleicht dir schon zubereitet, jene hundert Talente — Ildegerdens Brautschatz. Alle. Unmöglich! Nimmermehr! — A. Eh' mein Leben : : S. (ernst) Prinz, deine tausend Schwüre? Gedenk ihrer! sie binden! — Zwar hätt' ich noch einen Wunsch. Doch freiwillig mußt du ihn erfüllen. Ungebunden oder gar nicht! A. (eifrig) O, fordre! rede! gebeut! S. Findest du anders einen redlichen Mann in mir, so wisse: Mein Vater, mein Oheim, alle meine Vorfah-

ten waren es nicht minder! So wisse noch mehr: Geschlechter, wie das meinige, giebt es zu Tausenden in Rom! — Allucius, sey von nun an dieser Römer Bundesgenosse! Sey es, und du wirst künftig gern gestehen: die Erde hat kein Volk, das man sich minder zum Feinde und stärker zum Freunde wünschen soll! A. hastig, Leb wohl! S. (etwas erstaunt) Wohin? — A. Laß mich! Laß mich! Selbst an meinem Hochzeittage flieg' ich von dannen: lasse alle jene Haabe, mit der du mich so mild beschenktest, laß Ildegerden selbst zurück; will die Fluren der Celtiberier durchstreifen; will überall laut rufen: Mit mir! mit mir, meine Brüder! Zu den Fahnen eines Jünglings, den Göttern an Gestalt und Tugend ähnlich! Unüberwindlich in Waffen, doch unübertrefflicher noch an Milde und Edelmuth! — So will ich rufen, und kehr' ich nicht mit tausend Reitern wenigstens binnen drei Tagen zurück; so mache mich das Schicksal eben so zum Spotte meines Landes, als es zur Zierde und zum Retter des deinigen dich erschuf *. (ab)

Meißner.

5. Tobias Witt.

Herr Tobias Witt war aus einer nur mäßigen Stadt gebürtig, und nie weit über die nächsten Dörfer gekommen, dennoch hatte er mehr von der Welt gesehen, als mancher, der sein Erbtheil in Paris oder Neapel verzehrt hat. Er erzählte gern allerhand kleine Geschichtchen, die er sich hie und da aus eigner Erfahrung gesammelt hatte. Poetisches Verdienst hatten sie wenig, aber desto mehr praktisches, und das Besonderste an ihnen war, daß ihrer je zwei und zwei zusammen gehörten.

Einmal lobte ihn ein junger Bekannter, Herr Till, seiner Klugheit wegen. — Ei, fieng der alte Witt an und schmunzelte; wär' ich denn wirklich so klug?

Die ganze Welt sagt's, Herr Witt. Und weil ich es auch gern würde —

Je nun, wenn er das werden will; das ist leicht.

*) Er kehrte wirklich mit einem Trupp von 1400 Reitern wieder.

— Er muß nur fleißig Acht geben, Herr Till, wie es die Narren machen.

Was? Wie es die Narren machen?

Ja, Herr Till, und muß es dann anders machen, wie die.

Als zum Exempel?

Als zum Exempel, Herr Till: So lebte da hier in meiner Jugend ein alter Arithmetikus, ein dürres, gramliches Männchen, Herr Veit mit Namen. Der gieng immer herum und murmelte vor sich selbst; in seinem Leben sprach er mit keinem Menschen. — Und einem ins Gesicht sehen, das that er noch weniger; immer guckte er ganz finster in sich hinein. — Wie meint er nun wohl, Herr Till, daß die Leute den hießen?

Wie? — Einen tiefsinnigen Kopf.

Ja, es hat sich wohl! Einen Narren! — Hui, dacht' ich da bei mir selbst — denn der Titel stand mir nicht an — wie der Herr Veit muß man's nicht machen. Das ist nicht fein. — In sich selbst hineinsehen, das taugt nicht: sieh du den Leuten dreist ins Gesicht! Oder gar mit sich selbst sprechen; pfui! Sprich du lieber mit andern! — Nun, was dünkt Ihm, Herr Till, hatt' ich da Recht? —

Ei ja wohl, allerdings!

Aber ich weiß nicht, so ganz doch wohl nicht. — Denn da lief noch ein anderer herum; das war der Tanzmeister, Herr Flink; der guckte aller Welt ins Gesicht, und plauderte mit allem, was nur ein Ohr hatte, immer die Reihe herum; und den, Herr Till — wie meint er wohl, daß die Leute den wieder hießen?

Einen lustigen Kopf? —

Beinahe! Sie hießen ihn auch einen Narren. — Hui, dacht' ich da wieder, das ist doch drollicht! Wie mußt du es denn machen, um klug zu heißen? — Weder ganz wie der Herr Veit, noch ganz wie der Herr Flink. Erst siehest du den Leuten hübsch dreist ins Gesicht, wie der eine, und dann siehst du hübsch bedächtig in dich ein, wie der andere. Erst sprichst du laut mit den Leuten, wie der Herr Flink, und dann insgeheim mit dir selbst, wie der Herr Veit. — Sieht er, Herr Till, so habe ichs gemacht, und das ist das ganze Geheimniß.

Ein andermal besuchte ihn ein junger Kaufmann, Herr Flau, der gar sehr über sein Unglück klagte. — Ei was? fieng der alte Witt an, und schüttelte ihn; Er muß das Glück nur suchen, Herr Flau; er muß darnach aus seyn.

Das bin ich ja lange; aber was hilfts? — Immer kommt ein Streich über den andern! Künftig lege ich die Hände gar lieber in den Schoos und bleibe zu Hause. —

Aber nicht doch! Nicht doch, Herr Flau! Gehen muß er immer darnach, aber nur hübsch in Acht nehmen, wie ers Gesicht trägt.

Was? Wie ichs Gesicht trage? —

Ja, Herr Flau! wie ers Gesicht trägt. Ich will's ihm erklären. — Als da mein Nachbar zur Linken sein Haus baute, so lag einst die ganze Straße voll Balken und Steine und Sparren; und da kam unser Bürgermeister gegangen, Herr Trik, damals noch ein blutjunger Rathsherr, der rannte, mit von sich geworfenen Armen, ins Gelag hinein, und hielt den Nacken so steif, daß die Nase mit den Wolken so ziemlich gleich war. — Pump! lag er da, brach ein Bein, und hinkt noch heutiges Tages davon. — Was will ich nun damit sagen, lieber Herr Flau? —

Ei, die alte Lehre: Du sollt die Nase nicht allzuhoch tragen.

Ja, sieht er! Aber auch nicht allzuniedrig. — Denn nicht lange darnach kam auch ein anderer gegangen, das war der Stadtpoete, Herr Schall, der mußte entweder Verse oder Hausorgen in seinem Kopfe haben, denn er schlich ganz trübsinnig einher, und guckte in den Erdboden, als ob er hineinsinken wollte. — Krach! riß ein Seil, der Balken herunter, und wie der Blitz vor ihm nieder. — Vor Schrecken fiel der arme Teufel in Ohnmacht, ward krank und mußte ganze Wochen lang aushalten. — Merkt er nun wohl, was ich meine, Herr Flau? Wie man's Gesicht tragen muß? —

Sie meinen so hübsch in der Mitte. —

Ja freilich, daß man weder zu keck in die Wolken, noch zu scheu in den Erdboden sieht. — Wenn man so die Augen fein ruhig, nach oben und unten und nach beiden Seiten umherwirft, so kommt man in der Welt

schon vorwärts, und mit dem Unglück hat's so leicht nichts zu sagen.

Noch ein andermal besuchte den Herrn Witt ein junger Anfänger, Herr Wills; der wollte zu einer kleinen Spekulation Geld von ihm borgen. — Viel, fieng er an, wird dabei nicht herauskommen, das sehe ich vorher; aber es rennt mir so von selbst in die Hände. Da will ich's doch mitnehmen.

Dieser Ton stand dem Herrn Witt gar nicht an. — Und wie viel meint er denn wohl, lieber Herr Wills, daß er brauchet? —

Ach, nicht viel! eine Kleinigkeit! Ein hundert Thälerchen etwa.

Wenn's nicht mehr ist, die will ich ihm geben. Recht gern. — Und damit er sieht, daß ich ihm gut bin, so will ich ihm obendrein noch etwas anders geben, das unter Brüdern seine tausend Reichsthaler werth ist. Er kann reich damit werden. —

Aber wie, lieber Herr Witt, obendrein? —

Es ist nichts; es ist ein bloßes Histörchen. — Ich hatte in meiner Jugend einen Weinhändler zum Nachbar, ein gar drolligtes Männchen, Herr Grell mit Namen; der hatte sich eine einzige Redensart angewöhnt, die bracht' ihn zum Thore hinaus.

Ei, das wäre, die hieß? —

Wenn man ihn manchmal fragte: Wie stehts, Herr Grell? Was haben Sie bei dem Handel gewonnen? — Eine Kleinigkeit, fieng er an. Ein fünfzig Thälerchen etwa. Was will das machen? — Oder wenn man ihn anredete: Nun, Herr Grell, Sie haben ja auch bei dem Bankerutte verloren? — Ach was, sagte er wieder, es ist der Rede nicht werth. Eine Kleinigkeit von ein Hunderter fünfe. — Er saß in schönen Umständen, der Mann; aber, wie gesagt, die einzige verdammte Redensart half ihm glatt aus dem Sattel. Er mußte zum Thore damit hinaus. — Wie viel war es doch, Herr Wills, das er wollte?

Ich? — Ich bat um hundert Reichsthaler, lieber Herr Witt.

Ja recht, mein Gedächtniß verläßt mich. — Aber ich hatte noch einen andern Nachbar, das war der Kornhänd-

ter, Herr Tomm; der baute von einer andern Redensart das ganze große Haus auf, mit Hintergebäude und Waarenlager. — Was dünkt ihm dazu? —

Ei, ums Himmels willen, die möcht' ich wissen. — Die hieß? —

Wenn man ihn manchmal fragte: Wie stehts, Herr Tomm? Was haben Sie bei dem Handel verdient? Ach, viel Geld, fieng er an, viel Geld! — und da sah man, wie ihm das Herz im Leibe lachte; — ganzer hundert Reichsthaler! — Oder wenn man ihn anredete: Was ist Ihnen? warum so mürrisch, Herr Tomm? — Ach, sagte er wieder, ich habe viel Geld verloren, viel Geld, ganzer fünfzig Reichsthaler. — Er hatte klein angefangen, der Mann; aber wie gesagt, das ganze große Haus baute er auf mit Hintergebäude und Waarenlager. — Nun, Herr Wills, welche Redensart gefällt ihm am besten?

Ei, das versteht sich, die letzte!

Aber — so ganz war er mir doch nicht recht, der Herr Tomm. Denn er sagte auch, viel Geld! wenn er den Armen oder der Obrigkeit gab; und da hatt' er nur immer sprechen mögen, wie der Herr Grell, mein anderer Nachbar. — Ich, Herr Wills, der ich zwischen den beiden Redensarten mitten inne wohnte, ich habe mir beide gemerkt: und da sprech ich nun nach Zeit und Gelegenheit, bald wie der Herr Grell, und bald wie der Herr Tomm.

Nein, bei meiner Seele! ich halts mit Herrn Tomm. Das Haus und das Waarenlager gefallt mir.

Er wollte also? —

Viel Geld, viel Geld, lieber Herr Witt! Ganzer hundert Reichsthaler!

Sieht er, Herr Wills? Es wird schon werden. Das war ganz recht. — Wenn man von einem Freunde borgt, so muß man sprechen wie der Herr Tomm; und wenn man einem Freunde aus der Noth hilft, so muß man sprechen wie der Herr Grell.

Engel.

6. Mühe und Lohn.

A. Hat denn der mühselige Pfad nicht bald ein Ende? Welch häßliches Gestrüpp! Wahrhaftig, ich schmachte nach den labenden Kühlungen des Thals!

B. Bald sind wir da — denk' ich. Weide dich indeß an der Hoffnung. Schon wird die Aussicht freier! Bald — — Ach, was seh' ich dort das lachende Thal, hier erst der hindernde Bach!

A. Rückwärts Erdenleben, vorwärts jene Welt, und — ach! hier dazwischen das Grab.

B. Nun was ists denn auch? Wir werfen das Kleid, das uns hindert, von uns — einen raschen Sprung hinein — bald sind wir durch: und drüben ist Erquickung!

Rochlitz.

II. Drama.

Der Edelknabe.

Von Engel.

Personen:

Der Fürst von ***.
Frau von Detmund.
Fähndrich von Detmund, ihr älterer Sohn.
Der Edelknabe, ihr jüngerer Sohn.
Hauptmann von ***.
Der Direktor des fürstlichen Gymnasiums.
Ein Kammerdiener.

Die Scene, ein Vorzimmer. Durch zwei offne Flügelthüren sieht man in ein Kabinet, worin ein Feldbette steht. Vor dem Bette befinden sich auf einem Tabouret eine brennende Lampe und eine Uhr.

Erster Auftritt.

Der Fürst (liegt beinahe völlig angekleidet, mit über sich geworfenem Mantel, auf dem Feldbette.) Der

Edelknabe (hat sich im Vorzimmer in einen Sessel geworfen und schläft.)

Der Fürst. (erwachend.) Das heißt geschlafen! — O Gott Lob, daß es Friede ist! Nun schläft man wieder, von Sorgen und vom Lärm unerweckt. — (nach der Uhr sehend.) Zwei Uhr? Erst zwei Uhr? — Es muß weiter seyn. Ich habe länger gelegen — (Er ruft.) Page! Page!

Der Edelknabe. (fährt in die Höhe und fällt wieder zurück.) He! He! — Diesen Augenblick! — Gleich!

Der Fürst. Keiner da? Keine Antwort?

Der Edelknabe (wirft sich herum und murmelt.) Ich bin ja nur jetzt — nur so eben — Ich habe ja noch so wenig —

Der Fürst. Das spricht doch. Wer wäre denn das? — (indem er den Schirm von der Lampe zurück schlägt und hinsieht.) Ach! ists möglich? Das Kind? — Hat das bei mir, oder hab ich bei ihm wachen sollen? Was hat man gedacht?

Der Edelknabe (ist aufgetaumelt und reibt sich die Augen.) Gnädigster Herr? —

Der Fürst. Komm, komm, Kleiner! Ermuntere dich! — Zieh deine Uhr heraus! Meine hier ist mir abgelaufen.

Der Edelknabe (hält sich an die Armlehne des Sessels und nickt.) Wie? — wie, gnädigster Herr?

Der Fürst (lachend.) Du bist trunken vor Schlaf. Du machst die drolligste Figur von der Welt. Ich möchte dich gleich so gemalt haben. — Die Uhr, sag ich, die Uhr sollst du herausziehn. Du sollst sehn, was die Zeit ist.

Der Edelknabe (indem er langsam näher tritt.) Die Uhr, gnädigster Herr? — Ach verzeihn Sie! Ich habe keine.

Der Fürst. Du träumst noch. Was wolltest du keine Uhr haben?

Der Edelknabe. Ich habe noch nie eine gehabt.

Der Fürst. Noch nie? Das ist viel. — Dein Vater schickt dich hieher, und giebt dir nicht einmal

das Nothwendigste? das Einzige, was du zu meiner Aufwartung brauchst? —

Der Edelknabe. Ja, wenn ich noch einen Vater hätte!

Der Fürst. Du hast keinen mehr? —

Der Edelknabe. Er ist gestorben, eh ich zur Welt gekommen. Ich hab ihn niemals gekannt.

Der Fürst. Du armer Knabe! — Aber so konnte doch deine Mutter, dein Vormund —

Der Edelknabe. Meine Mutter, gnädigster Herr? — Ach! Sie wissen nur nicht. Die ist so unglücklich! so arm! Sie hat an mich ihr Letztes gewandt, und zu einer Uhr war nichts übrig. — Mein Vormund sagte, ich brauchte eine; — aber (gähnend) er hat mir noch keine geschafft.

Der Fürst. Wer ist dein Vormund? —

Der Edelknabe. Mein Vetter, gnädigster Herr.

Der Fürst (lächelnd.) Sehr wohl! Aber der Vettern giebts viel in der Welt. — Also wer ist dein Vetter?

Der Edelknabe. Er ist hier — Hauptmann unter der Garde. Er hat hier heute die Wache.

Der Fürst. Ach ja! Ich erinnere mich. Eben der, von dessen Handen ich dich erhalten habe. — (ihm das Licht gebend.) Da nimm, Kleiner! Halt fest! In dem Kabinet, dort zur Seite (indem er darauf hinzeigt) müssen zwei Uhren unter dem Spiegel hangen. Bring mir die zur Rechten, und nimm dich in Acht mit dem Lichte!

Der Edelknabe (abgehend.) Ja, gnädigster Herr.

Zweiter Auftritt.

Der Fürst. (allein.)

Ein guter Knabe! So aufrichtig, so freundlich, so dreist! — Ich glaube, wenn sein kleines Herz Geheimnisse hätte; ich wollte sie alle von ihm herausfragen. — O so ein Mann für ein Kind! und so ein Mann dann mein Freund! — Was will ich? Ich träume wohl gar? — Nein, das Schicksal hat den Fürsten der kleinern Glückseligkeiten zu viel geschenkt; es wäre ungerecht, wenn es

ihnen auch die größte gewährte. — Schade nur, daß das Kind mir zu klein ist! Ich kann es nicht brauchen. Ich muß es der Mutter wieder zurückschicken.

Dritter Auftritt.

Der Fürst. Der Edelknabe.

Der Edelknabe (mit Uhr und Licht.) Es ist um fünf, gnädigster Herr.

Der Fürst. Also bald Morgen! Ich dacht es. — (die Uhr ihm abnehmend.) Aber ist denn das die Uhr, die ich dir sagte? die Uhr, die zur Rechten hieng?

Der Edelknabe. Nicht? — Ich glaubte es doch.

Der Fürst. Und wäre sie's auch gewesen, Kleiner! Hättest du deinen Vortheil verstanden; du hattest nach der andern gegriffen. Denn die hier, voll Brillanten — was wäre wohl die einem Kinde nütze? — Oder hast Du vielleicht deinen Vortheil zu gut verstanden? Ist dirs gegangen, wie manchem, der alles verliert, weil er zu viel gewinnen will? — Sprich!

Der Edelknabe. Wie das? Ich verstehe Sie nicht.

Der Fürst. So muß ich deutlicher reden. — Du weißt doch, was Rechts und Links ist?

Der Edelknabe (sich besinnend, indem er auf seine Hände sieht.) Rechts und Links, gnädigster Herr? —

Der Fürst (die Hand auf seiner Schulter.) Geh, geh, guter Knabe! Du magst es noch eben so wenig, als Gutes und Böses, zu unterscheiden wissen. Und daß du den Unterschied nie erfahren möchtest! — Aber jetzt lauf! Rufe mir deinen Vetter, den Hauptmann! Er soll hereinkommen. Hier herein vor mein Bette. Sage ihm das!

Vierter Auftritt.

Der Fürst. (wieder allein.)

Sehr unschuldig! Sehr liebenswürdig! Um desto mehr soll er fort. — Der Hof, sagt man, ist der Ort der Verführung. Ich kann nicht zugeben, daß er ver-

führt werde. — Aber fort soll er? Wohin? — Wenn die Mutter so arm wäre, wie er sie macht; so außerordentlich arm, daß sie das Kind nicht erziehen könnte. — Ich muß das hören. Der Hauptmann muß mir das näher sagen.

Fünfter Auftritt.

Der Fürst. Der Edelknabe.

Der Edelknabe. Er kömmt, gnädigster Herr.

Der Fürst. Nun? Wie stehts denn? Wie ists? — Du sprichst ja mit einer so trübseligen Stimme. Bist du noch müde?

Der Edelknabe. Ach ja! — Ein wenig!

Der Fürst. Wenn es weiter nichts ist! Wirf dich immer wieder in deinen Sessel! — Ich bin ein Kind gewesen, wie du. Ich weiß, wie süß in der Kindheit der Schlaf ist. — Wirf dich hinein, sag' ich! Ich erlaube es dir. (indem der Knabe geht, und sich wieder in die Stellung zum Schlafen hinwirft.) Dachte ichs nicht? Er läßt sich das nicht umsonst gesagt seyn.

Sechster Auftritt.

Der Fürst. Der Edelknabe (der gleich wieder einschläft.) Der Hauptmann.

Der Hauptmann. Ihro Durchlaucht? —

Der Fürst. Treten Sie her, Herr Hauptmann! — Was dünkt Ihnen zu dem kleinen Boten, den ich Ihnen geschickt habe? Wozu, glauben Sie, daß ich ihn brauchen könnte? — Zur Aufwartung? —

Der Hauptmann (die Achsel zuckend.) Er ist freilich zu klein.

Der Fürst. Oder zum Ausschicken? Zum Wegreiten? —

Der Hauptmann. Ich fürchte wahrlich, er würde nicht wieder kommen.

Der Fürst. Oder des Nachts hier zu wachen?

Der Hauptmann (lächelnd.) Je nun — Wenn Ew. Durchlaucht nur selber schliefen. —

Der Fürst. Also wozu, Herr Hauptmann? Zu nichts! Das ist klar. — Doch Sie wollten auch nicht, daß er mir, sondern daß ich ihm nützte. Sie wollten ihm hier Erziehung verschaffen. Sie sagten mir von der Armuth der Mutter. — Ist sie denn wirklich so arm?

Der Hauptmann (die Hand vor der Brust.) Wirklich! wirklich, gnädigster Herr.

Der Fürst. Und geworden? Wodurch? —

Der Hauptmann. Durch eben den Krieg, wodurch andere reich wurden. — Frei von Schuld war ihr Gut nie gewesen; jetzt ist es völlig in fremder Hand: alles ist abgebrannt, ausgeplündert, zu Grund und zu Boden gerissen; kein Ziegel auf dem Dache gehört mehr ihre. — Dazu kommen Prozesse, gnädigster Herr; die sind hinter dem Kriege drein, wie die Pest hinter dem Hunger: und ehe sie aus werden, da müssen Kinder und Kindeskinder verderben. — Zum größten Glück für sie, sind ihre Söhne versorgt; der Jüngste ist hier bei Ew. Durchlaucht; der Aelteste ist Fähndrich unter der Garde: sie hilft sich dann durch, wie sie kann. —

Der Fürst. Sehr elend vermuthlich?

Der Hauptmann. Das errathen Ew. Durchlaucht. — (kalt) Sie lebt da in einer armseligen Hütte; ganz allein und verlassen; ich komme nie zu ihr hin; ich bin ihr Bruder, und es würde mich jammern, wenn ich es ansähe.

Der Fürst. Ihr Bruder sind Sie?

Der Hauptmann. Leider, gnädigster Herr!

Der Fürst (verächtlich.) Leider? — Und kommen nie zu ihr hin? — Ich verstehe, Herr Hauptmann. Sie würden sich ihres Elendes nur schämen, oder wenn Sie sich rühren ließen, würden Sie Unkosten haben. (der Hauptmann geräth in Verwirrung.) — Wie heißt ihre Schwester?

Der Hauptmann. Von Detmund, gnädigster Herr.

Der Fürst (nachsinnend.) Von Detmund? Von Detmund? — Hatt' ich nicht unter meinen Truppen einen Major von Detmund? —

Der Hauptmann. Ganz recht, gnädigster Herr.

Der Fürst. Der gleich im ersten Feldzuge blieb?

Der Hauptmann. Im ersten Feldzuge! Ganz recht! — Das war der Vater des Fähndrichs und dieses Kleinen. — Es war ein rechtschaffner Mann. Er stieg auf eine Sturmleiter, als wenn er zum Tanze gienge. Er hatte Herz, wie ein Löwe.

Der Fürst. Und wie ein Mensch! Das will noch mehr sagen, Herr Hauptmann. — Ich erinnre mich seiner sehr wohl, und ich wünschte —

Der Hauptmann (einen Schritt näher tretend.) Was wünschten Ew. Durchlaucht?

Der Fürst. Mit seiner Wittwe zu reden.

Der Hauptmann. Das können Sie diesen Augenblick. Sie ist hier.

Der Fürst. Sie ist hier? — Schicken Sie zu ihr, Herr Hauptmann! So bald sie auf ist, soll sie hieher kommen. — Ich will sie sehn, und will ihr das Kind wieder zurück geben.

Der Hauptm. (bittend.) Gnädigster Herr —

Der Fürst. Doch darf ihr das nicht gesagt werden. Gehn Sie! (der Hauptmann geht ab.)

Siebenter Auftritt.

Der Fürst. Der Edelknabe (schlafend.)

Der Fürst. So arm! Durch den Krieg! — Wie viel Elend macht doch der Krieg! — Wie viel Familien mögen nicht über ihn seufzen! — Gut, daß sie nur über ihn, und nicht über mich seufzen! Ich nahm aus Nothwendigkeit Theil daran; nicht aus Neigung. — (aufstehend.) Doch heraus! Es ist Tag — der Friede hat immer auch sein Schlimmes. Er macht wollüstig und träge. — (Nach einigem Auf- und Niedergehen bleibt er an dem Sessel stehen, in welchem der Knabe schläft.) Ein holder Knabe! — Wie unbekümmert er da liegt! Wie sanft! — Er dünkt sich in dem Hause eines Freundes zu seyn, mit dem es keiner Umstände braucht. Er ist die lautre Natur. — (wieder umhergehend. Seine Mutter. — Aber wahrhaftig! ich thäte nicht viel für sie, wenn sie so, wie der Hauptmann, wäre. Ich muß sie ausforschen. Ich muß sie prüfen; und dann — dann ists immer

noch Zeit, meinen Entschluß zu fassen. (Er stützt sich auf die Kopflehne des Sessels, und indem er den Knaben mit Wohlgefallen betrachtet, wird er ein Papier gewahr, das ihm aus der einen Tasche hervorsteht.) Was ist das? Ein Brief, wie es scheint. — (Er nimmt es und liest die Unterschrift.) „Deine ewiggetreue Mutter, von Det„mund." — Ha, von der Mutter! — Ob ich ihn lese? — — Ich wünschte doch, ihren Charakter zu kennen. Gegen das Kind wird sie ihn nicht verstellt haben. Ich will ihn lesen. —

„Mein liebster Moritz!

„So viel Mühe Dir noch das Schreiben macht, so „hast Du dich doch meiner Bitte erinnert, und mir so„gar mehr geschrieben, als ich verlangt hatte. Ich er„kenne darinn Deine Liebe, und ich umarme Dich da„für. — Du schreibst mir, daß Du nun dem Fürsten „vorgestellt worden; daß Er die Gnade gehabt, Dich an„zunehmen; daß Er der beste, der freundlichste Herr sey, „und daß Du ihn von deinem ganzen Herzen liebest — —

(Den Knaben ansehend.) Nein, wirklich? Das schriebst Du, Kleiner? — Nun, so ists ja wohl Pflicht, daß ich Dich wieder liebe, daß ich Dirs zu beweisen suche. —

„Du hast das wohl Ursache, mein Kind; denn ohne „seinen Beistand, was würde wohl in der Welt Dein „Schicksal seyn? — Du bist nicht allein eine Vaterlose, „sondern, wenn schon Deine Mutter noch lebt, auch „eine Mutterlose Wayse: denn mich hat das Glück außer „Stand gesetzt, meine Pflicht an Dir zu erfüllen. Das „war immer mein größtes, mein schwerstes Leiden. Bei „jedem Unfalle, der mich betraf, blieb ich standhaft, so „lange ich nur an mich dachte; die Thränen kamen erst „dann, wenn ich auf Dich sah. —

Viel Zärtlichkeit! Viel Gefühl, wie es scheint! — Und wenn sie nur eine eben so gute Frau ist, als Mutter. — Doch warum nicht? — Gewiß! Ganz gewiß!

„So gern ich nun wollte, so kann ich Dich nicht „selbst den Weg zur Glückseligkeit führen: Ich muß hier „in der Entfernung stehen bleiben; aber mit aller Kraft,

„die mir die Liebe giebt, will ich Dir nachrufen, so „lange ich Dich errufen kann, und will Dich bitten, „daß Du die rechte Straße geheſt. — Liebſtes Kind! „Mit dem Gehorſame, den Du mir ſtets erwieſen haſt, „trage dieſen Brief immer bei Dir! —

(Einen Blick auf den Knaben.) Er war gehorſam. Er hat es ehrlich gethan.

„Und wenn Du deine Pflicht übertreten, wenn Du „die Ermahnungen brechen willſt, die ich noch mit dem „letzten Abſchiedskuſſe, mit den letzten Thränen Dir zu„rief; — o dann, mein Kind! dann erinnre Dich dies„ſes Briefes und überlies ihn! Erinnre Dich einer Mut„ter, die in ihrer Einſamkeit keine Freude kennt, als „Hoffnung, die Du ihr giebſt —

Keine ſonſt? — Hat er nicht einen Bruder?

„Erinnre Dich, daß Du ſie vor Kummer ins Grab „bringen, daß Du eben das Herz durchbohren würdeſt, „das Dich auf Erden am meiſten liebt. —

Sie fühlt ſeine Gefahr. Sie hat ſehr Recht; denn er iſt in Gefahr. — Und konnte ſie's wagen? Konnte ſie den Entſchluß faſſen?

„Ich ſchreibe das nicht aus Mißtrauen zu Dir: Dein „Betragen hat mir keine Urſache dazu gegeben. — Nein, „mein Kind! nein! Du haſt meine Thränen um Deinen „Bruder geſehen; Du wirſt mir den Kummer nicht ma„chen, den Er mir machte. —

Alſo der Aeltere? — der Fähndrich? — Das muß ich näher erfahren.

„Du warſt immer gut, immer gehorſam, immer „kindlich geſinnt: Dieſes Zeugniß gebe ich Dir mit Freu„denthränen. — Fahre ſo fort, wie Du anfiengſt, und „werde ein rechtſchaffner Mann! Dann haſt Du keine „arme und unglückliche Mutter mehr: Du haſt eine rei„che und eine glückliche Mutter. —

Sehr wohl! Sie gefällt mir. — Das Unglück, ſcheints, hat ſie nur erhoben, ſtatt ſie niederzudrücken.

„Zu Ende Deines Briefes ſchreibſt Du, daß alle „Mitpagen Uhren hatten. Ich merke Dirs an, wie „ſehr auch Du eine zu haben wünſchteſt; aber Du brichſt „davon ab, und unterdrückſt Deinen Wunſch. Eben um „dieſer Beſcheidenheit willen geht mirs ans Herz, daß

„ich

„ich ihn nicht soll erfüllen können. Aber vergieb mir, „mein Kind! Ich kann nicht. So eben zeigt sich die „Nothwendigkeit, nach der Hauptstadt zu gehen; das „wird mir alles das Wenige hinnehmen, was ich noch „habe. Doch laß auch diese Ausgabe nur überstanden „seyn! und ich will mich aufs äußerste einschränken; ich „will mir alles versagen, um, wo möglich, Deinen „Wunsch zu befriedigen. Was nur immer in meinen „Kräften ist, das will ich für meinen Liebling thun, das „mit es ihm nie an Ermunterung zur Tugend und zum „Gehorsame fehle. — Ich sehe Dich nun wieder, und „bin" — —

Vortreffliche Frau! — Ich will den Brief meiner Gemahlin zeigen. Ich will ihn bei mir behalten. — Doch nein! Es ist der ganze Reichthum des Knaben. (Er steckt ihn wieder in die Tasche, aus der er ihn gezogen hatte.) — Wie süß er noch schläft! — Seinen Kindern, sagt man, giebt der Himmel ihr Glück im Schlafe; und bei ihm wird das wahr werden. Sein Glück ist gemacht. — (Er nimmt ihn bei der Hand.) Kleiner! — Kleiner! — (der Knabe erwacht, und sieht den Fürsten eine Weile mit weitoffnen Augen an. Der Fürst ihn wieder.) Sehr drolligt, beim Himmel! — Komm! Ermuntre dich, Kleiner! Es ist jetzt Tag, und du kannst hier nicht länger schlafen. Steh auf!

Der Edelknabe (langsam aufstehend.) Ja, gnädigster Herr.

Der Fürst. Deine beiden Augen sind noch voll Schlafs. — Da geh hin in mein Kabinet! (der Knabe geht.) Lösch die Lampe aus! Wirf die Thüren zu! (Er löscht die Lampe aus, und wirft die Thüren zu.) — Nun geh nach dem, wo die Uhren hängen! Hübsch schnell! — Nein, nein! nach jenem dort gegen über! Geschwinde! — Komm wieder hieher! Komm zurück! — Bist du nun munter?

Der Edelknabe. Ach ja, gnädigster Herr!

Der Fürst. Sage mir doch — denn ich halte dich für einen fleißigen und geschickten Knaben — Kannst du schon Briefe schreiben?

Der Edelknabe. O wenn ich will! — Schon ganzer zwei hab ich geschrieben.

Der Fürst. Und die zwei? — An deine Mutter vermuthlich.

Der Edelknabe (sehr freundlich.) An meine Mutter, gnädigster Herr.

Der Fürst. Die Freude funkelt dir aus den Augen, wenn ich nur von ihr rede. — (vor sich.) Wie sehr sich das liebt, weil es arm ist! — Und ist sie denn eine so gute Frau, deine Mutter?

Der Edelknabe (ergreift des Fürsten Hand mit seinen beiden.) Ach, wenn Sie sie kennen sollten!

Der Fürst. Das werd ich, Kleiner.

Der Edelknabe. Sie ist so liebreich, so gut —

Der Fürst. Dann wollt ich aber nur wünschen, daß sie auch gute Söhne hätte. — Der Fähndrich, sagt man, soll nicht der Beste seyn; aber du —

Der Edelknabe (den Kopf schüttelnd.) Ach, der Fähndrich! der Fähndrich!

Der Fürst. Man sagt wirklich, daß er ihr vielen Kummer macht. — Wäre das wahr?

Der Edelknabe. Je nu, gnädigster Herr — Man hat mir nur verboten, davon zu reden. Wenn's der Oberst erführe — (im Vertrauen.) O das ist ein harter, häßlicher Mann, der Oberst.

Der Fürst (die Hand erhebend.) Behüte! Kein Wort muß er erfahren! — Was ist denn aber vorgefallen? Was hats denn gegeben?

Der Edelknabe. Allerhand! Ich weiß selbst nicht recht, was? — So viel weiß ich, daß sich meine Mutter sehr übel darum gehabt; daß sie sich schon einmal ganz bloß gegeben, um es nur bei Zeiten zu unterdrücken. — (ganz nahe an ihn hinantretend und leise.) Er hätte, sagte sie, unglücklich werden; er hätte vom Dienst kommen können.

Der Fürst. Vom Dienst? Ei, wie das?

Der Edelknabe. Ja, das kann ich nicht sagen, gnadigster Herr.

Der Fürst. Mir wohl! Warum nicht? —

Der Edelknabe. Man hats mir selbst nicht gesagt.

Der Fürst (lachend.) Da hat man sehr klug gethan. Das ist denn freilich ein anders. — Also wieder

auf dich zu kommen: Du hattest vorhin keine Uhr. Hast du wohl deiner Mutter um eine geschrieben?

Der Edelknabe. Ein einzigs mal, aber nicht wieder!

Der Fürst. Ich merk's. — Ganz gewiß hat sie dir einen Verweis gegeben?

Der Edelknabe. Ach nein, gnädigster Herr! Sie will sich behelfen, schreibt sie, um mir so viel zu erspa-ren, und sie behilft sich so schon so elend. — Das jam-mert mich viel zu sehr.

Der Fürst. Das muß dich auch jammern. Ein gu-ter Sohn sollte seiner Mutter nicht neue Sorgen ma-chen; er sollte wünschen, daß er ihr helfen könnte. — — Und eine Uhr — Wenns nur um eine Uhr zu thun ist! die wäre ja wohl noch sonst zu bekommen. — (in-dem er eine Börse herauszieht) Sieh hier, kleiner Mo-ritz! Da hätte ich zwölf Dukaten erübrigt, die ich ver-schenken könnte, — und — ich will sie verschenken. Her deine Hand! (der Knabe hält die Hand hin, und indem der Fürst zählt) —

Der Edelknabe. Sollen sie mein, gnädigster Herr?

Der Fürst. Dein! Allerdings! — Aber sprich, was beginnst du nun mit dem Gelde?

Der Edelknabe (freudig.) Könnt ich nicht eine Uhr dafür haben? —

Der Fürst. O ja! Eine recht schöne! — in mei-nem Lande gemacht, und London drauf geschrieben: aber — wenn wirs beim Lichte betrachten — du brauchst keine Uhr. Ich selbst habe ja Uhren genug. — (indem der Knabe ihn aufmerksam ansieht.) Wär ich wie du, da wüßt ich schon, was ich thäte, ich machte einen ganz andern, ganz bessern Gebrauch von dem Gelde. — Doch wie du willst! wie du willst! — Jetzt geh ich, um mich ankleiden zu lassen. Du bleib hier, bis ich wieder komme.

Der Edelknabe (ihm nach.) Gnädigster Herr —

Der Fürst. Was ists? Was beliebt?

Der Edelknabe. Meine Mutter ist hier. Sie fährt den Morgen wieder zurück, und ich möchte so ger-

ne noch von ihr Abschied nehmen. — (liebkosend.) Darf ich? Erlauben Sie mirs?

Der Fürst. Nein, guter Kleiner! Dießmal soll deine Mutter hieher kommen. Sie soll zu dir kommen. Geduld! (Er geht ab.)

Achter Auftritt.

Der Edelknabe. (allein.)

Hieher kommen? Zu mir? Ei, wie das? — Aber was geht das mich an? Wenn sie nur kömmt! — Eins, zwei, drei — (Er zählt leise weiter bis zwölf.) Zwölf Dukaten zu einer Uhr — O Himmel! Wie freue ich mich! Es ist, als ob ich die Uhr schon hätte, schon gehen hörte, schon aufzöge. — Aber — was sagte der Fürst? Er wüßte schon, was er thäte, wenn er wie ich wäre? Was denn? — — Ja, Er! Er, der Uhren die Menge in allen Zimmern hat; Er weiß viel, wie's einem andern thut, der in seinem Leben noch keine gehabt hat. Aber — erst sagte er auch, ein guter Sohn solle seiner Mutter zu helfen suchen. Gewiß dachte er hier wieder an meine Mutter. — Zwölf Dukaten! (indem er sie ansieht.) Das ist freilich viel Geld! Gewaltig viel Geld! Wenn sie die hätte, davon könnte sie lange, lange leben — (Er drückt das Geld mit beiden Händen gegen die Brust.) Ach, eine Uhr, eine Uhr! — (und indem er die Hände wieder sinken läßt.) Aber auch eine Mutter! eine so gute Mutter! — Sie war noch gestern so niedergeschlagen. Sie sah so blaß aus, so krank! Ich glaube, wenn ich das Geld ihr wiedergäbe: ihr wär auf einmal geholfen. — Soll ichs denn thun? Soll ichs ihr geben? — (entschlossen.) O ja! O ja! — — Aber bald muß sie kommen; denn sonst gereut's mich wieder. Die Uhr liegt mir zu sehr am Herzen — (den Zeigefinger an den Lippen.) Horch! Stille! Wer kömmt? —

Neunter Auftritt.

Der Edelknabe. Frau von Detmund. Der Hauptmann.

Der Edelknabe (ihr entgegen.) Liebe Mama —

Frau von Detmund (sich schüchtern umsehend und ohne auf das Kind zu achten.) Ich weiß nicht; — ich bin so unruhig, mein Bruder. Wenn ich nur seine Absichten wüßte! Wenn ich nur gleich vorher wüßte — —

Der Hauptmann. Seine Absichten? — Da sieh das Kind an! Das Kind giebt Er dir wieder. — (indem sie erschrocken auf den Knaben sieht, der ihr mit großer Freundlichkeit ihre Hand küßt.) Es war auch wohl beim Himmel! sehr thöricht, daß du es herbrachtest. Was soll es dem Fürsten? — Die andern Edelknaben! die werden groß und gehen in Dienst: aber der — (verächtlich die Hand gegen ihn hinwerfend) der ist zu allem verdorben! den drückt der Kummer und der Gram nieder, womit du ihn aufgesäugt hast! der wird in seinem Leben nicht wachsen!

Frau von Detmund (schmerzlich.) Mein Bruder! —

Der Hauptmann. Kurz: wenn ja der Fürst auf dich hört, so laß dich nur nicht auf das Kind ein! Das ist umsonst. — Sprich ihn lieber wegen des Fähndrichs zu Gute! Der hat doch noch Wachsthum! Der sieht doch noch einem Manne ähnlich!

Frau von Detmund. Wie sagst du? Wegen des Fähndrichs! —

Der Hauptmann. Nun ja! Er hat zu ihm geschickt.

Frau von Detmund. Ich erschrecke. Sollt' Er erfahren haben — —

Der Hauptmann (immer noch kalt.) Doch wohl! Wahrscheinlicher Weise! — (den Stock in die Seite und gegen die Erde lehnend, indem er mit dem Kopf dazu schüttelt.) Und wenn Er nun hätte; was meinst du? Wenn Er nun wüßte, daß der Bube hat durchgehen wollen? daß er Gelder untergeschlagen? daß er nur durch meine Vermittelung — (hitzig den Stock vor sich niederstoßend) O bei Gott! Es bringt mich noch selbst in die Wache. Ich wollte, ich hätte mich nie um deine Kinder bekümmert. Nie ein Haar! Und ich will auch nicht wieder! — (Er geht murrend ab, und sieht sich noch einmal um.) In meinem Leben nicht wieder!

Zehenter Auftritt.

Frau von Detmund. Der Edelknabe.

Der Edelknabe (da er ihre Unruhe sieht.) Der Vetter ist immer böse. — Lassen Sie ihn reden, und fürchten Sie nichts, liebe Mama! —

Frau von Detmund. Ach schweig, Kind! Du weißt nicht — —

Der Edelknabe. Ei ja! Ich weiß mehr als der Vetter. — Der Fürst ist gar nicht so, wie er sagt: Er thut gewiß keinem Menschen Uebels; Er hat mich nur eben beschenkt. — (ihr die Hand mit dem Gelde vorhaltend.) Sehn Sie nur! Sehn Sie! Das hat er mir alles geschenkt.

Frau von Detmund (bestürzt.) Ist es möglich? Der Fürst — —

Der Edelknabe (indem er die Hände in weiter Entfernung über einander hält.) Aus einem großen, großen Beutel voll Gold. Eben jetzt, eh Sie herkamen. — Ach, wenn der wollte, Mama! Wenn der wollte! Der hat! —

Frau von Detmund. Aber wie? Ich begreife das nicht. — Er mußte doch eine Ursache, eine Veranlassung haben — —

Der Edelknabe. Ei freilich! Seine Uhr stand ihm stille. — Er hatte gestern den ganzen Tag über gejagt, da mochte er vergessen haben, sie aufzuziehen; und heut den Morgen — (indem er zum Kabinet läuft und den einen Flügel öffnet) Sehen Sie nur hier! Er lag da hier auf dem Bette — — da schrie Er in mich hinein, ich sollte nach meiner Uhr sehen; und da — weil ich nun da keine hatte — —

Frau von Detmund. So gab Er dir dieß?

Der Edelknabe. So gab Er mirs, daß ich mir eine schaffen sollte. — — (das Geld wieder hinzeigend.) Zwölf Dukaten, liebe Mama.

Frau von Detmund. Sieh mich an! Darf ichs glauben?

Der Edelknabe. Gewiß! Gewiß! Glauben Sie's immer! — Aber die Uhr thut mir nicht noth, und es

wird schon noch sonst eine geben. — (nach ihrer Hand greifend.) Stecken Sie ein! Nehmen Sie hin!

Frau von Detmund (gerührt.) Wie, mein Kind? — Wie?

Der Edelknabe. Es geht mir so nahe, daß ich Sie immer weinen sehe. — O ich wollte, daß ich nur viel hätte, recht viel! da sollten sie nie wieder weinen. — Alles; alles, was ich nur hätte, das wollte ich Ihnen geben.

Frau von Detmund (sich über ihn bückend.) Wolltest du das? —

Der Edelknabe. Und ach! da sollten Sie so vergnügt seyn! so glücklich!

Frau von Detmund (ihn küssend.) Ich bin es, mein Kind. Ich gäbe diesen Augenblick nicht um alles Gold deines Fürsten. — (ihn noch einmal küssend.) O du weißt nicht, wie viel Elend eine Mutter über der Freude an ihrem Kinde vergißt!

Der Edelknabe (wieder nach ihrer Hand greifend.) Sie nehmens doch aber? — Nehmen Sie's ja, liebe Mama!

Frau von Detmund. Ich will es nehmen. Ich darf dich nicht selbst kaufen lassen; denn du würdest betrogen werden. Ich will für dich kaufen, mein Kind.

Der Edelknabe. Für mich? Eine Uhr? —

Frau von Detmund. Du wirst hier bleiben; da brauchst du eine.

Der Edelknabe. Ach nicht doch! nicht doch! Wozu? — Der Fürst hat ja Uhren, wo man nur hinsieht. Er hat mir ja selbst gesagt, ich brauchte keine.

Frau von Detmund. Und hat dir doch eine geschenkt?

Der Edelknabe. Wirklich, wirklich! Er hats gesagt.

Frau von Detmund. Du betrügst mich, mein Kind. Du redest die Unwahrheit; und das sollst du nie, auch nicht aus Liebe zu deiner Mutter.

Der Edelknabe. Die Unwahrheit? Sie glauben mir nicht? — Nun, so wollte ich, daß der Fürst nur da wäre! daß er nur käme — (sich umsehend.) Er kömmt auch.

Eilfter Auftritt.

Die Vorigen. Der Fürst.

Der Edelknabe (ihm mit ausgestrecktem Finger entgegen.) Nicht wahr, gnädigster Herr? Sie haben mir zwölf Dukaten zu einer Uhr geschenkt?

Der Fürst (lächelnd.) Das hab ich, Kleiner.

Der Edelknabe. Sie haben mir gesagt, daß ich die Uhr nöthig hätte?

Der Fürst. Ja wohl! Das hab ich gesagt.

Der Edelknabe (schnell herum.) Nun, Mama? Nun?

Frau von Detmund (in Verlegenheit.) Mein Kind — (laut.) O verzeihen Ihro Durchlaucht! Verzeihen Sie der Einfalt eines Kindes, das der Ehrerbietung vergißt!

Der Fürst. Verzeihen, Madame? — Diese Einfalt entzückt mich. Ich wollte, ich könnte in dieser Einfalt mit allen Menschen leben. Sie ist so sehr in der Natur. — Immer sprich, Kleiner! Was war's? Wollte dir deine Mutter vielleicht nicht glauben?

Der Edelknabe (halb ärgerlich.) Nein, gnädigster Herr! — Erst wollte sie mir nicht glauben, und nachher auch nicht nehmen.

Der Fürst. Was hör' ich? Nicht nehmen? — Also hast du wohl gar mein Geschenk so verachtet, es wieder wegzuschenken? — Ich will nicht hoffen!

Der Edelknabe (betreten.) Gnädigster Herr?

Der Fürst. In der That; das würde mir wenig Lust machen, dir mehr zu schenken. — Nur gleich bekannt! Hast du's gethan!

Der Edelknabe (sich entschuldigend, indem er auf seine Mutter zeigt.) Sie ist so arm, gnädigster Herr!

Der Fürst. Du guter Knabe! (ihm unters Kinn greifend.) — — Und also hast du deinen einzigen Wunsch, deine liebste Begierde aufgeopfert, um deiner Mutter zu helfen? — O wahrhaftig? Dann wäre es Jammer, wenn du deine Uhr solltest verloren haben. — (indem er seine eigne Uhr hervorzieht.) Aber sieh! Und wenn ich nur diese einzige hätte; — um deine Zärtlichkeit zu beloh-

nen: — (Er giebt sie ihm.) Du solltest sie dennoch haben!

Der Edelknabe (freudig zugreifend.) Ach gnädigster Herr! — Ist sie im Gange?

Der Fürst. Sey ruhig! In vollem Gange. — (indem der Knabe zu seiner Mutter läuft, sie ihr zu zeigen.) Aber wenn man's bedenkt: ist es nicht schlimm in der Welt? Die meisten Reichthümer werden von Schwelgern besessen, die sie verschwenden, oder von Geizhälsen, die sie verschließen. Männer, wie du, sollten reicher seyn; da würde die Welt sich besser stehen. — Und was hindert mich denn, dich reicher zu machen? — Komm! Steck die Uhr ein! Geschwind! — Und weil du so gut mit dem Wenigen umgiengst — (ihm eine Börse gebend.) Da nimm! Da sind für zwölf Dukaten ihrer hundert.

Der Edelknabe (erstaunt ihn ansehend.) Ah, gnädigster Herr?

Der Fürst. Du bedenkst dich? So nimm doch!

Der Edelknabe. Beutel und alles? — (im Begriff es zurück zu geben.) Das ist ja wirklich zu viel.

Der Fürst. Wenns für dich wäre! Schon recht! — Aber ich gab es dir, daß du es anlegen solltest. Und wer meinst du wohl, der es brauchen könnte?

Der Edelknabe. Brauchen? — (vom Fürsten auf seine Mutter, und dann wieder auf den Fürsten sehend.) Da, liebe Mama!

Frau von Detmund (sich ihm nähernd.) Ihro Durchlaucht! —

Der Fürst. Keine Danksagung, Madame! Sie werden finden, daß es sehr wenig ist, und daß ich weit mehr wieder verderbe, als ich gut gemacht habe. — Aber — (die Hand gegen den Edelknaben.) Sie sehen schon, ohne daß man es Ihnen sagt — Das Kind ist viel zu schwach für mich, viel zu klein. Es ist in einem Alter, worin man andern noch keine Dienste leisten kann; worin man selbst ihrer noch braucht: und kurz — Sie werden es ohne Schwierigkeit wieder annehmen, hoff ich. — — Sie schweigen?

Frau von Detmund (vor sich niedersehend.) Ich habe Unrecht, Ihro Durchlaucht. —

Der Fürst. Wie so? Worin?

Frau von Detmund. Ich habe Unrecht, daß ich mich einer Armuth schäme, die ich selbst nicht verschuldet habe. — Aber ich will mich ihrer nicht schämen. Ich will sie frei in der Gegenwart meines Fürsten bekennen. — (ihm näher tretend und in die Augen sehend.) Ja, Ihro Durchlaucht; ich bin zu arm, mein Kind zu erziehen. Ich habe schon längst für die Zukunft gesorgt; nur zu bald werde ich anfangen, auch für den heutigen Tag zu sorgen; und wenn dann mein größter Kummer zurückkehrt; — wenn Ew. Durchlaucht dieses unmündige, unerzogene Kind verstoßen — (Sie will ihre Thranen zurück halten) dessen Vater zu früh starb. — O verzeihen Sie meiner Schwachheit!

Der Edelknabe. Sie weint? — (des Fürsten Hand ergreifend und wehmüthig) Gnädigster Herr!

Der Fürst. Nun, wenn auch du kömmst! — Was ists?

Der Edelknabe (bittend.) Sie werden doch mich nicht verstoßen? —

Der Fürst. Nicht? Meinst du nicht? — Nun wohlan denn! Um deines Zutrauens willen! — Er mag bleiben, Madame — (verstellt.) Es wäre zwar freilich Jammer, wenn seine Sitten, wenn seine Unschuld — Doch nein! Das wird so bald keine Gefahr haben.

Frau von Detmund (äußerst aufmerksam.) Seine Unschuld, Ihro Durchlaucht?

Der Fürst (wie vorhin.) Nein, nein! Sie könnten glauben, als wenn ich zurückzöge. Lassen Sie's gut seyn, Madame!

Frau von Detmund (verlegen.) Aber doch — wenn es nicht zu kühn von mir wäre — Dürft ich wohl um die Gnade einer Erklärung bitten?

Der Fürst (immer verstellt.) Ich wollte nur sagen, Madame — ich bin schon längst mit meinen Edelknaben sehr unzufrieden; ich finde, daß sie der Auswurf des jungen Adels sind — in allen Ränken und Schalkheiten ausgelernt: und vielleicht — vielleicht könnte ihr Umgang, ihr Beispiel — — Doch Sie sehen; das ist ein bloßes Vielleicht. Auf ein Vielleicht wollen wirs wagen.

Frau von Detmund (etwas zu hitzig des Kindes Hand ergreifend.) Nein, gnädigster Herr!

Der Fürst (wie beleidigt.) Nicht? — Wie Sie meinen, Madame.

Frau von Detmund. Das Herz meines Kindes ist mir zu wichtig. Ich zittre vor der Gefahr, worein ich es hätte stürzen können.

Der Fürst. Aber bedenken Sie doch — —

Frau von Detmund. Ich darf nichts bedenken. Ich sehe mein Kind im Feuer; und wenn ichs nur rette — ob ich es nackend rette! —

Der Fürst. Ohne Vermögen! ohne Unterricht! ohne Erziehung! — Wie soll das werden? Was soll herauskommen, Madame?

Frau von Detmund. Was Gott will! Mir soll es gleich seyn. — Kann er seinen Stand nicht behaupten; so mag er das Land bauen, und mag in Armuth sterben!

Der Fürst. Das heißt edel gedacht! Ich sehe, Madame! Sie verdienen alles, was ich nur für Sie thun kann. — (ihr näher und mit Wärme.) Wie soll ich helfen, wie soll ich Ihre Umstände bessern? — Reden Sie! Fordern Sie! Es ist Ihr Freund, der vor Ihnen steht.

Frau von Detmund (äußerst verwirrt und gerührt.) O Ihro Durchlaucht — —

Der Fürst. Sagen Sie mir vor allen Dingen: Wie ist der Zustand Ihres Vermögens? — Ihr Gut? — —

Frau von Detmund. Ist durchaus nicht zu retten.

Der Fürst. So groß ist die Schuld? — Aber Sie haben Prozesse, wie man mir sagt. Geben denn die keine Hoffnung?

Frau von Detmund. Keine, gnädigster Herr! — Außer dem Einen, den ich wegen einer geringen Erbschaft führe. Mein Recht darauf ist unstreitig: nur der Reichthum anderer Verwandten kämpft noch mit meinem Rechte. — Eben war ich hier, um aus Noth einen Vergleich zu treffen; — es hat sich zerschlagen.

Der Fürst. Desto besser für Sie! So müssen Sie jetzt, auch ohne Vergleich, zu Ihrem Rechte kommen. Ich hafte dafür. — Nehmen Sie überdieß noch hundert Louisd'or zum Jahrgelde an! Das wird Sie, hoffe ich, über alle Bedürfnisse hinaussetzen.

Frau von Detmund (sich niederwerfend.) So viele Gnade! — Kann ich sie je — —

Der Fürst (hält sie zurück.) Was soll das? Stehen Sie auf! Stehen Sie auf! — Ich thue ja nichts, als was ich dem Andenken des Mannes schuldig bin, dessen Wittwe Sie sind; als was ich für jeden thun würde, dessen Verdienste ich so, wie die Ihrigen, schätzte. — Sagen Sie mir: Würden Sie jetzt noch Bedenken haben, das Kind wieder zurück zu nehmen?

Frau von Detmund. Wie könnt' ich, Ihro Durchlaucht?

Der Fürst. Und du, Kleiner! — Giengst du wohl gerne mit deiner Mutter?

Der Edelknabe (die Uhr in der Hand.) Mit meiner Mutter? — O ja!

Der Fürst. Aber ich weiß doch, du liebst mich. Du bliebst auch wohl gern hier bei mir?

Der Edelknabe. Sehr gern, gnädigster Herr!

Der Fürst. Nun dann! — Wenn das ist — Schickt' ich dich fort, so hätt' ich dich doch immer verstoßen, und du hast mich so dringend gebeten, dich nicht zu verstoßen. Auch hat dich deine Mutter nun einmal in meine Arme geworfen. Ich muß denn schon auf Anstalten denken. — Bleiben Sie da! Ich komme wieder, Madame.

Zwölfter Auftritt.

Frau von Detmund. Der Edelknabe.

Frau von Detmund. Gütiger Gott! (indem sie sich in den Sessel wirft.) Was war das?

Der Edelknabe (fröhlich um sie herum.) Nun? Nun? — Ists nun recht? Ists nun gut?

Frau von Detmund (ihn zärtlich zu sich ziehend.) O liebstes Kind! — —

Der Edelknabe. Aber Sie freuen sich ja nicht! Sie müssen sich freuen, liebe Mama!

Frau von Detmund. Ich bin beschämt über mein Glück. — Ich denke an mein Mißtrauen gegen die Vorsicht, an den tödtlichen Kummer, den ich fühlte, als Du zur Welt kamst. Es war in eben der Stunde; es war unmittelbar auf den Augenblick, da ich den Tod deines Vaters erfuhr. — Mit welchem Jammer sah ich dich

an! Mit welchem Schmerz, dich geboren zu haben; (indem sie ihn küßt und die Arme um ihn herum schlägt.) Und warst du der, der mir helfen; der schon in seiner frühen Kindheit meine Thränen abtrocknen sollte? — — Gott! Was fehlt mir nun noch? — Nichts! Nichts, als Gewißheit von deinem Bruder! dann bin ich glücklich.

Der Edelknabe. Von meinem Bruder? Wie das, liebe Mama?

Frau von Detmund. Wenn der Fürst sein Verbrechen wüßte — —

Der Edelknabe. Ach wenn auch! Es hat ja nichts zu bedeuten. — Sie sehen ja wohl, wie liebreich, wie freundlich er ist.

Frau von Detmund. Gegen uns, mein Kind. — Weil wir unschuldig sind.

Der Edelknabe. Und er hat mir ja versprochen, es sollte geheim bleiben. Der Oberst sollte nichts davon wissen.

Frau von Detmund (auffahrend.) Was? Dir versprochen?

Der Edelknabe. Ganz gewiß! Ganz gewiß! Daß Sie sich also deswegen nicht ängsten!

Frau von Detmund. Ich erstaune. Du hast ihm gesagt? —

Der Edelknabe (indem er Unrath merkt.) Ach nicht viel! — Was ich wußte. — Er fragte mich nach meines Bruders Aufführung, und da konnt' ich doch nicht die Unwahrheit reden. Das haben Sie ja selbst mir verboten.

Frau von Detmund (ängstlich.) Aber, Kind! — Liebstes Kind! — Konnte denn deine Einfalt —

Der Edelknabe. Wie? Sind Sie unruhig darüber?

Frau von Detmund. Ob ichs bin! Ob ich unruhig bin! — Wenn er nun weiter fragt? Wenn er erfährt? — O du kannst mich, deinen Bruder, uns alle ins Unglück bringen.

Der Edelknabe (im Begriff zu weinen.) Ins Unglück bringen?

Frau von Detmund. Ah! da höre ich schon — (sich auf ihn werfend und ihm zuredend.) Sey nur stille!

nur ruhig! — Thränen würden Uebel nur ärger machen. Sey ruhig!

Dreizehnter Auftritt.

Die Vorigen. Der Fürst. Hinter ihm der Fähndrich und der Hauptmann.

Der Fürst. Nur herein! Nur mir nach, meine Herren! (zum Fähndrich.) Sie sind also Detmund? Ein Sohn des wackern Majors von Detmund?

Der Fähndrich (sich tief verbeugend.) Ja, Ihro Durchlaucht.

Der Fürst. Eine große Empfehlung! Sie hatten einen sehr rechtschaffnen Vater. — Vermuthlich reizt Sie sein rühmliches Beispiel zur Nachfolge? Sie bestreben sich, seiner würdig zu seyn?

Der Fähndrich (wie vorher.) Ich thue nur meine Pflicht, Ihro Durchlaucht.

Der Fürst. Dann thun Sie alles. Der rechtschaffenste Mann thut nicht mehr. — Da, Herr Fähndrich! da sehen Sie Ihre Mutter, eine sehr hochachtungswürdige Frau; auch Ihren Bruder, einen sehr liebenswürdigen Knaben. — Ich bin außerordentlich von der Familie eingenommen; und um sie hier ganz beisammen zu sehen — —

Der Fähndrich (sich immer verbeugend.) Ew. Durchlaucht haben viel Gnade.

Der Fürst. Doch wohl nicht mehr, als ich sollte? —

Der Fähndrich. Ew. Durchlaucht urtheilen sehr gnädig.

Der Fürst. Wirklich; es fehlt nur an der Ueberzeugung, daß ich richtig urtheile, und Ihr Glück ist gemacht. — Doch diese freie, zuversichtliche Miene, die Ihnen so wohl steht —

Der Fähndrich. O Ihro Durchlaucht —

Der Fürst. Ja, ja! Die zeigt entweder ein sehr edles oder ein sehr verderbtes Herz an; und das letzte — nein, das wird der Sohn solcher Eltern nicht haben. Das wird er nicht haben! — — Was meinen Sie, daß sich thun ließe, Herr Fähndrich? — Ein Schritt wei-

ter, brächte Sie in der That nicht viel weiter. Was dünkt Ihnen? —

Der Fähndrich (die Hände reibend.) Freilich, Ihro Durchlaucht — —

Der Fürst. Aber wenn wir nun diesen einen Schritt überhüpften? wie da? — Eine Kompagnie! Kapitain! Das ist doch immer so das erste Ziel solcher Herren, und dem wären wir dann schon ziemlich nah im Gesichte. — Doch vorher — (indem er sich schnell gegen den Hauptmann kehrt.) Was denken Sie zu Ihrem Vetter, Herr Hauptmann?

Der Hauptmann. (etwas betreten.) Ich? — Was ich denke? —

Der Fürst. Viel Böses, sollte man glauben.

Der Hauptmann. O nein! Eher Gutes! Ihro Durchlaucht. — Ich denke immer, er hat Herz; er wird brav thun.

Der Fürst (mit Beifall auf den Fähndrich sehend.) Doch? in der That?

Der Hauptmann. Und da er auch ziemlich gewachsen ist — —

Der Fürst. Nun ja wohl! Da ist er der gemachteste Mensch von der Welt. Das ist sicher. — Aber in seiner Aufführung, in seinen Sitten, Herr Hauptmann — Ich muß mich schämen, daß ich nach so einer Kleinigkeit frage; — wie ist er in seinen Sitten beschaffen?

Der Hauptmann. Je nun — (lächelnd) dann und wann ein wenig zu lustig, zu aufgeräumt: aber — wie Ew. Durchlaucht schon wissen — das gehört zum Soldaten.

Der Fürst. Wie ich schon weiß? Sie lehren mich in der That etwas Neues. — Es fehlt nur noch an Ihrem Zeugnisse, Madame. Was sagen denn Sie mir von Ihrem Sohne? — — (nach einer Pause.) Gar nichts?

Frau von Detmund. Was sollte ich sagen?

Der Fürst. Was Sie denken — die Wahrheit!

Frau von Detmund. Und kann ich das, Ihro Durchlaucht? — Wenn ich meinen Sohn loben müßte; würden Sie wollen, daß ich ihn in seiner Gegenwart lobte? Oder wenn ich ihn tadeln müßte; daß ich

ihn in der Gegenwart dessen tadelte, der sein Schicksal in seiner Gewalt hat?

Der Fürst (lächelnd.) Vortreflich, Madame! Sie sind gütig, wie eine Mutter, und fein, wie ein Frauenzimmer. Ich bewundre Sie ganz. — — (ernsthaft.) Ein jeder, mein Herr Fähndrich, hat seine Weise, und ich habe die meinige. Wenn ich einen Offizier befördern will, so fange ich damit an, daß ich ihn in die Wache werfe. Was dünkt Ihnen dazu?

Der Fähndrich (erschrocken.) Ihro Durchlaucht — —

Der Fürst. Ja, ja! Das ist nun nicht anders. Geben Sie Ihren Degen dem Hauptmann! — Ein bescheidneres Betragen hätte alles entschuldigt; aber diese Zuversicht, diese Dreistigkeit — Was kann man von einem Menschen erwarten, der mit einem Gewissen, wie Ihres, so frech ist? der es fühlen muß, daß er meine Ungnade verdient; der es weiß, wie nichtswürdig er gegen die gütigste Mutter gehandelt; und der dennoch — — In die Wache mit ihm! Auf einen Monat, Herr Hauptmann! — Ich will das, was vorgefallen, nicht näher wissen; und das um Ihrentwillen, Madame? — um der Art willen, wie ichs erfahren habe; — um der Größe des Verbrechens willen, das ich aus allen Umständen errathen kann. — — Aber, Herr Hauptmann! — (in seinem strengsten Tone.) Sobald wieder das Allergeringste vorfällt; gleich Bericht an mich! Auf der Stelle! — Ich habe mirs in den Kopf gesetzt, ich will den jungen Menschen erziehen: und weder Sie, Herr Hauptmann — (gelinder) noch Sie, Madame, sollen mir meine Erziehung verderben. — (besonders zur Frau von Detmund.) Daß Sie ihm nie womit aushelfen! nie! auch nicht mit der mindesten Kleinigkeit! auch nicht unter dem Namen eines Geschenks! Durchaus nicht! — — Er kann von seinem Gehalte leben, und er mag sich einschränken lernen. — (eine Bewegung mit der Hand.) Fort! In die Wache, Herr Fähndrich! (Die beiden Offiziere treten ab.)

Vierzehnter Auftritt.

Der Fürst. Frau von Detmund. Der Edelknabe.

Der Fürst (sie ansehend.) Nun? — So niedergeschlagen, Madame?

Frau von Detmund (bescheiden.) Ich bin Mutter, Ihro Durchlaucht.

Der Fürst. Aber doch nicht von den weichlichen, die lieber ihre Kinder nicht bessern, um sie ja nicht zu kränken?

Frau von Detmund. Wie falsch wäre dann meine Liebe! — Nein, ich fürchte nur, daß mein Sohn Dero Gnade auf immer verloren hat.

Der Fürst. Fürchten Sie das? — Und doch habe ich ihn fürs erste der Gnade nur würdig machen wollen, die ich ihm aufbewahre. — Jugend und Unbesonnenheit — denen verzeih ich so leicht, Madame; aber ich darf nur nicht immer. Was bei dem einen Bewegungsgrund zur Besserung ist, wird bei dem andern Einladung zu größern Verbrechen. — — Sorgen Sie indessen nur nicht! Der junge Mensch wird schon klüger, und nach eben dem Maaße werde ich gütiger werden. — (sich gegen den Edelknaben wendend.) Was den Kleinen betrifft — — Wissen Sie, welche Absichten ich mit ihm habe?

Frau von Detmund. Nein, Ihro Durchlaucht. — — Aber wie sie auch seyn mögen, sie werden die großmüthigsten seyn. — So sehr ich auch immer meinen Fürsten verehrt habe, so überzeugt mich doch dieser Tag, daß ich ihn noch zu wenig verehrt habe.

Der Fürst. Was wollen Sie denn? Sie kennen mich nicht. — Blos um dem Staat einen rechtschaffnen Mann, um mir selbst einen nützlichen Diener, um meinem Sohn einen Freund zu erziehen, der einst so willig für ihn sterbe, wie sein Vater für mich starb — — blos deswegen — —

Fünfzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Ein Kammerdiener.

Der Kammerdiener. Der Direktor, Ihro Durchlaucht!

Der Fürst. Schon da? Laßt ihn vorkommen! (der Kammerdiener geht ab.) — Ich hoffe, Madame, Sie werden meine Absichten nur hören dürfen, um sie zu billigen.

Sechszehnter Auftritt.

Die Vorigen. Der Direktor.

Der Direktor (sich verbeugend und mit der Stimme zitternd.) Auf Ew. Durchlaucht höchsten Befehl —

Der Fürst. Näher her, Herr Direktor! Mit Männern, wie Sie, muß man nicht blos von weitem bekannt seyn. — Man hat mir viel Gutes von Ihnen gesagt. Man hat Sie mir als einen Mann von großen Kenntnissen und Verdiensten gerühmt.

Der Direktor (äußerst verwirrt.) Mich, Ihro Durchlaucht?

Der Fürst. Auch habe ich mich selbst von der Wahrheit dieses Lobs überzeugt. Ich habe Ihr Buch von der Erziehung gelesen. — Was haben Sie sonst noch geschrieben?

Der Direktor (zitternd.) Ich? — Nichts, das — — Gar nichts, das — —

Der Fürst. Das für mich wäre, wollen Sie sagen?

Der Direktor. Nein — Ja, Ihro Durchlaucht.

Der Fürst. Ja? Und warum nicht für mich? — Vielleicht, weil es einen ganzen Gelehrten fordert, und ich nur ein halber bin? Hab ichs getroffen? —

Der Direktor (erschrocken zurücktretend.) Gütiger Gott! — Könnt ich so kühn seyn? — —

Der Fürst. Nun, nun! Das wäre so kühn eben nicht. Allzuviel Gelehrsamkeit ist eben keine Ehre für einen Fürsten. — Also warum nicht für mich?

Der Direktor (stotternd.) Weil — weil — weil es zu unvollkommen, — zu unwürdig — zu — —

Der Fürst. Hören Sie auf! Sie beschämen mich sonst. — Ich wollte schon sagen, daß Ihr Buch ganz vortreflich wäre, daß es viel Wissenschaft, viel Kenntniß des Menschen, viel warmen Eifer für Rechtschaffenheit und Tugend verriethe. — — Aber was ist Ihnen? Sie zittern ja ganz?

Der Direktor. Die hohe Gnade — die hohe Ehre — —

Der Fürst (nach einigem Stillschweigen und verdrüßlich.) Sie sind ein Deutscher. Nicht wahr?

Der Direktor (ehrerbietig zurückweichend.) Ja, Ihro Durchlaucht.

Der Fürst (wieder gütig, indem er ihm näher tritt.) Nun was thuts? Bin ich doch auch einer! Schämen Sie sich darum nur nicht! — Ich wollte nur wünschen, Sie hätten den alten Franzosen gekannt; das alte Erbstück von meinem Vater, das hier am Hofe lebte. — Oder haben Sie ihn etwa gekannt?

Der Direktor. Einigermaßen. Von Ansehen.

Der Fürst. Nicht näher?

Der Direktor. Nein, Ihro Durchlaucht.

Der Fürst. O Schade! Das war ein trefflicher Mann. — Wenn man das bischen Witz und Sentiment von der Oberfläche schöpfte; so war das Uebrige seines Gehirns eben nicht viel: aber sich geltend zu machen, sich ein Ansehen zu geben — darin war es der erste Kopf von Europa. — Frei, frei, Herr Direktor! Bescheidenheit ist mir lieb; aber das, was man Demuth nennt — — unerträglich — — Um zur Sache zu kommen: Was macht die vornehmste adeliche Pension auf dem Gymnasium?

Der Direktor. Die vornehmste? — Das ist verschieden, Ihro Durchlaucht.

Der Fürst. Aber so im Ganzen! so ohngefähr?

Der Direktor. Ohngefähr? — Zwischen drei und vierhundert.

Der Fürst. Was es sey! — Ich habe hier einen Knaben, den ich hinaufgeben will: und es versteht sich, wenn ich gleichsam sein Vater werde, daß ich ihn nicht schlechter halten kann, als der beste Edelmann seinen

Sohn hält. — Doch das Wichtigste noch! Wer führt die Aufsicht über die Knaben?

Der Direktor. Die Lehrer, Ihro Durchlaucht.

Der Fürst. Wackre Männer vielleicht! aber ich kenne sie nicht. — Sie allein, Herr Direktor, kenne ich, und hatte Vertrauen zu Ihnen — Würden Sie wohl, wenn ich Sie bäte — —

Der Direktor (beschämt.) Ihro Durchlaucht!

Der Fürst. Würden Sie wohl die unmittelbare Aufsicht über dieses Kind übernehmen?

Der Direktor. Es ist ja meine Pflicht, Ihro Durchlaucht.

Der Fürst. Nein! Als Pflicht will ich es nicht betrachtet haben. — Würden Sies gerne; würden Sies mit Vergnügen thun?

Der Direktor (sich verbeugend.) Ich finde in meiner Pflicht mein Vergnügen.

Der Fürst. Wohl! und es ist natürlich, daß ich mich erkenntlich dafür beweise. — (zu dem Edelknaben, indem er ihn bei der Hand nimmt.) Komm her, Kleiner! Komm! Du siehst, das ist ein liebreicher, freundlicher Mann, zu dem ich dich führe. Hättest du wohl Vertrauen zu diesem Manne? Möchtest du wohl mit ihm gehen, und bei ihm leben?

Der Edelknabe (den Direktor einen Augenblick ansehend. O ja, gnädigster Herr.

Der Fürst. Aber dann mußt Du auch wissen, was dieser Mann Dir ins künftige seyn wird. Dein größter Wohlthäter, Dein Lehrer! Du wirst ihm den willigsten Gehorsam, die zärtlichste Ehrerbietung schuldig seyn; und wenn er je über Dich klagte — —

Der Edelknabe. Nein, nein! Das soll er nie, gnädigster Herr.

Der Fürst. Du hast ein Beispiel gesehen, daß ich eben so scharf seyn kann, als ich gut bin. — Also, wenn er je über Dich klagte — —

Der Edelknabe (zum Direktor, dem er ehrerbietig die Hand küßt.) Nein, nein! Das solle Sie nie, Herr Direktor.

Der Fürst (zum Direktor.) Wie gefällt Ihnen das Kind?

Der Direktor (gerührt.) O Ihro Durchlaucht — Schon, weil ich ihn aus Ihren Händen erhalte, wird er mir theurer seyn, als mir mein eigner Sohn ist. —

Der Fürst. So könnt er dann mit Ihnen gehen. — Sind Sies zufrieden, Madame?

Frau von Detmund (mit Feuer.) Gütiger Gott! — Nur zufrieden?

Der Fürst. Nun so geh dann. So geh! (die Hand auf seinen Kopf legend.) Werde ein rechtschaffner, ein kluger, ein glücklicher Mann! Und was das Uebrige anbetrift; — da sey du froh und getrost! Es soll dir niemals an nichts fehlen. — (ihn ansehend.) Nnn, Kleiner? So wehmüthig?

Der Edelknabe (sich tief verbeugend, und nach seiner Hand greifend.) Leben Sie wohl, gnädigster Herr!

Der Fürst (mit Rührung.) Ist es das? — (ihn aufhebend und küssend.) Und auch Du lebe wohl! auch Du, guter Knabe! Du hast das dankbarste Herz. — Ich beurlaube Sie, Herr Direktor. — Und Sie, Madame; gehn Sie ihm nach, und sehen Sie, wo Ihr Kind bleibt!

Frau von Detmund (sich niederwerfend, mit Feuer.) Kann ich gehn, Ihro Durchlaucht — —

Der Fürst. Was soll das? Ich liebe das nicht.

Frau von Detmund. Kann ich gehen, eh ich mein Herz — —

Der Fürst (sie aufhebend.) Nein, sage ich! Stehen Sie auf! Stehen Sie auf! — Ich kann es nicht haben, daß irgend ein Mensch vor mir kniee.

Frau von Detmund. Nun dann! Ich gehorche und gehe. — (die Hand erheben.) Aber vor Gott will ich knieen, und will ihn bittend, daß er ewig den großmüthigsten Fürsten segne.

Der Fürst (einige Schritte nach und gnädig.) Leben Sie wohl! Leben Sie glücklich, Madame!

Siebenzehenter Auftritt.

Der Fürst (allein, indem er sich umsieht.)

Ein schöner Morgen! Ob ich mir denn noch ein kleines Vergnügen mache? — Doch welches? Das größte hab'

ich nun einmal gehabt. — Nein, arbeiten, arbeiten will ich! Es wird mir treflich von Statten gehen. Ich bin zufrieden mit mir. — —

Sechster Abschnitt.

Das prosaische Hirtengedicht,

oder

die Idylle.

---

1. Palemon.

Wie lieblich glänzet das Morgenroth durch die Haselstaude und die wilden Rosen am Fenster! Wie froh singet die Schwalbe auf dem Balken unter meinem Dach', und die kleine Lerche in der hohen Luft! Alles ist munter, und jede Pflanze hat sich im Thau' verjüngt; auch ich, auch ich scheine verjünget; mein Stab soll mich Greisen vor die Schwelle meiner Hütte führen, da will ich mich der kommenden Sonne gegenüber setzen, und über die grünen Wiesen hinsehen. O wie schön ist alles um mich her! Alles, was ich höre, sind Stimmen der Freude und des Danks. Die Vögel in der Luft und der Hirt auf dem Felde singen ihr Entzücken; auch die Heerden brüllen ihre Freude von den grasreichen Hügeln und aus dem durchwässerten Thal. O wie lang, wie lang, ihr Götter! soll ich noch eurer Gütigkeit Zeuge seyn? Neunzig male habe ich jetzt den Wechsel der Jahreszeiten gesehen, und wenn ich zurück denke, von jetzt bis zur Stunde meiner Geburt, eine weite liebliche Aussicht, die sich am Ende mir unübersehbar in reiner Luft verliert, o wie wallet dann mein Herz auf! Ist das Entzücken, das meine Zunge nicht stammeln kann; sind meine Freudenthränen, ihr Götter, nicht ein zu schwacher Dank? Ach! fließet ihr Thränen! fließet die Wangen herunter! Wenn ich

zurück sehe, dann ist's, als hätt' ich nur einen langen Frühling gelebt; und meine trüben Stunden waren kurze Gewitter, sie erfrischen die Felder und beleben die Pflanzen. Nie haben schädliche Seuchen unsre Heerde gemindert; nie hat ein Unfall unsere Bäume verderbt, und bei dieser Hütte hat nie ein langwierig Unglück geruhet. Entzückt sah ich in die Zukunft hinaus, wenn meine Kinder lachelnd auf meinem Arm' spielten, oder wenn meine Hand des plappernden Kindes wankenden Fußtritt leitete. Mit Freudenthranen sah ich in die Zukunft hinaus, wenn ich diese jungen Sprossen aufkeimen sah; ich will sie vor Unfall schützen; ich will ihres Wachsthums warten, sprach ich, die Götter werden die Bemühungen segnen; sie werden empor wachsen und herrliche Früchte tragen, und Bäume werden, die mein schwaches Alter in erquickenden Schatten nehmen. So sprach ich, und drückte sie an meine Brust; und jetzt sind sie voll Segen empor gewachsen, und nehmen mein graues Alter in erquickenden Schatten. So wuchsen die Aepfelbäume und die Birnenbäume, und die hohen Nußbäume, die ich als Jüngling um die Hütte her gepflanzet habe, hoch empor; sie tragen die alten Aeste weit umher, und nehmen die kleine Wohnung in erquickenden Schatten. Dieß, dieß war mein heftigster Gram, o Mirta! da du an meiner bebenden Brust in meinen Armen starbest. Zwölfmal hat jetzt schon der Frühling dein Grab mit Blumen geschmückt; aber der Tag nahet, ein froher Tag! da meine Gebeine zu den deinen werden hingelegt werden; vielleicht führt ihn die kommende Nacht herbei! O: ich seh' es mit Lust, wie mein grauer Bart schneeweiß über meine Brust herunter wallet. Ja, spiele mit dem weißen Haar' auf meiner Brust, du kleiner Zephyr! der du mich umhüpfest; es ist es so werth, als das goldene Haar des frohen Jünglings, und die braunen Locken am Nacken des aufblühenden Mädchens. O dieser Tag soll mir ein Tag der Freude seyn! Ich will meine Kinder um mich her sammeln, bis auf den kleinen stammelnden Enkel, und will den Göttern opfern; hier vor meiner Hütte sey der Altar; ich will mein kahles Haupt umkränzen, und mein schwacher Arm soll die Leier nehmen, und dann wollen wir, ich und meine Kinder, um den

Altar her Loblieder singen; dann will ich Blumen über meine Tafel streuen, und unter frohen Gesprächen das Opferfleisch essen.

So sprach Palemon, und hub sich zitternd von seinem Stab' auf, und rief die Kinder zusammen, und hielt den Göttern ein frohes Fest.

Geßner.

2. Die Erfindung des Saitenspiels und des Gesangs.

In der ersten Jugend der Tage, da die wenigen Bedürfnisse der Unschuld und die Natur unter den noch unverdorbenen Menschen die jungen Künste erzeugten, da lebt' ein Mädchen; in denselben Tagen war keines so schön, keines war so zärtlich gebildet, die Schönheiten der Natur zu empfinden; Freudenthränen begrüßten das Morgenroth und die schöne Gegend, und Entzücken das Abendroth und den Schimmer des Monds. Damals war der Gesang noch ein regelloses Jauchzen der Freude. So bald der frühe Hahn vor der Hütte rief, daß der Morgen da sey; denn da hatte sie sich zur Freude schon gesellige Thiere mit Speise vor die Hütte gewöhnet; dann gieng sie unter ihrem schützenden Dach hervor, ein Dach von Schilf und Tannästen, an den Stämmen nahe stehender Bäume befestigt; da wohnte sie im Schatten, und über ihr, in den dick belaubten Aesten, die singenden Vögel. Sie gieng dann hinaus, die Gegend zu sehen, wie sie im Thau glänzt, und den Gesang der Vögel im nahen Hain zu behorchen. Entzückt saß sie dann da, und horchte, und suchte ihren Gesang nachzulallen. Harmonischere Töne flossen jetzt von ihren Lippen, harmonischer, als noch kein Mädchen gesungen hatte; was ihre liebliche Stimme von eines jeden Gesang nachahmen konnte, ordnete sie verschieden zusammen. Ihr kleinen frohen Sänger: so sprach sie mit singenden Worten, wie lieblich tönt euer Lied von hoher Bäume Wipfeln und aus dem niedern Strauch! Könnt' ich dem glänzenden Morgen so lieblich wechselnde Tön' entgegen singen. O! lehrt mich die wechselnden Töne, dann sing' ich mein

sanftes Entzücken mit euch dem frühen Sonnenstrahl. So sang sie, und unvermerkt schmiegten ihre Worte sich harmonisch in süß-tönendem Maß nach ihrem Gesange; voll Entzücken bemerkte sie die neue Harmonie gemessener Worte. Wie glänzt der gesangvolle Hain! so fuhr sie erstaunt fort, wie glänzt die Gegend umher im Thau'! O du, der dieses alles schuf! wie bin ich entzückt! Jetzt kann ich mit lieblichern Tönen dich loben, als meine Gespielen. So sang sie, und die Gegend behorchte entzückt die neue Harmonie, und die Vögel des Haines schwiegen und horchten.

Alle Morgen gieng sie jetzt, die neue Kunst zu üben, in den Hain; aber ein Jüngling hätte sie lange schon in dem Hain behorcht; entzückt stund er dann im duftenden Busch', und seufzt' und gieng tiefer in den Hain, und sucht' ihr Lied nachzuahmen. Einsmals saß er staunend unter seinem Schilfdach, auf seinen Bogen gelehnt: denn er hatte die Kunst, den Bogen zu führen, erfunden, um die Raubvögel zu tödten, die seine Tauben ihm raubten, denen er auf dem nahen Stamm' ein Haus von schlanken Weidenästen geflochten hatte. Was ist das, so sprach er, das aus meinem Busen herauf seufzt, das so bang in meinem Herzen sitzt. Zwar wechselt es ab mit Entzücken und mit Freudenthränen, wenn ich das Mädchen im Hain' sehe und seinen Gesang höre; aber wenn sie weg ist, o dann, dann sitzt Schwermuth in meinem Busen! Ach! was ist es, das aus meinem Busen herauf seufzt? Indeß spielte seine Hand mit der angespannten Saite des Bogens, und ein lieblicher Ton gieng von der Saite, und der Jüngling horchte und wiederholt' erstaunt den Ton. Dann staunt' er, und dacht', eine neue Erfindung zu entwickeln, tief nach, und dann spielt' er wieder mit der angespannten Saite des Bogens, von den Gedärmen der Raubvögel geflochten. Aber jetzt sprang er auf, und fieng an Stäbe zu schneiden, zween lange Stäbe und zween kürzere, und die zween kürzern befestigt' er unten und oben gegen die zween längern Stäbe, und spannte, zwischen den zween längern, Saiten an die kürzern fest. Jetzt hub seine Hand an zu spielen; und da bemerkt' er die liebliche Verschiedenheit der Töne der schwächern und stärkern Sai-

ten; dann band er sie wieder los, und ordnete verschiedenere Saiten in eine harmonischere Reihe; und jetzt huber an zu spielen, und voll Freude zu hüpfen.

Jetzt gieng der Jüngling, so oft der Morgen kam, die neue Kunst zu üben, in den dichten Hain, und suchte zu den Liedern, die er von dem Mädchen im Hain gehorchet hatte, harmonisch begleitende Töne auf seinen Saiten. Aber man sagt, er habe lang umsonst gesucht, und viele Töne haben den Gesang nicht begleiten wollen; aber ein Gott sey im Hain' ihm erschienen, und habe die Saiten der Leier harmonisch geordnet, und seine Lieder ihm vorgespielt. Bei jedem Morgenroth' sucht' er jetzt das Mädchen im Hain' und lernte neue Lieder, und gieng dann an die Quelle zurück, auf seiner Leyer sie nachzuspielen.

An einem schönen Morgen saß das Mädchen im Hain; mit Blumen bekränzt saß es da, und sang: Sey gegrüßt, liebliche Sonne hinter dem Berg hervor! Schon bekränzen deine Strahlen der Bäume Wipfel auf den hohen Hügeln, und der frohen Lerche hochschwebendes Gefieder. Dir singen die Vögel des Hain's entgegen, und — Jetzt schwieg sie, und sah aufmerksam umher: Welche liebliche Stimme mischet sich in meinen Gesang? So rief sie erstaunt, sie begleitet jeden Ton meines Gesanges? Wo bist du? Warum schweigest du, Lied? Singe, liebliche Stimme! Bist du ein gefiederter Bewohner dieses Hain's, o so schwinge die Flügel hieher auf diesen Fichtenbaum, daß ich dich sehe und deinen Gesang höre! So sprach sie, und sah weit in den Wipfeln umher. Bist du schüchtern weggeflogen? Oder — diese Stimme hab' ich noch nie im Hain' gehört. Wenn ich mich betrogen hätte? Mich täuscht doch kein Traum? Ich will noch ein Lied singen: Seyd willkommen, liebe Blümchen umher! Gestern waret ihr Knospen, jetzt stehet ihr offen da; euch grüßen die lieblichen Morgenlüfte, und die summenden Bienchen, und der bunte Schmetterling; er flattert froh um euch her, und trinket euern Thau. So sang sie, oft unterbrochen, rund umherspähend; denn die Stimme hatte den Gesang wieder begleitet.

Jetzt stund sie schüchtern auf: Nein, ich habe mich nicht betrogen, jeden Ton hat die Stimme begleitet.

So sprach sie, als der Jüngling aus dem Gebüsche hervortrat, mit Blumen bekränzt, die Leier unter dem Arm. Lachelnd nahm er des schüchternen Mädchens Hand. O du schönes Mädchen! sprach sein sanft lächelnder Mund mit lieblicher Stimme; kein beflügelter Bewohner des Hain's hat deinen Gesang nachgesungen. Ich bin es, der deinen Gesang mit diesen Saiten begleitet. Alle Morgen gieng ich in den Hain, deinen Gesang zu hören; und dann gieng ich einsam tiefer in den Hain, die Lieder auf den Saiten zu singen; und glaube, Mädchen! mich hat's ein Gott im Hain gelehrt. Der flüchtige Blick des Mädchens streifte oft schüchtern über den Jüngling hin, und ruhete auf den Saiten. O schönes Mädchen! fuhr der Jüngling fort, indem sein Auge schmachtend sie anblickte, wie wär' ich entzückt, wenn du mir vergönntest, mit dir in den Hain zu gehen, an deiner Seite sitzend, deinem Gesang mit diesen Saiten zu folgen! Jetzt sah das Mädchen auf: Jüngling! sprach es, froh bin ich, wenn dein Saitenspiel meine Lieder begleitet; lieblicher wird es seyn als der Wiederhall; und jetzt komm mit mir unter mein schattichtes Dach, denn die Mittagssonne brennet schon; ich will in meinem düstern Schatten süße Früchte zum Mittasmahl dir auftischen, und frische süße Milch.

Jetzt gieng der Jüngling mit dem Mädchen unter das Dach, und sie lehrten die Jünglinge und die Mädchen den Gesang und das Saitenspiel. Erst lange hernach ward es von der Flöte begleitet; denn Marsyas brachte die Flöte unter die Waldgötter, welche die Erfinderin Minerva, im gerechten Zorn über den Spott der Göttinnen in den Sand warf. Man pflanzte da zween Bäume auf einen hohen Hügel dem Mädchen und dem Jüngling, und die späten Enkel erzählten den Kindern in ihrem Schatten die Erfindung des Saitenspiels und des Gesanges.

Geßner.

Siebenter Abschnitt.

Historische Darstellung.

1. Christophero Colombo, oder die Entdeckung von Amerika.

Der Entdeckungsgeist hatte im funfzehnten Jahrhundert bei den seefahrenden Europäischen Nationen, und besonders bei den Portugiesen, einen nicht zu ermüdenden Enthusiasmus erregt. Das bestimmte Ziel, das man jetzt dabei hatte, den Weg nach Indien, — diesem einzigen Urquell des Reichthums, nach den Vorstellungen der damaligen Zeit — zu finden, weckte die Gewinnsucht, und in ihr das Motiv, was vielleicht in dem Menschen die höchsten Anstrengungen und größesten Aufopferungen zu bewirken im Stande ist.

Die Unternehmungen der portugiesischen Seeabentheurer waren die Gegenstände des allgemeinsten Interesses und der gespanntesten Aufmerksamkeit. Durch sie wurde Portugall der Sammelplatz aller unternehmenden Köpfe, aller damaligen forschenden und handelnden Nationen.

Besonders zahlreich fanden sich daselbst Venetianer und Genueser ein, die bis dahin eben so für die geübtesten und einsichtsvollsten Seeleute gegolten hatten, als man ihnen den Ruhm der spekulativsten und reichsten Handelsleute zuerkannte. Unter den Genuesern, welche, aus ähnlichen Beweggründen, um diese Zeit in portugiesische Dienste traten, war auch Christophero Colombo, ein genuesischer Seefahrer, der bis dahin völlig unbekannt geblieben war, und sich auch hier noch eine Zeit lang unter der Masse der Abentheurer dieser Art verlohr. Sein Nahme war höchstens den Seefahrern seiner Nation bekannt, und noch durch nichts berühmt, da er als Weltenentdecker auftrat, und durch das, was er verhieß, noch mehr aber durch das, was

er leistete, schnell einen so hohen Grad von Merkwürdigkeit erlangte. Seine ersten Lehrjahre verlebte er, nach damaliger Gewohnheit, auf venetianischen Handelsschiffen, welche die Häfen des Mittellandischen Meeres besuchten. Bald aber ermüdete sein thätiger Geist in der Einförmigkeit dieses Kreislaufs, und nun wagte er sich auf die höhere Schule der damaligen Seefahrer, die Schifffahrt auf dem Nordischen Meere.

Im Jahre 1464 finden wir ihn an den Küsten von Island, welche damals, besonders von den Engländern, der Fischerei wegen, schon von Zeit zu Zeit besucht wurden. Er segelte selbst nach jenseits der Insel, einige Grade über den Polarzirkel, hinaus; und entwickelte auch hier schon seine Anlagen zu einem kühnen und geschickten Seefahrer. — —

Nach seiner Zurückkunft gesellte er sich zu einem Verwandten gleiches Namens, der ein kleines Geschwader auf eigne Kosten unterhielt, und damit bald gegen die Muhamedaner, bald gegen die Venetianer kreuzte. Bei diesen Streifzügen, die, in der damaligen Zeit, für eben so rechtmaßig und rühmlich gehalten wurden, als sie Gefahr und Mühe belohnend waren — fand er mannigfaltige Gelegenheit, seine Talente, als Seefahrer und als Krieger, auszubilden, auch ein kleines Vermögen zu erwerben. Doch sein Schicksal entriß ihn, schon nach einigen Jahren, dieser Verbindung, um ihn seiner höhern Bestimmung näher zu rücken. — In einem hartnäckigen Gefechte mit einigen sehr reich beladenen, aus den Niederlanden zurückkehrenden Schiffen, gerieth das Fahrzeug, worauf sich Colombo befand, — eben als es im Begriff war zu entern — in Brand. — Das schnelle Umsichgreifen der Flamme schien das Schiff und die Mannschaft einem unvermeidlichen Verderben preis zu geben. Colombos Entschlossenheit und Kühnheit zeigte ihm indessen einen Weg zur Rettung. Man war etwa zwei Seemeilen weit von der portugiesischen Küste entfernt. Colombo stürzte sich in das Meer, ergriff ein schwimmendes Ruder, und arbeitete sich, mit Hülfe desselben, der Küste zu, wo er Rettung und Sicherheit fand. In Lissabon, wohin er sich zunächst begab, traf er seinen Bruder Bartholomäo, und eine beträchtliche Anzahl seiner Landsleute

an, die sich theils in portugiesischem Seedienst befanden, theils sich hier als Kaufleute niedergelassen hatten. — Bei einem Seefahrer, der in seinem Vaterlande nichts zu verlieren, und dessen kühner unternehmender Sinn die Seefahrten der Portugiesen, schon aus der Ferne her, mit großer Theilnehmung beobachtet hatte; bei seinem Durst nach Kenntnissen und nach Thaten, bedurfte es keiner Ueberredung, um ihn zu bewegen, in Portugall zu bleiben, und in dem eben so ehrenvollen als belohnenden Seedienste dieses Staats sich Auszeichnung und Wohlstand zu erwerben. — Indessen scheint es, daß er hiezu nicht so bald, als er erwarten mochte, Gelegenheit gefunden. Wenigstens finden wir ihn nur auf kleinern Fahrten, zwischen der portugiesischen Küste und den Inseln Madeira und Porto Santo. Auf der letztern machte er die Bekanntschaft der Donna Philippa Muniz von Perestello, deren Gunst er gewann, und mit der er sich verheirathete. — Sie wurde die Veranlassung zu seiner fernern Ausbildung, und zum Theil auch die mittelbare Ursach seiner nachherigen großen Unternehmungen. Mit ihr erhielt er zwar keine sehr große Schätze an Gold und Gütern, aber einen, von ihm gewiß noch weit höher geachteten Schatz, an schriftlich niedergelegten Beobachtungen und Seekarten, die seine Wißbegierde eben so befriedigten, als entflammten, und deren Studium die Ueberzeugungen und Entwürfe hervorbrachten, durch deren Anwendung und Ausführung er wurde und bewirkte, was er geworden ist und bewirkt hat. — Das Studium, worauf er hiedurch geleitet ward, und die Muße, die ihm verstattete, seinen Spekulationen nachzuhängen, bestärkten ihn in gewissen schon früher gefaßten Ideen nur noch mehr, und gaben ihm Gelegenheit, sie zu einem förmlichen Systeme auszubilden; wodurch jene vollendete Ueberzeugung, zugleich mit dem festen Willen, bei ihm entstand, die weder durch Zweifel, Unglauben und Spott, noch durch Zurückweisung, Schwierigkeiten und Hindernisse wankend gemacht werden konnte.

Das Studium der alten Geographen und der neuern Reisebeschreibungen hatte ihn schon früher auf die Idee geführt: daß Asien sich weiter hin ausdehnen müsse, als man allgemein annehme, und Niemand genau anzugeben

wußte. — Von der sphärischen Gestalt der Erde hatte er richtigere Begriffe, als damals die gemeinen waren. Da alles bekannte Land sich auf der einen Hemisphäre befand, so schien, aus der Erhaltung des Gleichgewichts des ganzen Erdkörpers, zu folgen, daß sich ein verhältnißmäßiger Landtheil auch über die andre hinstrecke. — Für dieß vorausgesetzte Land einen besondern, von den übrigen durch das Meer getrennten, Welttheil anzunehmen, dazu fand Colombo in seinem Vorstellungskreise nicht den geringsten Grund. Vielmehr schienen die dunkeln Ideen von großen unbekannten Landstrichen in Asien, und einer nicht genau anzugebenden Ausdehnung dieses Welttheils, weit natürlicher dahin zu führen, daß er sich von Osten wieder nach Westen hinum ausdehne, und einen großen Theil der dort bisher angenommenen Meeresfläche bedecke. — Hieraus folgte nun ganz natürlich: daß, wenn man von Portugall aus westwärts segele, man nach Asien gelangen müsse. — Um so leichter mußten nun die neuen Beweise, die er erhielt, seine Ueberzeugung vollenden und zur völligsten Evidenz erheben. Zu denen, welche ihm die Papiere und Seekarten seines Schwiegervaters lieferten, kamen noch andere, für ihn nicht minder überzeugende. — Ein portugiesischer Seefahrer, den der Zufall weiter westwärts getrieben hatte, als man damals zu segeln pflegte, hatte ein künstlich geschnitztes, durch den Westwind herbei getriebenes Stück Holz in der See schwimmend gefunden. Ein ähnliches Stück Holz hatte Colombo's Schwager an der Westküste von Madeira aufgegriffen. Eben da fand man auch, durch denselben Wind herbeigetrieben, große abgeschnittene Röhre. An den Küsten der Azoren wurden, ebenfalls durch anhaltenden Westwind, ganze, mit den Wurzeln ausgerissene Bäume, einst auch sogar zwei Menschenkörper von völlig unbekannter Gestalt und Bildung angetrieben. — Hierzu kamen die Beobachtungen, die Colombo selbst auf seinen Fahrten über die Richtung und Wechsel der Winde gemacht hatte, und die ihm, nach seiner Erfahrung, für einen nicht minder wichtigen Beweis galten, daß, nicht fern nach Westen zu, ein bisher unbekanntes Land vorhanden seyn müsse. — So schien, nach den Kenntnissen der damaligen Zeit, mit Grunde nichts dagegen einge-

wandt werden zu können, daß jenes nicht sehr entfernte westwärts liegende Land Indien sey, und daß man folglich, durch Segeln nach Westen zu, nach Indien müsse gelangen können. — Nun hatten die Portugiesen, in einem steten Kampfe mit unsäglichen Schwierigkeiten, mehr als ein halbes Jahrhundert zugebracht, auf einer südöstlichen Fahrt den Weg nach diesem gelobten Lande zu finden; und noch war es ihnen nicht gelungen, nur bis an die äußerste Spitze von Afrika vorzudringen. Gelang ihnen dies aber auch, so war doch klar, daß der Weg, den sie hier finden würden, sehr lang, und nach der damaligen Art zu segeln, sehr gefahrvoll seyn müsse. — Eine Fahrt gegen Westen zu, queer über das Meer, mußte, zu eben dem Ziele, einen weit nahern und sichrern Weg darbieten, und die Erforschung dieses Wegs ein eben so verdienstliches und belohnendes Unternehmen seyn. Nachdem langes und oft wiederholtes Durchdenken diese Ideenverbindung bei Colombo zur unumstößlichsten Ueberzeugung erhoben hatte, erzeugte sich nun auch der eben so felsenfeste Entschluß, sie durch die Ausführung zu bewähren. Allein so sicher ihm dies Unternehmen schien, so erforderte es doch eine Rüstung, die sein mäßiges Vermögen weit überstieg. Auch mußte es, wenn es gelingen, und den beabsichtigten Erfolg haben sollte, unter einer höhern Autorität geschehen. Er dachte also zunächst darauf, sich diese Unterstützung und Autorität zu verschaffen, und wandte sich deshalb zuvörderst an die Regierung seines Geburtslandes, dem er es schuldig zu seyn glaubte, die Ehre dieser Entdeckung und der daraus zu ziehenden unermeßlichen Vortheile vor andern zuzuwenden. — Allein Colombo sollte, für diesen seinem Vaterlande geschenkten Vorzug, nichts erhalten, als eine kränkende Bestätigung für den alten Erfahrungssatz, daß ein Prophet in seinem Vaterlande nichts gelte. Man wußte hier nichts mehr von ihm; und nahm sich auch nicht die Mühe, weder ihm, noch seinen Vorschlägen weiter nachzuforschen. — — Die Genueser waren nur Handelsleute, und als solche gewohnt, in dem althergekommlichen Gleise ruhig fortzugehen. Wissenschaftliche Kenntnisse waren ihnen so fremd und verächtlich, wie sie dem handwerksmäßigen Kaufmanne zu allen Zeiten

waren

waren und überall sind. Die Schifffahrt wurde von ihnen nur als Transportmittel für ihre Waaren getrieben, und nur als solches kultivirt. — Daß von dem Unternehmen der Portugiesen, für ihren Indischen Handel, etwas zu fürchten seyn solle, schien ihnen chimärisch und lächerlich: und eben so ungereimt, aus Colombo's chimärischem Vorschlage Vortheile für denselben zu erwarten. Sie kannten und fürchteten keine Rivale, als die Venetianer, und auf diese war daher ihre stete ausschließende Aufmerksamkeit gerichtet. — Diese Eigenthümlichkeiten machten die Zurückweisung für Colombo weniger kränkend; auch scheint es nicht, daß sie einen sehr tiefen Eindruck auf ihn gemacht habe. — Vielleicht sah er es sogar gern, nun unter Autorität eines einsichtsvollen, als Beförderer solcher Unternehmungen bewährten Monarchen, und mit so geübten und erprüften Seefahrern, wie er sie nur in seinem jetzigen Vaterlande, Portugall, finden konnte, sein großes Vorhaben zur Ausführung bringen zu können. Denn daß auch Johann der Zweite, der erst vor kurzem einen Pedro de Covillam und Alphonso de Payra zu Lande nach Abyssinien, und den Bartholomäo Diaz zur See nach Indien gesandt hatte, so ungezweifelt vortheilhafte Vorschläge ebenfalls zurückweisen werde, ließ er sich wohl von ferne nicht in den Sinn kommen. — Colombo war dem Könige bereits von einer nicht unvortheilhaften Seite als Seemann bekannt; um so eher konnte er wenigstens Aufmerksamkeit und sorgfältige Prüfung seiner Vorschläge erwarten. — Hierin fand er sich auch nicht betrogen. Johann widmete ihnen beides: und da er, ob wohl keineswegs ganz ohne Kenntnisse dieser Art, sich doch nicht Einsicht und Erfahrung genug zutraute, um darüber zu entscheiden, so übertrug er die nähere Prüfung derselben den Männern, denen er die meiste Fähigkeit einer richterlichen Entscheidung zutraute, und die er gewöhnlich zu Rathe zu ziehen pflegte. — Diese waren: der Bischof von Ceuta, und zwei jüdische Aerzte, die in dem Rufe standen, große Cosmographen zu seyn. — Diesen drei Männern war auch die Aufsicht über die Entdeckungsreisen anvertraut, und der Plan, nach welchem man dabei verfuhr, rührte zum Theil von ihnen her, und war wenigstens völlig von

ihnen gebilligt. Natürlich waren sie nun auch für diesen Plan, und eben so natürlich gegen jeden andern eingenommen, der von diesem abwich, oder gar ein entgegengesetztes Verfahren angab. Und ein empirischer Seemann — denn dafür galt ihnen Colombo nur — sollte einsichtsvoller seyn, als so große gelehrte Cosmologen! Schon vor der Untersuchung stand daher bei ihnen die Ueberzeugung, oder vielmehr der Schluß fest, daß des Colombo Plan nichts tauge und verworfen werden müsse. — Indessen, da der König nicht der Mann war, den man mit Machtsprüchen abfertigen konnte, so suchten sie sich für diesen einen genugthuenden Beweis zu verschaffen; auf alle Fälle aber doch sich die Ehre einer Entdeckung zu sichern. — Nicht nur bemühten sie sich demnach, durch die sorgfältigsten mündlichen Nachforschungen, Colombo's Ideen auf das vollständigste herauszubringen; sondern sie verlangten auch, unter dem Vorwande dieselben im Zusammenhange mit mehr Muße zu prüfen, eine schriftliche Darstellung seines Systems und Vorschlags von ihm. — Colombo, arglos, wie große Charaktere sind, und voll Eifer, jedermann, und besonders diese Männer — auf das vollkommenste zu überzeugen, säumte nicht, den verlangten Aufsatz einzureichen; und hinterlistig überlieferten die Commissarien diesen dem Steuermann einer bereits fertig liegenden Caravelle, mit dem geheimen Auftrage, nach der Anleitung dieser Schrift, den angegebnen Weg aufzusuchen; oder wenigstens einen scheinbaren Versuch zur Aufsuchung desselben zu machen. — Diese geheime Expedition geschah mit Wissen und Willen des Königs, dem man sie, als das sicherste Mittel, hinter die Richtigkeit der angeführten Thatsachen und Voraussetzungen zu kommen, vorgespiegelt hatte. Colombo wurde sie natürlich mit der größesten Sorgfalt verborgen. Man setzte die Conferenzen mit ihm fort, und hielt ihn auch so lange hin, bis der ausgesandte Seefahrer wieder zurückgekommen war. — Da es den Commissarien gar nicht darum zu thun gewesen war, Colombo's Plan bewahrt zu finden; so hatten sie auch bei der Wahl des Schiffers, dem sie diesen Auftrag gaben, auf nichts weniger, als darauf gesehen, ob er die erforderlichen Kenntnisse, so wie den nöthigen guten Willen, zur Ausfüh-

rung eines solchen Geschäfts besitze? Der Schiffer, der wahrscheinlich recht gut wußte, worauf es eigentlich angesehen war, kreuzte eine Zeit lang in den angewiesenen Gewässern, ohne sich sonderlich über die Azoren hinaus zu wagen, kehrte dann nach Portugall zurück, und erklärte: daß er nichts habe entdecken können, was die Angaben Colombo's bewahre, und die Nähe eines Landes gegen Westen ankündigte: daß aber, auch wenn dergleichen statt finden sollte, doch die Fahrt dahin höchst gefährlich, ja unmöglich, der ganze Plan also unausführbar und chimärisch wäre. Nunmehr wurde diese Expedition, so wie ihr Zweck und ihr Erfolg, nicht weiter als Geheimniß behandelt, und blieb daher auch Colombo nicht länger verborgen. Man begreift, daß er sich dadurch auf das äußerste gekränkt und beleidigt finden mußte. Sein Zorn war nicht blos gegen die Commissarien, sondern auch gegen den König gerichtet, dem er — wohl nicht mit Unrecht — seinen Antheil an dieser hinterlistigen Verfahrungsart noch höher, als jenen die Angabe derselben, anrechnete. Er hielt ihn nun der Ausführung dieser großen und ehrenvollen Unternehmung unwürdig; und da um diese Zeit seine Frau gestorben war, so faßte er um so leichter den Entschluß, Portugall zu verlassen, und sich an andre Europäische Mächte, — zunächst nach Spanien — zu wenden. — Diesen Entschluß auszuführen eilte er um so mehr, da es hieß, der König sey durch den Bericht des abgeschickten Seefahrers nicht völlig befriedigt worden, sondern vermuthe Unwissenheit und bösen Willen; und nun zu befürchten stand, daß man einem andern geschicktern Seefahrer diesen Auftrag geben, und dem Columbus dann wirklich diese Ehre und zugleich den davon gehofften Nutzen entziehen möchte. — Christophero's Bruder, Bartholomäo, der bisher bei ihm gelebt und seine Studien und Beschäftigungen mit ihm getheilt hatte, war, wie er, von der Richtigkeit seiner Theorie überzeugt, und wie er, für die Ausführung derselben mit Enthusiasmus erfüllt. Wie diese Ideen und Bestrebungen, so theilte er auch jetzt mit ihm den Entschluß, Portugall zu verlassen, und in einem andern Staate die Hülfsmittel zur Ausführung dieses großen Unternehmens zu suchen. — Beide wandten sich zunächst nach Spanien,

und kamen gegen das Ende des Jahres 1484 zu Palos in Andalusien an. Christophero übergab hier seine Söhne dem Kloster Rabida zur Erziehung, und dies gab Veranlassung zu einer freundschaftlichen Verbindung mit dem Prior desselben, die ihm in der Folge sehr nützlich wurde. Spanien war damals noch in zwei Reiche, Castilien und Arragonien, abgetheilt. Jenes beherrschte Isabelle, dieses Ferdinand; durch das Band der Ehe mit einander eng verbunden, als Herrscher indessen so völlig von einander unabhängig, als am Geiste und Charakter von einander verschieden. — Isabelle war eine Frau von durchdringenden richtigem Verstande, und — trotz ihrer Bigotterie — in jedem andern Betracht von einer vorurtheilsfreien und liberalen Sinnesart. Sie hatte einen zarten und sichern Takt für die Unterscheidung außerordentlicher Menschen, und war fähig, große und kühne Ideen aufzufassen, und sich für die Ausführung derselben zu interessiren. Dabei hatte sie aber eine sehr hohe Idee von dem Verstande und Einsichten ihres Gemahls, und sich sowohl dadurch, als durch ihre Gefälligkeit und Güte gewöhnt, nichts ohne seinen Rath und seine Zustimmung zu unternehmen, und sogar oft ihre Einsichten den seinigen unterzuordnen. Auch pflegte sie, obgleich Ferdinand nicht eigentlich zum Mitregenten in Castilien angenommen war, doch alle öffentliche Akten von Wichtigkeit von ihm mit unterzeichnen zu lassen.

Ferdinand hingegen war bekanntlich der engherzigste, kleinste, eigennützigste, mißtrauischste Mensch, der vielleicht jemals auf einem Königsthrone gesessen hat. Nur von seinem engherzigen Egoismus geleitet, hatte er für nichts Sinn, als wovon der Gewinn sogleich sicher und nahe in die Augen leuchtete. — Stets zur Intrigue und Täuschung geneigt, setzte er dergleichen auch bei jedem andern voraus, und war stets bereit, allen Vorschlägen und Angaben mit dem unversöhnlichsten Mißtrauen zu begegnen. — Bei ihm war also für Colombo's Plan, anstatt Unterstützung, sicheres Gegenstreben zu erwarten, schon deshalb, weil er neu war, weil er von einem in Spanien unbekannten Mann herrührte. Ueberdies war der Zeitpunkt, in welchem Colombo in Spanien auftrat, nichts weniger als günstig. — Beide Regenten hatten

damals ihre Gedanken und Kräfte auf die Ausführung eines Unternehmens gerichtet, welches die höchste Anstrengung erforderte, und beiden von der größesten Wichtigkeit zu seyn schien. Dies war die Belagerung von Granada und die Vernichtung des letzten maurischen Reichs in Spanien; ein Unternehmen, welches die Aufmerksamkeit aller Großen des Hofs und Staats fast ausschließlich beschäftigte, weil sie dabei fast alle, mehr oder weniger, interessirt waren. — Sodann war der Aufzug, in welchem Colombo erschien, nichts weniger als so beschaffen, daß er dadurch gleich anfangs die Aufmerksamkeit hätte auf sich ziehen können. Er war zwar nicht arm, aber auch nicht reich. Er trat nicht wie ein Vagabunde auf; aber konnte sich auch nicht als einen Mann von großer Bedeutung geltend machen. Sein Aeußeres war einfach und nicht ohne einigen Anstrich von seiner seemännischen Erziehung. Er war wohlgebildet, und trug den Ausdruck des Muths und der Entschlossenheit unverkennbar auf seiner offnen Stirn. Er sprach zwar mit Klarheit und Nachdruck, aber kunstlos, und ohne den Zauber gefälliger Gebehrden und feiner Wendungen. Er erschien ohne Gefolge, ohne vieles Gepäck, und ohne den Glanz von Kostbarkeiten und Kleinodien. Immer bedurfte es nicht einmal des Stolzes der spanischen Grandezza, um ihn über die Achseln anzusehen, und nicht des argwöhnischen Gemüths Ferdinands, um in ihm einen bloßen Glücksritter und Projektenmacher zu erblicken. — Man darf annehmen, Colombo verkannte nicht diese ungünstigen äußern Umstände, und die Schwierigkeiten, die ihm daraus erwachsen müßten. Allein sie vermochten nicht sein Selbstgefühl und sein Vertrauen, auf die Güte seiner Sache, in dem Grade zu schwächen, oder zu erschüttern, daß sie ihn hätten abhalten können, wenigstens einen Versuch zu wagen. Es ist eine bekannte Eigenthümlichkeit großer Geister und Charaktere, daß sie gewöhnlich durch das gereizt werden, wodurch sich schwächere Gemüther zurückgeschreckt fühlen. — Dadurch wird es wahrscheinlich, daß es des bedenklichern Bartholomäo eigne Idee war, während Christophero sein Heil in Spanien versuchen würde, sich nach England und Frankreich zu begeben, um hier auf allen Fall vorläufig anzubauen. —

So gut berechnet diese Maßregel war, so entsprach doch der Erfolg der Erwartung nicht. Das Schicksal hatte beschlossen, daß diese beiden großen Männer ihre ungewöhnliche Kraft auch an außerordentlichen Hindernissen prüfen sollten. Das Schiff, worauf Bartholomäo sich befand, wurde von Seeräubern genommen, und er mit allen seinen Gefährten zu Gefangenen gemacht. — Mehrere Jahre lang theilte er das Loos aller übrigen zur Sklaverei verdammten, bis ihm ein Zufall seine Freiheit wieder verschaffte, und ihn, jedoch alles seines Eigenthums beraubt, an die Küste von England warf. — In diesem Zustande sich bei Hofe und den Großen des Reichs zu melden, war nicht thunlich; doch zwang ihn die Nothwendigkeit, zuerst auf die Erwerbung seines Unterhalts bedacht zu seyn. Er fand ihn, durch Anwendung seiner großen Geschicklichkeit in der Verfertigung von Karten und Globen, nicht nur nothdürftig, sondern auch bald reichlich genug, um sich in den Stand setzen zu können, mit Anstand bei Hofe und vor dem Könige zu erscheinen. — Doch war hierüber viel Zeit verloren gegangen, in der er weder Gelegenheit gefunden hätte, für seinen Zweck etwas zu thun, noch seinem Bruder von seinem Zustande Nachricht zu geben. Dieser hatte sich, gleich nach seiner Abreise nach Cordua', an den Hof der Königin Isabelle begeben, und war hier glücklich genug gewesen, in dem Groß-Schatzmeister von Castilien, Don Alphonso Quiniganiglia, einen Beschützer zu finden. Durch ihn wurde er der Königin mit Nachdruck empfohlen. — Isabelle nahm ihn mit der Achtung auf, die diese Empfehlung veranlaßt hatte, und seine Persönlichkeit an sich schon einzuflößen im Stande war. Ein so feiner und richtiger Verstand, wie Isabellens, konnte die ruhige Größe, die in diesem Manne lag, nicht verkennen. Sein bescheidenes Selbstvertrauen, der stille Ausdruck hoher verborgner Kraft in seinem ganzen Wesen, seine einfachen, von Ungeschliffenheit und Hochmuth eben so weit, als von Kriecherei und windiger Höflichkeit entfernte Sitten; — vor allen aber seine reine Religiösität und genaue Beobachtung aller äußern Pflichten des Gottesdienstes, konnten auf die eben so schwärmerisch-fromme, als fein fühlende Isabelle nicht ohne Eindruck bleiben. — Durch Quinta-

nigsia aufgemuntert, übergab nun Colombo seinen Vorschlag und sein Gesuch in einem schriftlichen Aufsatze, in welchem er sich jedoch vorläufig nur im Allgemeinen darüber erklärte. — Er fühle in sich einen Trieb, die Entdeckung Indiens zu unternehmen, und dies sey es, wozu er die Unterstützung der Königin und ihres Gemahls sich erbitte. Er wisse zwar wohl, daß sein Entwurf manchem lächerlich erscheinen werde; hoffe aber gleichwohl, wenn ihm die Mittel dazu gereichet würden, ihn, allen Hindernissen zum Trotz, zur Ausführung zu bringen. — Die Königin nahm diese Bittschrift sehr gut auf, und verfügte, daß die Ideen und Vorschläge Colombo's von sachkundigen Männern näher und sorgfältiger geprüft, und er während dieser Zeit auf ihre Kosten unterhalten werden solle. — Gewohnt, in dem Geiste der damaligen Zeit, alle Kenntnisse und Wissenschaften bei den Geistlichen vorauszusetzen, übertrug sie dies Geschäft ihrem Beichtvater, Ferdinando de Talavera, der denn noch einige seines Gleichen zu Rathe zog, und auf diese Weise eine Commission bildete, vor welche Colombo entboten wurde, um über seinen Vorschlag nähere Auskunft zu geben. — Leider! aber waren diese Männer eben so wenig geneigt, als fähig, das ihnen übertragne Geschäft mit Unpartheilichkeit und Ernst zur Ausführung zu bringen. Sie waren viel zu wenig mit den nöthigen Vorkenntnissen ausgerüstet, und viel zu sehr von ihrer Einsicht und Weisheit eingenommen, als daß sie im Stande gewesen wären, und es der Mühe werth hätten finden können, in Colombo's Ideen gehörig einzudringen. Auch war ihnen dies durch Colombo selbst erschwert, indem die Erinnerung an die Hinterlist, die man sich in Portugall erlaubt hatte, diesen abhielt, ihnen seine Ideen in der ganzen Klarheit und Vollständigkeit vorzulegen, in welcher er sie in seinem hellen und richtigen Verstande ausgebildet hatte. — Die Commissarien, anstatt seine Vorschläge mit Unpartheilichkeit zu prüfen, zeigten sich daher gleich vom Anfang an als seine erklärten Gegner. Alle dünkten sich hochgelehrt zu seyn, und hielten sich überzeugt, die Sache längst ergründet zu haben, über welche ihnen jetzt ein unbekannter genuesischer Seefahrer neue Aufschlüsse zu geben die Vermessenheit zeigte. — —

Unter unzähligen Conferenzen vergieng ein Jahr nach dem andern, ohne daß Colombo seinem Ziele einen Schritt näher gekommen wäre, oder auch nur eine Entscheidung auf sein Gesuch hätte erhalten können. Endlich, nach Verlauf von fünf Jahren, stattete Talavera einen Bericht an die Königin ab, der dieselben Aeußerungen als Endurtheil enthielt, welche man Colombo als Einwürfe entgegengestellt hatte. — In Folge desselben wurde Colombo — in den hulvreichsten Ausdrücken — von Seiten der Königin dahin beschieden: daß man, vor Beendigung des Krieges gegen die Mauern, an keine neue und kostspielige Unternehmung denken könne. Wolle er sich bis dahin gedulden, so würde man dann seine Vorschläge vielleicht mit mehrerer Muße in Erwägung ziehen können. — So waren also fünf kostbare Jahre der Geduld, Ertragung und des Ausharrens unnütz dahin, und Colombo sahe abermals seine Hoffnungen an der Unwissenheit und dem bösen Willen scheitern. — Aus Verdruß, hauptsächlich über den unersetzlichen Verlust einer so kostbaren Zeit, verließ er sogleich das königliche Hoflager, und begab sich nach Sevilla. Sein festes Gemüth und seine vollendete Ueberzeugung, von der Güte und Wichtigkeit seiner Sache, ließen ihn immer noch nicht zweifeln, daß sie endlich den Sieg davon tragen werde.

Auch bei einigen Großen, an welche er sich nun wandte, erhielt Colombo Entschuldigungen, anstatt Gewährung seines sehnlichen, immer heißer werdenden Wunsches. Mit dieser Zurückweisung verschwand nun auch die letzte Hoffnung, ihn von Spanien gewährt zu sehen, völlig. Jetzt war sein Augenmerk auf England und Frankreich gerichtet. Allein weder in dem einen, noch dem andern dieser Staaten waren ihm sichere Aussichten eröffnet. — Von seinem Bruder hatte er nicht nur keine aufmunternde, sondern überhaupt keine Nachrichten erhalten. Er vermuthete daher, er müsse auf irgend eine Weise verunglückt seyn, und entschloß sich (1591) selbst zunächst nach England zu gehen, um dort sein Heil zu versuchen. — Unverzüglich traf er alle Anstalten zu dieser Reise, und begab sich nach dem Kloster Rabida, um seine Kinder zu besuchen, und wegen ihres Unterhalts während seiner Abwesenheit die nöthigen Verfügungen zu

treffen. — Hier fand er seinen Freund, den Prior Juan Perez, der mit dem lebhaften Mißvergnügen die Ursach seines Besuchs von ihm erfuhr, und alles anwandte, um ihn von der schleunigen Ausführung seines Vorsatzes zurückzuhalten. — Perez war der Königin persönlich bekannt und von ihr geachtet. Er entschloß sich daher, an sie zu schreiben, und sie auf den Ruhm und die Vortheile aufmerksam zu machen, welche ihr Reich durch die Entfernung Colombo's und die Vernachlässigung seiner Vorschläge verlieren würde. Er that dies mit aller der Wärme und Klarheit, die seine Ueberzeugung von der Güte der Sache Colombo's und seine Freundschaft für ihn, verbunden mit seinem Patriotismus, bei ihm bewirkt hatte. — Daß diese Vorstellung nicht ohne Wirkung geblieben sey, bewies die bald erfolgte Antwort der Königin, die dem Prior zu erkennen gab, daß sie sich mit ihm, über den Inhalt seines Briefs, zu besprechen wünsche, und ihn daher einlade, in das Lager von Santa Fe, welches durch die lange Dauer der Belagerung von Granada zu einer Art von Flecken geworden war, und wo die Königin sich damals aufhielt, zu kommen. — Auf diese Unterredung folgte nun eine Einladung an Colombo selbst, und zugleich die Uebersendung einer kleinen Geldsumme zu seiner Equipirung und Bestreitung der Reisekosten. Colombo säumte nicht, diesem Befehle unverzüglich Folge zu leisten. Mit der Wiederbelebung des Interesse's für ihn, wurde auch die Theilnahme und Protektion seiner frühern Beschützer und Freunde am Hofe wieder belebt. Alonso de Quintaniglia und einige Andere, bemühten sich auf das lebhafteste, den Kreis seiner Freunde und Beförderer zu erweitern, und besonders Personen von Ansehen und Einfluß in denselben zu ziehen. — Allein das Schicksal hatte es anders beschlossen. Während er nach Palos zurückkehrte, überlieferte sich die Stadt Granada nach einer so langen und hartnäckigen Vertheidigung dem Sieger. Der Krieg mit den Mauren wurde dadurch beendet, ihre Unterwerfung vollendet, und die Königin und der ganze Hof mit Freude erfüllt. — Diese günstige Stimmung benutzten die beharrlichsten und thätigsten unter Colombo's Freunden am Hofe, um die Königin zur Annahme der Vorschläge und Forderungen ihres Schütz-

kings zu bewegen. — In einer hierauf folgenden Unterredung wußten sie auf eine sehr geschickte Weise den Eindruck zu verstärken, den derselbe bereits, zu Gunsten seines Zweckes, hervorgebracht hatte. Es gelang ihnen, alle ihre, von ihrem Gemahl hauptsächlich herrührende, Zweifel und Bedenklichkeiten zu heben, und ihr Gemüth selbst bis zu einer Art von Enthusiasmus, für die Sache ihres Freundes, zu erwärmen. Eine Hauptschwierigkeit war immer noch der erforderliche Aufwand, der, so wenig er an sich beträchtlich genannt werden konnte, doch, in dem damaligen Zeitpunkte, als unerschwinglich erscheinen mußte. Der hohe Sinn der Königin wußte indessen jetzt, da sie für die Sache gewonnen war, dies Hinderniß auch leicht zu heben. Sie erbot sich, ihre Juwelen herzugeben, um durch die Verpfändung derselben die nöthige Summe herbeizuschaffen. — Sogleich wurde nun ein Hofbedienter als Eilbote an Colombo abgesandt, der ihn auch noch unterwegs antraf, und ihn, im Namen der Königin und seiner Freunde, zur schleunigen Rückkehr nach Santa Fe aufforderte. Colombo wurde zwar dadurch überrascht, aber noch nicht sehr erfreut. Er war schon einmal unter Versprechungen zurückberufen worden, und der Erfolg war der gewesen, der ihn noch jetzt mit tiefem Mißmuthe erfüllte. Indessen weigerte er sich doch nicht, der erhaltnen Einladung zu folgen, und kehrte, zwischen Hoffnung und Mißtrauen schwebend, an den Hof zurück. — Bei seiner Ankunft wurde er sogleich der Königin vorgestellt, und von ihr auf eine Weise empfangen, die alle Zweifel und Besorgnisse schnell aus seiner Seele entfernten. Ihr Betragen gegen ihn, ihre Aeußerungen über seinen Vorschlag, die Anstalten, die er unverzüglich verfügen und treffen sah, die Zuversicht seiner Freunde, erfüllten auch ihn schnell wieder mit der heitersten Stimmung und dem lebhaftesten Enthusiasmus. Alle Kräfte seiner Seele waren neu belebt, alles schien ihm leicht, und alles bereits vollendet. Der Vertrag zwischen der Königin und ihm wurde leicht zu Stande gebracht und (am 17. April 1492) unterzeichnet. In demselben wurde ihm die Würde eines Groß-Admirals in allen von ihm zu entdeckenden Meeren, Inseln und Theilen des festen Landes, ingleichen für eben diese Länder und Inseln

die Würde eines Vicekönigs, beide auch auf seine Nachkommen erblich übertragen; auch ihm und seinen Erben der zehnte Theil des durch Produktion und Handel aus den zu entdeckenden Ländern zu ziehenden Gewinns verwilligt. König Ferdinand war zwar in der Vertragsurkunde mit genannt, auch hatte er sie mit unterzeichnet; allein es geschahe dies nur der bestehenden Observanz zufolge, denn er war und blieb jetzt nicht weniger erklärter Gegner dieser Unternehmung, als vorher, und von allem Antheile daran entfernt. Indessen waren und wurden die Zurüstungen zu dieser nun volle acht Jahre ersehnten und bearbeiteten Expedition mit dem größten Eifer und rastloser Thätigkeit betrieben. Die nöthigen Anstalten wurden bald zu Stande gebracht; die eigentliche Ausrüstung Colombo'n persönlich und allein überlassen. — Am 12ten Mai nahm Colombo von dem Könige und der Königin Abschied, und begab sich nach Palos, wo die Ausrüstung der für ihn bestimmten Schiffe betrieben wurde. Das ganze für Colombo bestimmte Geschwader bestand aber nur aus drei kleinen Fahrzeugen, die nicht viel größer, als große Böte, waren. — Die auf alle drei vertheilte Mannschaft bestand, nach der Angabe einiger, aus hundert und zwanzig, nach andern aber nur aus neunzig Köpfen. Zu den Matrosen, welche die bei weitem größeste Zahl ausmachten, hatten sich einige Abentheurer, als Freiwillige, gesellt. Auch hatten sich einige Edelleute vom Hofe der Königin, auf Befehl dieser, mit am Bord begeben. — Die kleine Flotte war auf zwölf Monate mit Lebensmitteln versehen. Dies war die Rüstung, die eine Königin von Castilien damals für die Kräfte des Staats unerschwinglich fand, und womit ein Admiral derselben ihm selbst unbekannte Meere zu befahren, und ganz neue Länder zu entdecken und zu erobern unternahm.

Nichts ist dem Muthe, dem Enthusiasmus und der Freudigkeit zu vergleichen, mit welchem Colombo bei dem Anblicke dieser nun vollendeten Ausrüstung erfüllt war. Es ist großen Seelen eigen, schwierige Unternehmungen als beendet zu betrachten, wenn sie sich im Stande sehn sie zu beginnen. Die Klarheit seiner Ueberzeugung, und die Festigkeit und Freudigkeit seiner Zuversicht, ließen kaum noch den Gedanken an die Möglichkeit des Mißlin-

gens zu, und erhoben sein Gemüth über alle Gefahren und Mühseligkeiten. — Es gelang ihm, ähnliche Gefühle zum Theil auch in seinen Gefahrten zu erregen. Mehr oder weniger von ihnen belebt, gaben sie alle ihre freudige Zustimmung, als er ihnen den Tag der Abreise anzeigte. — Am 3. August 1492 verließ nun diese kleine Flotte, unter dem Zujauchzen des Volks, den Hafen, und segelte nach den Canarischen Inseln zu. — Schon auf dieser kurzen Fahrt zeigte sich die Gebrechlichkeit der Fahrzeuge, denen man sich für eine so große und ungewisse Fahrt anvertraut hatte. Bei allen waren schon Ausbesserungen nöthig, und doch hatte die Reise nur erst vier Tage gedauert, und es war also die große Entdeckungsreise kaum für begonnen zu achten. — Als die Inseln aus ihrem Gesichtskreise verschwunden waren, schwand auch bei den meisten seiner Gefährten auf einmal all' der Muth, dessen sie sich bis dahin gerühmt hatten. Stets nur gewohnt, längs der Küste, oder von einer Insel zur andern hinzusegeln, fanden sie sich hier, wie Reisende in der Wüste, — verlassen, verlohren. Eine stille, finstre Schwermuth befiel die kräftigsten Gemüther. Einige schlugen klagend an ihre Brust, und verwünschten ihre Thorheit, sich auf ein so unsinniges Unternehmen eingelassen zu haben; andere weinten wie die Kinder, und erklärten einmal über das andere, sie wären rettungslos, verlohren. Colombo gieng unter ihnen umher, tröstete sie, gab ihnen aufmunternde Versicherungen, machte sie auf kleine Anzeigen der Nähe eines Landes aufmerksam, reizte ihren Stolz, ihre Eitelkeit, ihre Gewinnsucht — und so gelang es ihm, bei den meisten, ihren gesunkenen Muth wieder aufzurichten. — Dieß Betragen seiner Gefährten ließ den Admiral eine der größesten Schwierigkeiten, die ihm noch oft zu überwinden seyn würde, ahnen; weckte aber auch eine, ihm bisher selbst unbewußte Kraft in seiner Seele: die der Menschenbeherrschung ohne Gewalt, durch geschickte Benutzung der menschlichen Schwächen; — ohne die auch die höchste und beharrlichste Anstrengung seiner übrigen großen Seelenkräfte sicher vergebens geblieben seyn würde. — Mit welcher gespannten Aufmerksamkeit achtete man nun auf die kleinsten, unbedeutendsten Gegenstände und Wahrnehmungen, um dar-

nach die gehoffte Annäherung des Landes zu beurtheilen. Ein Stück Holz, ein Kraut, das ihnen entgegen schwamm, ein Vogel, der vorüber flog, waren ihnen die merkwürdigsten und zugleich erfreulichsten Erscheinungen. Unablässig wurde, mit dem Senkblei, die Tiefe des Meergrundes erforscht, um auch dadurch die gehoffte Nähe des neuen Landes zu gewahren. Allein der Tag verging, und noch ein Tag; — die erfreulichen Erscheinungen verlohren sich wieder, und man fühlte mit erschütterndem Schauder, daß man sich nur mehr von dem Lande entferne. — Colombo suchte den Muth seiner Gefährten durch Täuschung zu befestigen. Er gab ihnen die Entfernung, welche sie zurückgelegt hatten, um vieles geringer an, als sie war. Dies wirkte etwas, aber doch nicht genug. Das sinnliche Gefühl konnte wohl hintergangen, aber doch nicht ganz unterdrückt werden. Die hohe Spannung, worin sich fast ein Jeder befand, vermehrte die Reizbarkeit, und so fanden sich, ohne Unterlaß, mehr Veranlassungen, zum Schrecken und zu Besorgnissen. — Auf diese Weise hatte man sich ungefähr vierhundert Seemeilen von den Canarischen Inseln entfernt, als eine andere, anfangs erfreuliche Erscheinung, die Gemüther heftig beunruhigte. — Das Meer erschien plötzlich mit grünen Gewächsen bedeckt, und erregte dadurch aufs neue die Vorstellung, daß man in der Nähe eines Landes sey. Beim Weiterschiffen fanden sich diese Seegewächse in so gedrangter Menge, daß sie dem Meere das Ansehn einer Wiese gaben, und in kurzem sogar die Fahrt der Schiffe hinderten. — Nun entstand bei den Seefahrern die beunruhigende Vorstellung: sie hätten bereits das Ende des schiffbaren Weltmeers erreicht. Schreckensideen von verborgenen Klippen und versunkenen Ländern erhoben sich in ihrer empörten Einbildungskraft. Sie hielten ihren Untergang für gewiß, und überließen sich aufs neue dem Mißmuthe und der Muthlosigkeit. — Auch diesmal gelang es jedoch dem Admiral noch, sie einigermaßen zu beruhigen, und an dieselbe Erscheinung, durch die sie so sehr erschreckt waren, Gründe zu neuen Hoffnungen zu knüpfen. Ein günstiger Zufall unterstützte ihn in seinem Bemühen. Während er ihnen Muth einsprach, erhob sich ein frischer Ostwind, und trieb die Fahrzeuge rasch

durch den grünen Teppich hin. Einige Vögel umschwebten die Schiffe und richteten ihren Flug dann gegen Westen; als ob sie den Seefahrern den Weg zeigen wollten, den sie zu verfolgen hätten. Colombo benützte auch diese Erscheinungen auf das geschickteste und wirksamste, und die Fahrt wurde abermals einige Zeit mit ziemlicher Ruhe und gestärktem Muthe fortgesetzt. — Neue Hoffnungen wurden am folgenden Tage, durch abermals sich zeigende Schwärme von Vögeln verschiedner Art, erregt und getäuscht. Die ängstliche Besorgniß trat nun starker und wirksamer, als je vorher, an die Stelle der so oft und so bitter getäuschten Hoffnung. — Selbst, was diese vorher gehoben hatte, schlug sie jetzt mit verdoppelter Kraft nieder. Der stets gleiche, kräftige Wind, der sie so rasch dem gesuchten Ziele entgegen trieb, ängstigte sie jetzt auf das heftigste. Er entfernte sie nicht nur immer weiter von ihrem Vaterlande, sondern wurde ihnen auch zu einem Hinderniß der Rückkehr. Sie waren jetzt über drei Wochen im See, ohne Land erblickt, oder auch nur ein sichres Anzeichen der Annäherung an ein Land erhalten zu haben. Bisher hatten doch noch immer eine kleine Zahl der erfahrensten und beherztesten Seeleute Vertrauen und Ergebenheit gegen den Admiral gezeigt, und seinen Vorstellungen und Zuredungen leicht bei sich Eingang verstattet. Jetzt aber verbreitete sich Unmuth und Verzweiflung auch unter diesen. Man steckte die Köpfe zusammen, klagte, anfangs leise, dann laut, über die Königin, den Admiral, und fieng dann an, förmlich gegen diesen zu komplottiren. — Die gemäßigsten vor, die Rückkehr von ihm zu verlangen; und wenn er sie verweigern sollte, von ihm zu erzwingen. Die Königin könne und werde ihnen keinen Vorwurf daraus machen, da sie selbst unverantwortlich gehandelt habe, sie einem ausländischen Abentheurer Preis zu geben, der nichts verlieren könne, und entweder ein Bösewicht, oder ein Wahnsinniger sey. Nur Rasende könnten sich noch ferner, ohne Ziel, ohne Ende, mitten über den unermeßlichen Ocean hinschleppen lassen, auf Fahrzeugen, die schon jetzt die Rückreise kaum aushalten, und mit jedem Tage gebrechlicher würden. Die rohern und wildern, die zugleich die furchtsamsten und kleinmüthigsten waren, riethen dagegen, das kürzeste Mit-

tel zu ihrer Rettung zu ergreifen, und den Admiral über Bord zu werfen. Verantwortung könne ihnen dies um so weniger zuziehen, da eine gemeinschaftliche Aussage, daß er durch eigne Unvorsichtigkeit in See gestürzt sey, von Niemanden widerlegt werden könne. Colombo's aufmerksamen Blicken konnte nicht entgehn, was sich, zwar noch im Stillen, aber doch erkennbar genug, um ihn her ereignete. Ein mürrisches, verdroßnes, widersetzliches Wesen kündigte es ihm eben so deutlich an, als Worte; auch fehlte es nicht an einzelnen Aeußerungen und Ausbrüchen des Trotzes und Unmuths, die ihn auf die Gefahr, worin er schwebte, kräftig genug hinwiesen. Noch hielt die Aufrührer ein ihnen selbst unerklärbares Etwas zurück, ihre Vorsätze zur Ausführung zu bringen, und Colombo erkannte, wie wichtig und nöthig es sey, sie mit diesen unsichtbaren und geheimen Banden gefesselt zu haben. Er allein stand in der Mitte einer Schaar Verzweifelnder, und hatte zu seiner Vertheidigung und zur Behauptung seines Uebergewichts gegen sie nichts, als die Kraft seines Geistes, und seine Kunst, die Leidenschaften zu regieren. — Diese entwickelte er nun auch bei dieser Gelegenheit in einem Grade, in welchem sie sich wohl nur selten noch in dem weiten Felde der Geschichte darstellen möchte. — Mit einer wahren Zauberkraft gab er hier neue Hoffnungen, reizte er dort den Eigennutz, belebte er da wieder den Stolz, und dort die Eitelkeit und den Ehrgeitz. Zu denen, die ihn noch anhörten, sprach er von unsterblichem Ruhme, unermeßlichen Schätzen und glänzenden Ehrenstellen. Gegen die, so ihm Trotz oder Widersetzlichkeit zeigten, nahm er die Würde und das imponirende Wesen an, welches ihm eben so natürlich war, als Güte und Vertraulichkeit, und welches er mit einem nie fehlenden Erfolge auf die geschickteste Weise, gerade zur rechten Zeit und bei den rechten Personen, anzuwenden wußte. — Auf diese Weise gelang es ihm, indem er sich das Ansehn gab, daß er die allgemeine Verstimmung und Muthlosigkeit nicht bemerke, und von einer Verschwörung gegen ihn keine Ahnung habe, nicht nur den Ausbruch derselben von Tage zu Tage zu verhindern, sondern auch einen gewissen Grad der Ruhe und des Muths, so wie eine ziemlich allgemeine Folgsamkeit

wieder herzustellen. — Um diese Zeit ließen sich aufs neue Schwärme von Vögeln sehn. — Der Flug dieser Vögel hatte jetzt die Richtung gegen Südwest; daher richtete auch der Admiral, der bisher gerade gegen Westen gesteuert war, von jetzt an ebenfalls dorthin seinen Lauf. — Die Vögel verschwanden, und wieder vergiengen mehrere Tage des ängstlichen Harrens und des Wechsels zwischen Hoffnung und Furcht. — Plötzlich erhob sich die letztere wieder siegend und allgemein, und gieng auch eben so schnell in grenzenlose Angst und in die furchtbarste Verzweiflung über. Der Geist des Aufruhrs, der bisher mühsam zurückgehalten war, brach nun unaufhaltsam hervor. Die Capitäne und übrigen Offiziere, die bisher noch fest an dem Admiral gehalten hatten, traten auf die Seite des Schiffvolks, und an die Spitze der Empörung. Alles versammlete sich, in Unordnung und Getümmel, auf dem Verdecke, und forderte mit dem größten Ungestüme, unter Drohungen und Verwünschungen, die augenblickliche Rückkehr nach Spanien. Die Wuth der Verzweiflung hatte jetzt den höchsten Grad erreicht; alles um den Admiral her, drohte ihm, mit Verlust aller seiner Aussichten, mit Verlust seines Ruhms, seines Lebens. Sich die Rückkehr abtrotzen zu lassen, schien ihm jetzt kränkender, als zu irgend einer Zeit vorher. Er hatte im Stillen einige Beobachtungen gemacht, die für ihn die Annäherung an ein Land außer Zweifel setzten. In dieser Lage, die die Beherztesten erschüttern mochte, verlohr Colombo gleichwohl nicht einen Augenblick Muth und Besonnenheit. Anfangs versuchte er auch jetzt noch, durch die bisher angewandten Mittel, die Gemüther zu beruhigen. Da er aber erkannte, daß dies jetzt vergebens sey, so bat er auf das dringenste, ihm nur noch drei Tage zu folgen; nach Verlauf welcher er dann, wenn man indessen noch kein Land gefunden haben sollte, sie bereitwillig nach Europa zurückführen wolle. Diesem Vorschlage traten sogleich die Offiziere bei, und durch ihre Mitwirkung nach und nach auch die übrigen Seeleute, und die Ruhe wurde allgemein und völlig wieder hergestellt. Voll steigendem Vertrauens überließ sich nun der Admiral der Aussicht, auf die nahe und sichere Erreichung seines Ziels. Schon seit einigen Tagen hatte er mit dem Senkblei Grund gefunden, und die Be-

schaffen-

schaffenheit des daran hängen gebliebenen und mit heraufgezogenen Sandes hatte dem Admiral fast Gewißheit gegeben, daß sie nicht fern vom Lande seyn könnten. Von dem Tage an, wo jene Scene vorfiel, fanden sich auch mehrere Anzeigen, die ihm nicht minder untrüglich zu seyn schienen. — Die Züge der Vögel vervielfältigten sich, und enthielten jetzt solche Vögel, die man für Landbewohner, und unfähig, weit über Meer zu fliegen, erkannte. Man fieng ein Rohr auf, das erst vor kurzem abgeschnitten seyn konnte; ferner einen Baumast mit ganz frischen rothen Beeren, und ein künstlich geschnütztes Stück Holz. — Außer diesem machte man, am Himmel und in der Luft, noch einige Beobachtungen, die allen erfahrnen Seemännern für Vorboten der Annäherung an Land galten. — So wurde die Hoffnung des Admirals zur Erwartung, und diese (am Abend des IIten Octobers) so sehr zur Gewißheit, daß er den Befehl ertheilte, beizulegen, und auf das genaueste Wache zu halten, weil man unfehlbar noch in dieser Nacht Land erreichen werde. Zugleich ließ er bekannt machen: daß derjenige, der zuerst Land entdecken würde, nicht allein die von der Königin versprochene Pension von zehntausend Maravedis, sondern auch noch, von ihm, einen prächtigen Sammetpelz erhalten solle. Dieser Befehl setzte die ganze Mannschaft in die größeste Spannung. Auf allen drei Schiffen blieb Jedermann auf dem Verdecke, mit unverwandten Augen nach der Gegend hin blickend, wo man die erste Entdeckung des Landes erwarten konnte. — Ungefähr um zehn Uhr des Abends erblickte der Admiral, der auf dem Vordertheile seines Schiffes seine Beobachtungen fortgesetzt hatte, in der Ferne ein Licht, und zeigte es einem jungen Edelmanne von dem Hofstaate der Königin, der es ebenfalls deutlich erkannte. Beide riefen den Controlleur des Geschwaders, der, wie sie, bemerkte, daß es sich hin und her zu bewegen schien. Einige Zeit darauf zeigte ihnen der Admiral das Land selbst, welches sie nun ebenfalls bestimmt wahrnahmen. Man behielt indessen die gemachte Entdeckung noch für sich, um die Annäherung des Tages, und mit diesem die völlige Ueberzeugung zu erwarten. — Auf einmal aber ertönte um Mitternacht von der, auch jetzt voran segelnden, Pinta her, der freudige Zuruf:

Licht! Licht! Land! Land! Ein Bootsknecht in dem Mastkorbe hatte es nun hier auch entdeckt, und glaubte der erste zu seyn. Der Admiral aber legte zu viel Werth auf die Ehre der ersten Entdeckung, als daß er sie hätte einem andern überlassen wollen. Auf das Zeugniß der vorhin benannten Personen wurde sie ihm auch, so wie die als Pramie ausgesetzte Pension, zuerkannt, die er bis an sein Ende bezogen hat. Bei den bisher so oft erregten und so oft getäuschten Erwartungen, kann es nicht befremden, wenn das Schiffsvolk jetzt, selbst gegen den Augenschein mißtrauisch, sich dieser fröhlichen Verkündigung keineswegs sogleich allgemein und mit völligem Glauben hingab. Die Nacht hindurch blieben die meisten noch in einem höchst ängstlichen Zustande, zwischen Zweifel und Glauben, woraus sie jedoch der erste Schimmer der Morgendämmerung befreite. Ungefähr zwei Seemeilen weit nordwarts erkannte man jetzt deutlich ein grünes, flaches, mit Holz bewachsenes und mit Bächen bewässertes, anmuthiges Gestade; allem Anscheine nach die Küste einer nicht unbeträchtlichen Insel. Jetzt stimmte das Schiffsvolk auf der Pinta das Te Deum an. Die Mannschaft der beiden übrigen Schiffe stimmte sogleich mit ein; und, mit ergreifendem Einklange, schallte der rauhe, kräftige Gesang zu den Wolken empor. — Eine nie gefühlte Rührung ergriff auch die wildesten Gemüther. Auf dem Admiralschiffe stürzten Offiziere und Mannschaft zu Colombo's Füßen nieder, erflehten seine Verzeihung für ihren Unglauben und ihr aufrührerisches Betragen, und bezeigten ihm ihre Huldigung und Verehrung, als einem übermenschlichen Wesen. Alle begrüßten ihn: Admiral und Vicekönig, und erkannten eine Autorität an, die ihm nur unmittelbar dem Könige subordinirte. Sobald die Sonne aufgegangen war, traf man Anstalten zur Landung. In freudigem Gedränge bestieg man die Böte, und ruderte mit fliegenden Fahnen und kriegerischer Musik der Küste zu. Die nie gehörten Töne und der neue sonderbare Anblick, lockte die Eingebohrnen in zahlreichen Schaaren an das Ufer, und machte sie zu staunenden Zeugen des merkwürdigsten und für sie höchst imponirenden Schauspiels. — In prächtiger Kleidung, mit den Insignien seiner Würden geziert, dem Schwerdte in der einen und

der königlichen Standarte in der andern Hand, setzte der Admiral in dieser neuen Welt zuerst den Fuß ans Land. Ihm folgten die Führer der beiden andern Schiffe; dann die übrige Mannschaft. Alle knieeten nieder, um dies so lang ersehnte Land mit einem Kusse zu begrüßen, und der Gottheit für ihre Rettung zu danken. Dann erhoben sie sich, und Colombo nahm, mit den damals gewöhnlichen Feierlichkeiten, im Namen der Königin von Castilien, Besitz von diesem Lande; als Urkunde dessen das Castilische Wappen, an einem am Ufer errichteten Kreuze, aufgehangen wurde. Colombo gab diesem Lande — welches man nun bestimmt für eine Insel erkannte — und das von den Indianern Guanahani genannt wurde, den Namen San-Salvador. — Da es hier nicht der Zweck ist, eine Geschichte der Entdeckungen zu geben, so wird billig alles übergangen, was dahin gerechnet werden muß. Wir bemerken daher nur, daß der Admiral, nachdem er die Beschaffenheit dieser Insel erforscht hatte, seine Reise nach Süden hin fortsetzte; weil die Einwohner, auf Befragen, angedeutet hatten, das Gold, wovon sie einige Zierrathen an sich trugen, und wornach die Spanier so begierig waren, werde in dorthin gelegenen Ländern, in weit größerer Masse, als bei ihnen, angetroffen. Auf dieser Reise entdeckte er, nebst mehrern kleinern, die Inseln Cuba und Hispaniola. — Seine Freude über diese neuen und wichtigen Entdeckungen wurde indessen durch das Scheitern eines seiner Schiffe sehr verbittert. Der Admiral entschloß sich daher, einen Theil der Mannschaft zurück zu lassen, und so die Anlage einer Colonie zu begründen. Da eingezogenen Erkundigungen zufolge hier in der Nähe sehr ergiebige Goldbergwerke seyn sollten, und der hier herrschende Cacike sie nachzuweisen versprochen hatte; so fanden sich leicht dreißig Freiwillige für die anzulegende Colonie. Die Einwohner machten keine Einwendungen dagegen, und man wandte nun die Trümmer des verunglückten Schiffs an, um eine Art von Fort davon zu erbauen. Der Admiral empfahl darauf den Colonisten auf das dringendste, ein vernünftiges und friedliches Betragen, versprach baldige Rückkehr, und trat (am 4ten Januar 1493) seine Rückfahrt nach Spanien an. — Beide Schiffe setzten mit einander ihre Reise fort; anfangs noch an den

Küsten der neu entdeckten Inseln, dann aber (vom 16ten Januar an) nach Europa. — Der größeste Theil des Wegs wurde ruhig und sicher zurückgelegt. Plötzlich aber erhob sich (am 14ten Februar) ein schrecklicher Sturm, der Schiffe und Mannschaft mit dem unvermeidlichsten Untergange bedrohte. Mit großer Besonnenheit und unerschütterlichem Muthe wandte der Admiral alles an, was ihm Kenntniß, Erfahrung und Entschlossenheit an die Händ gaben, um das, mit jedem Windstoße schrecklicher drohende, Verderben abzuwenden. Allein die steigende Wuth des Sturms, die in eben dem Verhältnisse zunehmende Muthlosigkeit seiner Gefährten, und die Gebrechlichkeit seiner Fahrzeuge, schienen mit jedem Augenblicke die schaudervolle Ueberzeugung näher zu bringen, daß alle Bemühung vergebens angewandt sey. In dieser verzweiflungsvollen Lage ergriff den Admiral, mit einer gewaltsamen Erschütterung, der Gedanke, daß seine großen und hoffnungsvollen Entdeckungen zugleich mit ihm und seinen Gefährten ein Raub der Wellen seyn würden. Alles hierüber vergessend, überließ er die Schiffe der Gefahr, die er doch nicht weiter zu bekämpfen vermochte, und zog sich, ganz im Stillen, in seine Cajüte zurück. — Mitten unter dem schrecklichen Toben des Sturms, und Schwanken und Krachen des Schiffs, in der alleraugenblicklichsten Erwartung des Untergangs, setzte er, auf einem Stücke Pergament, eine kurze, aber vollständige Nachricht, von seiner Reise, und seinen Entdeckungen an Landern und Producten der Länder, und der dort von ihm begründeten Kolonie auf. Diese Rolle hüllte er in ein in Oel getränktes Tuch, umgab sie mit einem Wachskuchen, und legte sie in eine Tonne, die er sorgfältig verschloß und dann in das Meer warf; in der Hoffnung, daß ein günstiges Geschick sie an die Küste irgend eines europäischen Staats antreiben lassen, und so die Frucht seiner Anstrengungen und Aufopferungen erhalten werde. Kaum hatte er dies Geschaft vollendet, so minderte sich der Sturm, und Luft und Meer wurden, nach und nach, völlig ruhig. Das freudige Gefühl der Rettung wurde noch an demselben Abend durch den Anblick eines Landes erhöht. Bald erkannte man die portugiesische Insel St. Maria (eine der Azoren, wo gelandet, und nach einigem

Widerstreben des Gouverneurs frisches Wasser und Lebensmittel eingenommen wurden. Endlich lief er in dem Hafen von Palos ein. Die Nachricht von seiner Ankunft erregte ein allgemeines freudiges Aufsehn. Alle Einwohner von Palos eilten an den Hafen, um ihn landen zu sehn. Bei seinem Einzuge in die Stadt läutete man die Glocken, feuerte das Geschütz ab, schloß die Kramläden, und beobachtete überhaupt alle die Ceremonien, die bei dem Einzuge des Königs und der Königin gewöhnlich waren. — — So wie sein letzter Gang mit seinen Gefährten vor seiner Abfahrt in die Kirche gewesen war, so gieng er auch jetzt, nach seiner Ankunft, in feierlicher Procession, wieder zuerst dahin. Sein nächstes Geschäft war dann, dem Könige und der Königin von seiner Ankunft Nachricht zu geben. Auf die ehrenvollste Weise wurde er, zur nähern Berichtserstattung, an den Hof geladen, der damals zu Barcelona residirte. Seine Reise dahin war ein beständiger Triumphzug, und sein Empfang so auszeichnend, wie er nur seyn konnte. Auf königlichen Befehl waren Anstalten zu einem feierlichen und höchst prächtigen Einzuge in Barcelona getroffen. Dem Entdecker der neuen Welt voran, giengen die Beweise der Wahrheit und des Werths seiner Verheißungen und gemachten Entdeckungen. — Zuerst kamen die Menschen, dann die goldnen Gefäße, Goldstücke und Goldkörner, und hinter diesen die übrigen Produkte der neuen Welt. Wie sehr man alles dies auch anstaunte, so war und blieb doch Colombo selbst der Hauptgegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit und Bewunderung. — Der König und die Königin empfiengen ihn, auf dem Throne, in ihrem königlichen Schmucke. Bei seiner Annäherung erhoben sie sich, und reichten dem Admiral die Hände zum Kuß, der knieend diese Gunstbezeugung empfieng. Die Königin hob ihn huldvoll auf, hieß ihn sich auf einen Stuhl, in der Nähe des Throns, niederlassen, und seine Erzählung beginnen. — So einfach und von jeder Verschönerung entkleidet diese auch war, so machte sie doch eine eben so allgemeine, als tiefe und eingreifende Wirkung. Sie befriedigte nicht nur alle Zuhörer, sondern riß sie auch zum Erstaunen und zur Bewunderung hin. Nachdem er geendet hatte, fielen König und Königin auf ihre Kniee nieder, und dankten

Gott, auf die feierlichste Weise, für diese neue Beglückung ihrer Regierung. Dann entledigte man sich der zweiten Pflicht, der Dankbarkeit gegen den Entdecker. Colombo wurde, mit seiner ganzen Familie, unter den hohen spanischen Adel aufgenommen, und der mit ihm geschlossene Vertrag auf das feierlichste bestättigt. Keine Ehrenbezeigung schien man über seine Person und sein Verdienst zu achten. Alle Große des Hofes demüthigten sich vor ihm, wie vor dem Könige und der Königin selbst. Der König erschien nie öffentlich, ohne seinen Sohn zu seiner Rechten und den Admiral zu seiner Linken zu haben. Wenn Colombo dagegen nicht gleichgültig war, so erfreuten ihn doch weit mehr, als alle die eitlen Ehrenbezeugungen, die ernstlichen Anstalten, die man traf, um ihn, durch die Ausrüstung einer beträchtlichen Flotte, in den Stand zu setzen, seine Entdeckungen weiter zu verfolgen, und besonders die Goldgruben aufzusuchen und in Besitz zu nehmen. — Kaum war diese Rüstung vollendet, so konnte Colombo auch durch nichts mehr zurückgehalten werden. Gegen die vorige war die diesmalige Rüstung allerdings beträchtlich. Seine Flotte bestand aus siebzehn Fahrzeugen, auf denen sich fünfzehnhundert Mann befanden. Da man hauptsächlich mit auf die Anlegung und dauernde Begründung einer Colonie auf Hispaniola bedacht nahm, so war auch nichts versäumt, was für diesen Zweck erforderlich seyn konnte. Am 25. September 1493 verließ der Admiral die Bay von Cadix, in welcher diesmal seine Rüstung vollzogen war. Er steuerte gleich anfangs etwas weiter südwärts, als auf seiner ersten Reise, und erreichte nach einer zwanzigtägigen Fahrt, ohne ein erhebliches Hinderniß, oder einen Unfall, eine von den Caraibischen Inseln, die man auch unter der Bezeichnung, der Inseln unter dem Winde, kennt. — Nachdem er mehrere dieser Inseln besucht hatte, richtete er seine Fahrt nach Nordwest, und langte (am 22. November) wieder auf Hispaniola, dem nächsten eigentlichen Ziele seiner diesmaligen Reise, an. Hier hatte er den Kummer, seine erste kleine Colonie vernichtet, und seine zurückgelassenen Gefährten, als ein Opfer ihrer eignen Unklugheit und Rohheit, ermordet zu finden. — Anstatt jedoch der rachsüchtigen Aufforderungen der meisten seiner jetzigen Begleiter

zu folgen, und mit den Eingebohrnen einen Krig anzufangen, bemühte er sich vielmehr, durch Mäßigung, Weisheit und Milde ihr Vertrauen wieder zu gewinnen und zu befestigen. Auch hatte er die Genugthuung, seine Bemühungen durch den besten Erfolg gekrönt zu sehen.

Zugleich ergriff er, ohne Verzug, die nöthigen Maßregeln, um eine zweite größere Colonie einzurichten, und ihr eine dauernde Existenz zu sichern. Die Wirkung dieses Bemühens war; eine befestigte Stadt, der er, der Königin von Castilien zu Ehren, den Namen Isabelle beilegte. In dieser Zeit hatte sich bereits ein Geist der Unzufriedenheit unter einem großen Theile der neuen Colonisten verbreitet, und Colombo manche Besorgnisse und Verdrießlichkeiten erregt. Die meisten hatten die alte Welt verlassen, um in der neuen ohne Arbeit und Mühe große Schätze zu finden, und — fanden nun weit beschwerlichere Mühe und Arbeit, als sie in der alten zu ertragen gewohnt waren. Die Schätze sollten erst größtentheils noch, durch Gefahren und Anstrengungen, entdeckt, oder durch anhaltende Arbeit der Erde abgenommen werden. Nach gemeiner Menschen Weise bürdeten sie Colombo die Schuld der Täuschung auf, die ihre eigne Trägheit, Unwissenheit und Habsucht ihnen verursacht hatte. Es entstanden Meutereien, die der Admiral nur durch Anwendung seiner ganzen Klugheit und Autorität unterdrücken konnte; die ihn aber doch nicht abhielten, nachdem er hier sein Geschäft vollendet hatte, seine Entdeckungsreisen weiter fortzusetzen. Bei seiner Abreise übertrug er die Regierung der neuen Colonie seinem jüngern Bruder, Diego, den er zum Gouverneur der Stadt Isabelle ernannte. Fünf Monate lang dauerte diese Reise, auf der er mit jeder Art der Mühseligkeiten zu kämpfen hatte, ohne eine wichtigere Entdeckung, als die der Insel Jamaica, zu machen. Nach unabläßiger Anstrengung und mannichfaltiger Gefahren, hatte er am Ende auch noch mit Mangel und Hungersnoth zu kämpfen. Nie entwickelten sich seine vielfachen Talente, zeigte sich sein Muth, seine Geistesgegenwart und seine Beharrlichkeit mehr, als auf dieser Reise. Keine aber war auch so erschöpfend für ihn, als diese. Durch seine unabläßige Anstrengung und Aufmerksamkeit, rettete er seine Gefährten, Schiffe

und Entdeckungen; er wäre aber am Ende auch beinah ein Opfer für diese Rettung geworden. Von einer heftigen Nervenkrankheit ergriffen, kam er nach Isabella auf Hispaniola zurück, und fand hier seine erste und gewiß sehr wirksame Erquickung in dem Anblicke und Wiederkennen seines Bruders Bartholomäo. Dreizehn Jahre lang waren beide vorher so eng vereinte Brüder von einander getrennt gewesen, ohne auch nur einmal Nachricht von einander zu erhalten. Leicht war dies in Zeiten möglich, wo man die sichern und glücklichen Communications-Mittel, der Zeitungen und Posten, noch nicht kannte. Bartholomäo's Bemühungen in England waren fruchtlos geblieben, und er hatte sich darauf nach Frankreich begeben, in der Hoffnung dort glücklicher zu seyn. In Paris erhielt er die frohe Nachricht von der glücklich beendeten ersten Entdeckungsreise seines Bruders. Er eilte nach Spanien, um die fernern Unternehmungen mit ihm zu theilen. Bei seiner Ankunft fand er den Admiral schon wieder abgereist; erhielt aber von der Königin den Auftrag, einige Schiffe mit Lebensmitteln und andern Bedürfnissen nach Hispaniola zu führen, wo er gerade zur rechten Zeit ankam, um die Colonie von Hungersnoth und Verderben zu erretten. — Indeß waren die zahlreichen Neider und Feinde Colombo's in Spanien nicht unthätig geblieben. Ihre verläumderischen Anklagen fanden um so leichter Eingang und Unterstützung, da die schnelle und hohe Erhebung des Admirals, und die fast königlichen Ehrenbezeigungen, die er bei seiner Rückkehr erhielt, die Eifersucht der Großen aufs höchste gereizt hatte. Colombo fühlte sich, durch die Ankunft eines königlichen Commissairs, der jene Anklagen an Ort und Stelle untersuchen sollte, weit mehr gekränkt, als durch das Betragen des Commissarius gegen ihn. Er fand es unter seiner Würde, während seiner Gegenwart in seinem Vicekönigreiche zu bleiben. Zugleich erkannte er die Nothwendigkeit, nicht nur seinen Feinden entgegen zu arbeiten, und sie zu beschämen, sondern auch neue Unterstützungen für seine bereits gemachten Anlagen und fernern Entdeckungsplane auszuwirken. Er entschloß sich daher, selbst nach Spanien zu reisen; ernannte seinen Bruder Bartholomäo zu seinem Statthalter, und einen gewissen Franz Roldan

zum Oberrichter, und gieng am 20. März 1496 mit zweihundert und fünf und zwanzig seiner europäischen Seeleute, und dreißig seiner indianischen Unterthanen, nach Spanien unter Segel. — Auch auf dieser Reise hatte er wieder mit mannichfaltigen Mühseligkeiten und Gefahren, und zuletzt auch sogar noch mit Hungersnoth zu kämpfen. Es bedurfte seiner ganzen Autorität und Gewalt über die Gemüther, um seine verzweifelnden Gefährten abzuhalten, daß sie nicht, wie einige vorschlugen, die mitgenommenen Indianer schlachteten und verzehrten, oder, nach dem Rathe anderer, über Bord warfen, um einige Theilnehmer an ihrem ohnehin fast völlig aufgezehrten Vorrathe weniger zu haben. Er hatte ihnen die Versicherung gegeben, daß sie in kurzem Land erblicken würden; und schon am folgenden Morgen wurde diese Zusage bewährt, und seine Humanität und Standhaftigkeit belohnt. Es war die spanische Küste, die sie nun auch, ohne alles Hinderniß, erreichten. Gleich am folgenden Tage machte sich der Admiral auf die Reise nach Burgos, wo sich der Hof damals aufhielt. Seine Erscheinung vereitelte alle Unternehmungen seiner Neider und Verläumder. Das Gold, die Perlen, und die übrigen kostbaren Produkte, die er überreichte, schienen weiter keine Rechtfertigung nöthig zu machen, und zwangen Ferdinand und Isabellen ein Gefühl der Beschämung ab, was sie hinter dem ehrendsten und vertrauensvollsten Betragen vor dem Admiral zu verbergen suchten. Von den Beschwerden gegen ihn war gar nicht die Rede. Mit Vergnügen hörte man die glänzenden und zuversichtlichen Verheißungen Colombo's, die er auf diese, allerdings schon achtungswerthen, Leistungen gründete. Seine Forderungen und Vorschläge wurden sehr geneigt angehört, und Befehle ertheilt, sie mit möglichster Geschwindigkeit zu befriedigen. Hier aber war es, wo ihm seine Gegner, die durch das Mißglücken ihrer Pläne nur noch mehr erbittert waren, entgegen zu arbeiten suchten, und sich wenigstens die kleinliche Genugthuung verschafften, ihm, durch Verzögerung und Erschwerung dieser neuen Rüstung, Verdruß zu machen. — Colombo's Ausdauer aber erwarb ihm, wenn gleich spät, den Sieg. Um eine Hauptschwierigkeit, die Herbeischaffung der für die Colonie nöthigen

Arbeiter zu heben, hatte er den unglücklichen Vorschlag gethan, die Missethäter aus den Gefängnissen dazu her zu geben. — Am 4ten Julius 1498 sahe er sich endlich im Stande, seine dritte Entdeckungsreise antreten zu können. Sein kleines Geschwader bestand aus sechs Fahrzeugen, die zu einer langen und gefahrlichen Fahrt sehr unfähig waren. — Gleichwohl hatte er dießmal noch viel bestimmtere und viel weiter hinausgehende Plane. Von den Canarischen Inseln aus, sandte er drei seiner Schiffe mit den neuen Colonisten und Lebensbedürfnissen nach Hispaniola. Mit den übrigen setzte er seine Reise, zu neuen Entdeckungen, diesmal viel weiter südlich, als auf seinen frühern Reisen, fort. — Auf dieser Reise entdeckte er nicht nur noch mehrere Inseln, und unter diesen die Insel Trinidad, sondern auch das feste Land von Amerika. Auch erforschte er die Küstenländer, besonders die Landschaften, die wir nun unter den von ihm erhaltenen Benennungen, Paria und Cumana, kennen, mit vieler Sorgfalt. Nachdem er sich überzeugt hatte, daß dies nicht, wie er anfangs glaubte, eine Insel, sondern wirklich das feste Land sey, richtete er, durch den Zustand seiner Schiffe, die Abnahme der Lebensmittel, die abermalige völlige Zerrüttung seiner Gesundheit und die Ermüdung seiner Gefährten genöthigt, seinen Lauf nach Hispaniola, und langte hier (am 30. August) wieder glücklich an. — Indeß waren mehrere der unzufriedensten Colonisten selbst nach Spanien gekommen, und bestürmten den Hof mit Klagen über den Despotismus des Vicekönigs, und mit Bitten um Entschädigung für den erlittenen Verlust. Alle Feinde und Neider des Admirals geriethen in Thätigkeit, und der mächtigste unter ihnen, der Bischof von Burgos, war auch der thätigste. König Ferdinand zeigte für alle Klagen und Anschwärzungen ein geneigtes Gehör, und ermangelte nicht, jede Gelegenheit zu benutzen, auch Isabellen das Gift seines Argwohns und seiner Eifersucht gegen den Admiral einzuflößen. Eine Zeitlang widerstand die Königin. Endlich aber, von allen Seiten bestürmt, wankte auch ihr Vertrauen und ihre Schätzung des Admirals. Sie gab den übereinstimmenden Vorschlägen und Zudringen ihres Gemahls und des Bischofs von Burgos nach, abermals eine Commission

nach Hispaniola zu schicken, um das Betragen Colombo's untersuchen zu lassen. Eben hatte Colombo mit der äußersten Anstrengung die Ordnung und Ruhe in der Colonie hergestellt, als der königliche Commissär Bovadilla erschien, und gewaltsam Colombo's ganzes Vermögen in Beschlag nahm. — Darauf sandte er ihm die Abschrift eines königlichen Befehls, des Inhalts; „der Ueberbringer dieses, Francesco de Bovadilla, habe den Auftrag erhalten, von Seiten des Königs und der Königin ihm einiges zu eröffnen; er habe daher ihm völlig Glauben beizumessen und Folge zu leisten." Zugleich forderte er ihn vor seinen Richterstuhl, um von seiner Administration Rede und Antwort zu geben. So überrascht und tief gekränkt Colombo auch, durch dieß Verfahren, werden mußte, und so leicht er immer noch würde Mittel gefunden haben, sich den ihm zugedachten Mißhandlungen zu entziehn; so war er doch weit davon entfernt, dazu auch nur einen Versuch zu machen. Ohne sich irgend einen Ausdruck der Kränkung und des Mißvergnügens zu erlauben, unterwarf er sich dem königlichen Befehle, und folgte, auf seine gerechte Sache sich verlassend, der Vorladung unverzüglich. Kaum aber hatte er sich in dem Gerichtshofe eingefunden, als er auf Befehl Bovadilla's verhaftet, in Ketten gelegt, und auf ein Schiff geschleppt wurde. Ein gleiches Schicksal hatten seine Brüder. Um sie ihr Schicksal desto härter empfinden zu lassen, wurde ein jeder, dem ausdrücklichen Befehle Bovadilla's zufolge auf ein besonderes Schiff gebracht; überhaupt recht geflissentlich alles angewandt, um Kränkung auf Kränkung zu häufen, und den, wie man glaubte, gewissen Sturz des Admirals, ihn recht schmerzhaft empfinden zu lassen. — Um ihm alle Mittel, sich wieder zu heben, zu entziehn, hatte Bovadilla die erbittersten Feinde desselben verhört, ihre Aussagen zu Protokoll genommen, und sie mit ihm zugleich nach Spanien gesandt. Dem Commandeur dieser Schiffe war der gemessene Befehl gegeben, sobald er in Spanien angelangt seyn würde, alle drei Brüder, so wie die beigehenden Prozeßakten, dem Bischofe Fonseca — und Niemand anders — zu überliefern. — Wer mag die Empfindungen schildern, die jetzt das Gemüth Colombo's durchdringen! Doch auch jetzt zeigte er die Kraft und

Größe seines Charakters in einem seltnen Grade, und unstreitig wohl entscheidender, als in irgend einer Lage seines vorherigen Lebens. In stiller Hoheit ertrug er, auch die empfindlichste aller Kränkungen, den Undank und Hohn mancher, denen er Wohlthaten erwiesen, oder Uebelthaten verziehen hatte. Mit eben der ruhigen Erhabenheit nahm er den Beweis der Anerkennung und Verehrung seiner Verdienste auf, den ihm der Befehlshaber der Flottille, gleich nach der Abfahrt, gab; den einzigen, der ihm zur Erquickung, unter diesen mannichfaltigen Mißhandlungen, gereichte. Alfonso de Vallejo, der das Schiff führte, auf welchem der Admiral jetzt, als gefesselter Missethäter, gefangen gehalten wurde, nahte sich ihm, mit Aeußerungen der aufrichtigsten und wahrsten Ehrerbietung, so bald man die Insel aus dem Gesichte verloren hatte, und erklärte sich bereit, ihm die Fesseln abzunehmen. Allein Colombo verweigerte dieß fest und standhaft, mit der Aeußerung: er trage diese Fesseln auf Befehl seines Herrn, der ihn hier, wie überall, gehorsam finden solle. Nur der könne ihm die Freiheit geben, auf dessen Befehl sie ihm genommen sey. Keine seiner Seereisen war übrigens so glücklich gewesen, und so schnell beendet worden, als diese. Am 23. November 1500 lief das Schiff in den Hafen von Cadix ein. Noch an demselben Tage schrieb Colombo an den König und die Königin einen Brief, worin er ihnen, in einem ruhigen und gefaßten Tone, seine Ankunft, und die Behandlung anzeigte, die er von Bovadilla erfahren hatte. Mit diesem Briefe eilte sodann sein treuer Pilot, Andreas Martin, nach Granada, wo sich der Hof damals aufhielt. Der Inhalt desselben erregte, besonders bei der Königin, Beschämung und Theilnahme. Man antwortete ihm in den gnädigsten Ausdrücken; versicherte, daß er in kurzem wieder in seine Würden und Ehrenstellen hergestellt werden solle, und ladete ihn ein, an den Hof zu kommen; indem man ihm zugleich eine Summe Geldes, zu seiner Equipirung und Bestreitung der Reisekosten, übermachte. Mit diesem Antwortschreiben kam der Befehl an, ihn unverzüglich in völlige Freiheit zu setzen, und alle Achtung und Unterstützung zu gewähren. Colombo erschien am Hofe, und wurde mit der gewohnten Auszeichnung, in einer feierli-

chen Audienz, empfangen. Als er sich dem König und der Königin näherte, sank er auf seine Kniee, und blieb, in gewaltsamen innern Kampfe der Gefühle, eine Zeit lang schweigend so liegen. — Dann erhob er sich, in der ihm eigenen einfachen Würde, und begann, in einer langen Rede, seine Rechtfertigung. Die Ruhe und Würde, mit der er sie vortrug, und der sanfte, edle Ausdruck, seiner tiefen Kränkung, der, ihm selbst unbewußt, in dieselbe übergieng, gab ihm eine so große Gewalt der Ueberzeugung und Rührung, daß Isabelle davon hingerissen, und selbst Ferdinand bewogen wurde, seiner Abneigung gegen ihn Gewalt anzuthun, und in die, freilich aufrichtigern und herzlichern, Aeußerungen des Bedauerns und der Theilnahme seiner Gemahlin, mit einzustimmen. Er wandte sogar nichts gegen die sogleich beschlossene Absetzung Bovadilla's ein, welches die erste Genugthuung seyn sollte, die dem Admiral auf das Vollkommenste, im Allgemeinen, zugesagt wurde. Indessen sprach man von neuen und großen Rüstungen für Colombo, um ihn in den Stand zu setzen, sein Entdeckungsgeschäft zu vollenden, und sein Vicekönigthum zu erweitern. Da diese Zeit erforderten, Bovadilla aber abgesetzt war, und seinen, von Colombo stark gerügten, Mißbräuchen und Unordnungen abgeholfen werden mußte, so wurde einstweilen ein anderer Statthalter nach Hispaniola abgesandt. Colombo entgieng die geheime Machination nicht, durch welche dies bewirkt wurde; auch vermochte er das aufs Neue erregte Gefühl der tiefsten Kränkung jetzt nicht völlig zu unterdrücken. Er erlaubte sich laute Aeußerungen seines Unmuths. Wohin er gieng, nahm er die Ketten, die ihm von Bovadilla angelegt waren, mit sich, und ließ sie beständig in seinem Zimmer aufhängen; — so wie er auch kein Bedenken trug, zu erklären — als Denkmal und Zeugen des Undanks, den man ihm, als Lohn für seine Anstrengungen und Dienste, gewährt hatte. Indessen gieng der neue Statthalter nach Hispaniola ab. Einige andere Abentheurer, und unter diesen Amerigo Vespucci, segelten auf neue Entdeckungen aus, und diese Streifereien gaben die Gelegenheit, daß Colombo, in der Folge, auch die Ehre der Entdeckung des festen Landes entzogen wurde. Colombo

sah diesem allen mit tiefer, stets zunehmender Bekümmerniß zu. Sein starkes Gemüth wurde zwar nicht erschüttert, aber doch angegriffen. Sein thätiger Geist und zunehmendes Alter mahnte ihn täglich dringender an das, was noch zu thun war; und sein ungünstiges Geschick hielt ihn hier, als einen Pflastertreter, an dem Hofe gefesselt, und ließ ihn seine Zeit lang ungenützt verlieren. Von Zeit zu Zeit erneuerte er seine gerechte Forderungen, nämlich Wiedereinsetzung in sein Vicekönigthum und Erfüllung des Vertrags, der mit ihm förmlich abgeschlossen, und von seiner Seite genugthuend erfüllt war. Je mehr und kräftiger er aber darauf drang, desto mehr bestimmten sich seine Feinde, und durch ihren Einfluß auf Ferdinand, ihm diese Gerechtigkeit nicht zu gewähren. Bei Ferdinand, der völlig unfähig war, reine Achtung für jemand zu fühlen, bewirkte das, was bei dessen Menschen Achtung erzeugt, nur Furcht und Mißtrauen, und diese nahmen zu, je mehr er sich genöthigt sah, Größe und Ueberlegenheit anzuerkennen. — Nach und nach gelang es ihm, ein ähnliches Gefühl auch bei der Königin zu erregen. Es fieng an, auch ihr einzuleuchten, daß ein Mann, der so kühn und beharrlich forderte, so eisern auf seinem Recht bestand, und noch dazu jetzt vielfältig gereizt war, in dem Besitze einer unbedingten Macht, in fernen Welttheilen, es leicht wagen könnte, sich unabhängig zu machen, und Spanien die Vortheile zu entziehn, deren Erringung man ihm so übel gelohnt hatte. So entstand aus dem beschämenden Bewußtseyn, undankbar und ungerecht gehandelt zu haben, der Vorsatz, noch undankbarer und ungerechter zu handeln. Eine Folge davon war, daß Colombo fortwährend mit Versprechungen hingehalten, dann mit wachsender Kälte behandelt, und endlich — nach beinahe zweijährigem Bitten und Harren — genöthigt wurde sich zu überzeugen, daß er sich vergebens so vielen Demüthigungen aussetze, weil man entschlossen sey, die ihm gegebenen Zusagen und Verheißungen nie zu erfüllen. Jetzt erhob sich sein Geist schnell wieder, über die Niedrigkeit der Hohen, die ihn zu Boden drücken wollten. Des Undanks nun völlig gewiß, faßte er den Entschluß, auf alle Vergeltung Verzicht zu thun, und sein Werk zu vollenden, weil er es begonnen hatte, und Europa und

Spanien unermeßliche Vortheile daraus erwachsen mußten. Noch immer hielt er das entdeckte feste Land für Asien. Die Wahrnehmungen einiger Reisenden hatten ihn überzeugt, daß jenseits dieses festen Landes ein Meer sey, worauf man Indien erreichen müsse. Er setzte sich vor, den Weg dahin zu suchen, und glaubte ihn durch die Meerenge Darien am leichtesten und sichersten zu finden. Diese Idee, die er schon längst gehegt hatte, fieng jetzt an, ihn um so lebhafter zu beschäftigen, da um diese Zeit die Entdeckung des Wegs um das Vorgebürge der guten Hoffnung nach Indien von den Portugiesen vollendet, und die erste reich beladene Flotte, unter Cabral, von dorther zurückgekommen war. Allen seinen Verdruß und seine Ansprüche vergessend, that er der Regierung den Vorschlag, ihn durch eine Rüstung zur Ausführung seiner Idee in den Stand zu setzen. Die Bewilligung dieses Gesuchs fand um so weniger Schwierigkeiten, da theils der überlästige Mahner dadurch entfernt wurde, theils die reiche portugiesische Flotte auch die Begierde nach einer Theilnahme an den Schätzen Indiens beträchtlich erhöht hatte. — Die Ausrüstung wurde also beschlossen und befohlen; aber freilich nur gerade so eingerichtet, daß dieser Zweck kümmerlich dadurch erreicht werden konnte. Mit aller Mühe vermochte er nicht mehr, als vier kleine Fahrzeuge zu erhalten, deren größtes nicht über siebzig Tonnen hielt, und die sämmtlich mit etwa hundert und vierzig Seeleuten bemannt waren. So armselig diese Ausrüstung auch war, so scheute und schämte sich doch Colombo, dessen Gemüth weit über den Dünkel kleiner Seelen erhaben, und nur mit dem großen Gedanken seines Plans beschäftigt war, nicht, mit einer Flotte unter Segel zu gehn, die sich Ferdinand und Isabelle nicht scheuten und schämten, ihm — dem größten Admiral der damaligen Zeit und Welt! — für diesen großen Zweck zu geben. Von seinem Bruder Bartholomäo und seinem Sohne Fernando begleitet, segelte er (am 2. Mai 1502) von Cadix aus, und kam (am 25. Junius) auf der Höhe von St. Domingo an. Hieher sich zu wenden, dazu hatte ihn, wider seinen Willen, die schlechte Beschaffenheit seiner Fahrzeuge genöthigt. Sie bestimmte ihn, auch bei dem

Statthalter um die Erlaubniß nachzusuchen, in den Hafen einzulaufen, theils um einen Sturm abzuwarten, den er aus den Vorzeichen als nahe erkannte, theils um sein schlechtestes Schiff, wo möglich, gegen ein besseres zu vertauschen. Allein der jetzige Statthalter war nicht günstiger gegen ihn gesinnt, als der vorige; fürchtete auch vielleicht, daß Colombo die Absicht habe, sich wieder in den Besitz der Vicekönigswürde zu setzen, und hatte auch wahrscheinlich geheime Befehle für diesen Fall erhalten. Er verweigerte also das Gesuch des Admirals; achtete auch nicht auf die Warnung, die dieser einer eben nach Europa abgehenden Flotte gab, den von ihm als nahe beobachteten Sturm erst abzuwarten. — Colombo fand nichts desto weniger Gelegenheit, während des in der folgenden Nacht eintretenden Orkans, sein kleines Geschwader zu bergen. Die nach Spanien unter Segel gegangene, aus achtzehn Schiffen bestehende Flotte aber wurde, bis auf wenige Fahrzeuge, nebst allen Personen und Gütern, ein Raub der Wellen. Hier büßten Bovadilla, und viele andere der Feinde und Beleidiger Colombo's für ihre Schändlichkeit mit ihrem Leben. Hier sanken alle, unter Mißhandlung und Drucke zusammengeraubten und erpreßten Schätze, in den Abgrund des Meers. Von allen Schiffen wurden allein die gerettet, auf welchen sich das Vermögen des Admirals befand, welches bisher ungerechter Weise auf St. Domingo in Beschlag gehalten, jetzt aber, auf den Befehl der Königin, freigegeben und seinem Besitzer nach Spanien gesandt wurde; ein Umstand, der nicht unbemerkt blieb, und von den Freunden des Admirals, als ein bewundernswürdiger Akt der Gerechtigkeit des Schicksals, verkündigt und gepriesen wurde. Der Admiral setzte seine Reise, seinem Zwecke gemäß, nach dem Meerbusen von Darien fort, machte unter mannichfaltigen Mühseligkeiten noch manche Entdeckung; suchte aber vergebens die Durchfahrt, die er hier vermuthet hatte. Dagegen würde er ohnfehlbar Mexiko entdeckt haben, wenn er sich nicht, durch einen Mißverstand, hätte verleiten lassen, seinen Lauf gegen Osten, anstatt gegen Westen, zu richten. Auf dieser Fahrt ergriff ihn, unter andern Unfallen, ein furchtbarer Orkan, der zwei seiner Fahrzeuge zerstörte.

Ein

Ein ähnlicher ereilte ihn, als er mit den beiden übrigen sich nach Hispaniola zu retten suchte, zertrümmerte seine noch übrigen Schiffe, und gestattete ihm und seinen Gefährten kaum, sich auf Jamaica zu retten. Jetzt sah sich Colombo in eine Lage versetzt, die alles, was er vorher zur Prüfung seiner Standhaftigkeit und seines Muths erlebt hatte, weit übertraf. Aller Mittel zur Fortsetzung seiner Reise, ja auch nur zur Benachrichtigung des Statthalters auf Hispaniola beraubt, schien er mit seinen Gefährten hier einer ewigen Verbannung und einem sichern Verderben Preis gegeben zu seyn. — Dennoch war der Admiral weit entfernt, sich einer thatlosen Verzweiflung zu überlassen. In seinem fruchtbaren Geiste und standhaftem Muthe fand er immer noch Hülfsmittel und Hoffnungen, wenn Niemand mehr darauf zu denken und daran zu glauben wagte. Es gelang ihm, sich das Vertrauen und Wohlwollen der Eingebohrnen zu erwerben; von diesen sich ein paar Kanots zu verschaffen, und zwei seiner kühnsten und geschicktesten Seeleute zu dem Wagstücke zu bewegen, in diesen, kaum zur Ueberfahrt über einen kleinen Fluß genugsam haltbaren Fahrzeugen, die Ueberfahrt über das Weltmeer nach Hispaniola zu unternehmen. — Mit ängstlicher Besorgniß sah man diesen kühnen Schiffern bei ihrer Abfahrt nach, und mit wechselnder Angst und Hoffnung harrte man ihrer Rückkehr, oder der durch sie besorgten Fahrzeuge. Allein Wochen und Monate vergiengen, und weder das eine, noch das andere erfolgte. Muthlosigkeit ergriff alle Gefährten des Admirals, und gieng in kurzem bey dem größesten Theile derselben in eine völlige Verzweiflung über. Ein Strom von Vorwürfen, Verwünschungen und Drohungen stürmte von allen Seiten her über den Admiral hin. Mehr als einmal schwebte, in dem wahnsinnigen Zorne der Muthlosen, Todesgefahr über seinem Haupte; die ihn jedoch so wenig, als seine ganze rettungslose Lage, zu erschüttern vermochte. Vergebens versuchte er, durch Bitten, Vorstellungen und Verheißungen, die Wuth der Verzweifelnden zu mäßigen, und neue Hoffnungen in ihnen zu wecken. Sie bemächtigten sich einiger Kähne, die Colombo den Wilden abgekauft hatte, und verließen ihren Admiral, um sich zwecklos auf einen andern Theil der

Insel zu begeben. Hier verschlimmerten sie ihre Lage durch die rasende Wuth, mit der sie sich gegen die Eingebohrnen betrugen, noch um vieles. Diese, aufgebracht darüber, entzogen nicht nur ihnen, sondern auch denen, die bei dem Admiral geblieben waren, die Lebensmittel, die sie ihnen bisher zugeführt hatten, und verriethen die Absicht, alle diese lästigen Gäste, von welchen sie sich auf keine andere Weise zu befreien wußten, allmählig durch Hunger und Mord aus dem Wege zu räumen. — In dieser schrecklichen, und, wie es schien, völlig rettungslosen Gefahr, fand Colombo jedoch abermals in seinem an Hülfsmitteln unerschöpflichen Geiste noch eine wirksame Maaßregel, um sie abzulenken. — Es war kurz vor einer sichtbaren Mondsfinsterniß, die Colombo genau und richtig berechnet hatte. Am Abend vor derselben versammlete er die in seiner Nähe wohnenden Indianer, und kündigte ihnen den Zorn und die Rache des großen Geistes, dem die Spanier dienten, und von dem sie beschützt würden, für ihr bisheriges Betragen, und besonders für die boshafte Entziehung der Lebensmittel an. Zum Zeichen der Wahrheit seiner Drohung, verwies er sie auf die in dieser Nacht eintretende Verfinsterung des Mondes. — Mit Schrecken und Angst sahen die, anfangs von dieser Drohung wenig ergriffenen Indianer, in kurzem diese Voraussagung in Erfüllung gehn, und erwarteten nun auch das angekündigte Strafgericht der beleidigten Gottheit. Eiligst flohen sie nach ihren Wohnungen, kamen aber bald, eben so eilig, mit Lebensmitteln beladen, wieder zurück, legten diese Colombo zu Füßen, und flehten ihn an, den erzürnten Geist wieder mit ihnen zu versöhnen. Colombo versprach seine Verwendung, und in kurzem zog sich der blutige Schleier, der den Mond umhüllt hatte, zurück. Mit lautem Jubel empfiengen die Indianer den Anblick seines neuverklärten und rein glanzenden Antlitzes. Von nun an fehlte es den Spaniern, die bei Colombo waren, nicht weiter an Unterhalt; auch würde es ihnen nicht an Sicherheit gefehlt haben, wenn sie sich nicht von Zeit zu Zeit wieder selbst ihrer beraubt hatten. — Die aufrührerischen Seeleute hatten verschiedene Versuche gemacht, auf den mit sich genommenen Kähnen ihre Rettung zu suchen. Ihr Mißlingen

vermehrte ihre Wuth und ihre Verzweiflung. Der Mangel und Hunger trieb sie zu dem Admiral zurück; jedoch nicht sowohl, um sich ihm zu unterwerfen, als ihre Wuth und ihre Verzweiflung an ihm auszulassen. — Der Admiral, den das Schicksal durch alle Prüfungen gehen zu lassen, beschlossen hatte, bestand indessen eine der härtesten, die es seinem und überhaupt dem menschlichen Muthe nur immer auflegen konnte. — Seine stets unruhig am Ufer umherirrende Gefährten verkündigten ihm eines Tages mit ausschweifender Freude, daß sich ein Segel am fernen Horizonte zeige, und sich der Küste zu nähern scheine. Mit der unruhigsten Erwartung sah man das Schiff, in einiger Entfernung von dem Lande, vor Anker gehen, dann einen Mann in einem Bote sich der Küste nähern, sich zu dem Admiral begeben, diesem einen Brief überreichen, von ihm die Antwort empfangen, nach dem Schiffe zurückfahren, und mit diesem — sich wieder aus dem Gesichtskreise verlieren. Alles stürmte auf den Admiral zu, um von ihm zu erfahren, was diese räthselhafte Erscheinung bedeute. Colombo schien heiter, und voll Zufriedenheit über die erhaltne Nachricht. Er erzählte: dies Fahrzeug komme von St. Domingo, und sey bestimmt gewesen ihn abzuholen. Da es aber sie alle nicht ebenfalls habe aufnehmen können, so habe er sich entschlossen zurück zu bleiben und ihr Schicksal noch ferner mit ihnen zu theilen, bis sie alle würden abgeholt werden, was nach den erhaltenen Versicherungen in kurzem erfolgen würde. — Ganz anders aber verhielt es sich mit dem Inhalte dieses Briefes sowohl, als mit der Bestimmung dieses Schiffes. Der Brief und die ganze Botschaft war der bitterste Spott und die grausamste Verhöhnung des unglücklichen Colombo. Der Ueberbringer des Briefs war einer seiner bittersten Feinde; der Brief enthielt nichts, als leere Bedaurungsformeln, ohne bestimmte Anerbietungen und Zusagen. — Die beiden kühnen Schiffer waren in Hispaniola glücklich angelangt, und hatten alles aufgeboten, um den Statthalter zur Rettung ihres Admirals und ihrer Gefährten zu bewegen. Um sich den Schein der Willfährigkeit zu geben, zugleich aber hauptsächlich, um Colombo zu kränken und seine Lage zu erkundschaften, sandte er endlich, nach langem Zögern, dies

Fahrzeug ab, mit Instruktionen für seinen Führer, — die dieser seinen eigenen Gesinnungen gegen Colombo zu angemessen fand, um sie nicht auf das genaueste zu erfüllen, und die sein — oben erwähntes — Betragen zur Folge hatten. Wie tief das Gemüth Colombo's erschüttert seyn mußte, so gelang es ihm doch, seinen zwar treugebliebenen, aber doch auch längst völlig muthlos gewordenen Gefahrten eine Zuversicht mitzutheilen, die er selbst nicht empfand, — und von der er jetzt vielleicht mehr, als jemals entfernt war. — Um diese Zeit war es, als die Empörer zurückkehrten. Die Nachricht von dem, was vorgegangen war, machte auf sie keinen Eindruck. Die Ausbrüche ihrer blinden Wuth nöthigten den Admiral endlich, zu seiner Selbstvertheidigung die Waffen gegen sie zu ergreifen. Seine treugebliebenen Gefahrten leisteten ihm jetzt den bereitwilligsten Beistand. Es kam zu einem Treffen, in dem mehrere erlegt, und ihr Anführer von Bartholomäo Colombo ergriffen wurde. Die übrigen, dadurch erschreckt und muthlos gemacht, ergriffen die Flucht. Colombo legte nun sogleich die Waffen wieder nieder, die er, mit der höchsten innern Widerstrebung, nach langem Zögern, erst ergriffen hatte. Er forderte die Entflohenen auf, zu ihm zurückzukehren, und versprach ihnen Verzeihung. Sie folgten dieser Aufforderung, unterwarfen sich, und verpflichteten sich aufs Neue, mit einem feierlichen Eide, zum unbedingten und daurenden Gehorsame. Wahrscheinlich dürfte indessen auch dieser Eid bald wieder gebrochen seyn, wenn nicht endlich die Stunde der Errettung geschlagen hätte. Die beiden nach St. Domingo gesandten Seefahrer hatten fortwährend alles angewandt, um die Rettung ihrer Gefährten zu bewirken; gleichwohl es nicht dahin zu bringen vermocht, daß der Statthalter 'ernstliche Anstalten dazu getroffen hätte. Einer derselben, Namens Mendez, bewirkte endlich den Ankauf eines Schiffes für den Admiral, das denn auch zu seiner und seiner Gefährten Rettung glücklich zu Jamaica ankam. — —

Wer mag die Gefühle schildern, mit denen diese Unglücklichen, nach einem hoffnungslosen Aufenthalte von mehr als einem Jahre, (am 28. Junius 1504) die Insel Jamaica verließen! Bei ihrer Ankunft auf St. Domingo

(am 13. August) empfieng der Statthalter den Admiral mit erheuchelter, fast kriechender Höflichkeit, nahm ihn in sein Haus auf, und erwies ihm jede Art äußerer Ehrenbezeigungen. Zugleich aber befahl er, den gefangenen mitgebrachten aufrührerischen Hauptmann in Freiheit zu setzen, und drohte denjenigen mit einer gerichtlichen Untersuchung, die ihn verhaftet, und überhaupt dem Admiral die meisten Beweise von Anhänglichkeit und Treue gegeben hatten. — Colombo verachtete den Mann, der so zu handeln vermochte, zu sehr, um sein widersprechendes Betragen und diese neue Beleidigung zu rügen; eilte aber um so mehr, um durch die beschleunigte Rückkehr nach Spanien sich ähnlichen zu entziehen; vielleicht auch wohl, sich für diese und so manche andre Genugthuung zu verschaffen. — Nachdem sein Schiff ausgebessert und noch eins zugekauft war, segelte er (am 2. September) von St. Domingo ab, und lief, nach einer langen, abermals sehr gefahrvollen, und durch Krankheit für ihn höchst beschwerlichen Reise, gegen Ende des Jahrs in dem Hafen von San Cruce in Spanien ein. — Aber hier wartete seiner eine neue Bekümmerniß, die jede Hoffnung auf Genugthuung und Ersatz für alles Erlittene auf einmal zernichtete. Er erfuhr, daß die Königin Isabelle, wenig Wochen vor seiner Ankunft, die Welt verlassen hatte. Was blieb ihm nun noch zu hoffen übrig! Was konnte er von Ferdinand erwarten, der ihm stets abhold gewesen war, und ganz von seinen Feinden und Verfolgern umgeben wurde! — Ferdinand empfieng ihn zwar höflich, hörte seine Forderungen an, und gab sich das Ansehn, als ob er geneigt sey, sie zu erfüllen, und — nur Schwierigkeiten sehe. Seine fernern Aeußerungen giengen dahin, daß er, eben dieser Schwierigkeiten wegen, lieber einen ganz neuen Vertrag mit ihm abzuschließen wünsche. Dagegen drang Colombo auf die Erfüllung des Vertrags von 1492; wozu sich aber der König immer abgeneigter bezeigte, und durch keine Rechtsgründe und Berufung auf Gerechtigkeit und Billigkeit zu bewegen war. — Colombo war krank in Spanien angekommen, und jene Nachricht und diese Behandlung waren eben nicht im Stande, seine Wiederherstellung zu befördern. Seine fortwährende Kränklichkeit und zunehmende Schwache

nährten bei dem Könige die Hoffnung, daß der Tod ihn bald von diesem Ueberlästigen befreien würde; dessen stilles Harren ihm eben so beschwerlich war, als seine von Zeit zu Zeit wiederholten lauten Ansuchungen. So vergiengen noch einige Jahre, in denen dieser Mißmuth und Gefühl der Kränkungen unablässig an seiner, durch große Anstrengungen und Mühseligkeiten ohnehin geschwächten, Lebenskraft nagten. Er sah' sich mit Wortbrüchigkeit behandelt, mit Undank belohnt, und mit unverdientem Mißtrauen zurückgesetzt. Indem ihm die Regierung, deren Dienste er sich gewidmit, den Lohn für seine Arbeiten und Verdienste vorenthielt, entzogen ihm andere, denen er auf die Bahn geholfen hatte, den Ruhm, der ihm gebührte; und das Volk, dem die Vortheile seiner Anstrengungen zuflossen, gedachte kaum noch dessen, der ihm dieselben verschafft hatte. Da die Fahrten nach Amerika etwas Alltägliches, und täglich leichter und gefahrloser wurden, so fiel es auch Niemanden weiter ein, daß die Entdeckung dieser Fahrt, und das erste Wagstück derselben, etwas Großes oder besonders Verdienstliches gewesen seyn könne. Dies war das endliche Schicksal dieses außerordentlichen Mannes, das freilich nicht ihm ausschließlich zu Theil wurde, und nicht so außerordentlich ist, als seine Anstrengungen, Unternehmungen, sein Geist und sein Charakter waren. In seinen letzten Lebenstagen erhellte noch ein Strahl von Hoffnung das trübe Dunkel seines Verhängnisses, nachdem der Erzherzog Philipp von Oestreich als Regent von Castilien anerkannt war. — Durch seinen Bruder Bartholomäo erhielt er von diesem die Versicherung, daß seinen Forderungen ein Genüge geleistet werden sollte. Indessen hatte sie keinen Erfolg, als vielleicht eine Erheiterug der letzten Lebensstunden des sterbenden Helden. Sein großer, niegebeugter Geist verließ wenige Tage darauf die aufgelößte Hülle. Er starb am 20. Mai 1506 zu Valladolid im 59. Jahre seines unvergeßlichen Lebens. Sein Leichnam wurde anfangs in dem Kartheuser-Kloster zu Sevilla beigesetzt; in der Folge aber, der Verordnung seines Testaments gemäß, nach St. Domingo gebracht, von wo er, in der neuesten Zeit nach Cuba abgeführt worden seyn soll. — Die Fesseln, die er, bis zu seiner letzten Lebensstunde,

in seinem Zimmer gehabt hatte, wurden ihm, ebenfalls auf sein Verlangen, mit in sein Grab gelegt; in dem Kartheuser-Kloster zu Sevilla aber in der Folge ihm ein prunkvolles Monument gesetzt.

Voß,

(Prof. der Geschichte in Halle.)

2. Der Tod Herzogs Karls des Kühnen, in der Schlacht bei Nancy.

Den Herzog, von einem Schlag in der Schlacht noch betäubt, trug der Strom der Flucht gegen St. Jean, sein Hauptquartier. Drei Büchsenschüsse von der Stadt Nancy ist unter einer kleinen Höhe ein fruchtbarer, damals sumpfiger Grund, welchen der Bach Laxon durchschnitt; Vireley, Name der Gegend. Als Karl über den Graben setzen wollte, fehlte dem Pferde und ihm die Kraft. Er stürzte, das Eis brach, er kämpfte empor. Hierüber fand ihn der Feind, ohne ihn zu erkennen; verwundete ihn durch den Sitz, durch die Hüfte, schlug das Pferd, welches (endlich, auf) ihn fallen ließ und floh. Viel Burgundischer Adel nahm hier den Tod; niemand war bei ihm in der letzten Noth. Er rief den tauben Castlan von S. Diez, der ihn verwundet, um Rettung, welches dieser übel verstanden; er hieb ihn mit der Hallbarde durch den Kopf. Fallen sah' ihn der Edelknaben einer, Johann Battist Colonna, ein Römer. Als der Krieg sich entfernt, wurde Karl von Unbekannten unerkannt ausgezogen. Als an den Thoren von Metz, René von dem Feind abließ, fragte er nach ihm; den ganzen folgenden Tag wurde er vergeblich gesucht, bis Campobasso durch Colonna die Gegend erfuhr. Eben suchte ein Weib, Karls Wäscherin, wo einer der Leichname etwa noch den Ring anhabe: sie wandte auch seinen Körper; „Gott! der Fürst!" rief sie mit großem Geschrei. Großentheils eingefroren, mit geronnenem Blut überdeckt, im Gesicht angeschwollen, war er wenigen kenntlich; bis, nachdem er mit Wein und warmem Wasser gewaschen worden, die Gefangenen, Anton der große Bastard, Olivier de la Marche, der Portugiesische Art Lobo und seine

Kammerdiener gebracht wurden. „Er ist's!" riefen sie, und weinten laut; man erkannte die Narbe der Schlacht von Montlhery, die Eigenheiten seines Körpers, überaus lange Nägel, die Spur seiner Fistel. Auch Feinde ergriff Rührung mit Grauen. — Zwischen Frankreich und England hatte sein Vater entschieden, sein Vater dem König Ludwig, und wechselsweise Lancaster und York, Zuflucht gegeben; froher blühete nie ein Land; auch Karl, wenn er nicht hätte wollen Alexander seyn, war ein vortrefflicher Fürst. Er wurde zu Nancy feierlich ausgesetzt. René, (nach der alten Sitte, wenn im ritterlichen Kampf einer seinen Feind erschlug) mit einem bis an den Gürtel hängenden goldnen Bart, übrigens im Trauerkleide, trat vor ihm an der Spitze des Hofs, nahm seine Hand, und sprach: „Lieber Vetter, Ihr habt uns viel Unglück gemacht; Eure Seele habe Gott."

Johann v. Müller.

3. Der Bruder Klaus.

Der Bruder Klaus, aus einem guten, vielleicht in alten Zeiten Ennetbürgischen Geschlechte Löwenbrugger, selbst aber genannt von der Flüe, bei Saxeln in Obwalden, wo er mit seinen Aeltern und Kindern sein Gut wirthete, hatte in den ersten funfzig Jahren seines Lebens alle gemeinen Pflichten wohl erfüllt. Seine Jugend war arbeitsam und untadelhaft; in seinem Ehestand hatte er zehn Kinder gezeugt; bei Ragaz und in dem Thurgauer Krieg Tapferkeit mit Menschlichkeit verbunden; als Landrath eine eigne Geschicklichkeit bewiesen, vorkommende Angelegenheiten zu gutem Ende zu führen. Es lag aber in diesem Manne ein außerordentlich inniges Gefühl für die erste Quelle, das Wesen von Allem, das Ewige, durch kein Buch, (er konnte nicht lesen) und, so viel man weiß, durch keinen Umgang entzündet, sondern hervorgegangen aus dem inwohnenden Gott; nicht finster, (es gab wenig abzubüßen in so schuldlosem Leben) und weit entfernt von verachtendem Stolz (seine Religion war in Gehorsam und Liebe). Da er keinen höhern Genuß kannte, als die Betrachtung, entfremdete er sich

von jeher den störenden Eindrücken sinnlicher Dinge so, daß unbegreifliche Enthaltung ihm zur Gewohnheit wurde. Er wollte nicht Landammann seyn; der Lauf alltäglicher Dinge verdiente keine solche Aufopferung. Nachdem er dem Vaterland und seinem Hause ein halbes Jahrhundert gelebt, bewilligte sein Weib, daß er sich entzog; erst weit in die Ferne des äußersten Jura, wo er seine Befriedigung nicht fand; hierauf in seine einsame Alp; endlich für immer in eine von Jugend auf ihn reizende Wildniß, an dem Ranft über einem tiefen Tobel, welches der herabstürzende Melchfluß mit seinem Rauschen belebt. — Er wurde unter einem Lerchenbaum von Jägern entdeckt, worauf die Unterwaldner, deren so viele seiner Tugend und seines Verstandes genossen, ihm eine Zelle, so unscheinbar und klein er wollte, und bald eine Kapelle gebauet. Es ist noch bei seinem Leben untersucht, weit und breit erzählt, und von seinen Zeitgenossen der Nachwelt überliefert, und selbst nach der Glaubensänderung als erwiesen geglaubt worden, daß der Bruder Klaus in dieser Einsamkeit bis in das zwanzigste Jahr ohne andere Speise gelebt, als die er einmal monatlich in dem Sacramente des Altars genossen. Zu bestimmt reden die Aussagen, zu groß war das Erstaunen, um die Enthaltung nur von gekochten Speisen, oder nur von Fleisch, zu verstehen; er sprach davon als von einer Eigenschaft, nicht wie von einem Verdienst. Daß menschlicher Natur auch das möglich sey, scheint aus Beispielen zu erhellen: es kann durch die Beschaffenheit seines Körpers, die Ruhe seines Geistes, die viele Vorübung, den Abgang der meisten Ursachen des Verzehrens, einigermaßen erklärt werden. Solchermaßen lebte der Bruder in steter Betrachtung der höchsten Vollkommenheit, in Ueberlegung und Uebung der Mittel, unsere Beschränktheit und Vergänglichkeit über sich selbst zu erheben. Keinesweges machte er seine Art andern zum Gesetz; das glaubte er, daß ein Mensch geboren werden könne, so zu seyn wie Er. Um die Vorstellungen seines Gemüthes, um seine Blicke in eine uns umgebende unsichtbare Welt, (in der wir einst vom Lebenstraum erwachen) um die Kraft seiner Worte ganz zu begreifen, müßten wir ihm gleich seyn (was niemand sich selbst geben kann). — Vom Abend

bis Mittag blieb er in seiner Zelle; ein Stein war sein Polster, er schlief auf ein paar Brettern; er besuchte bisweilen die umliegenden Kirchen: so wenig überhob er sich, daß er die einfältigen Priester nicht verschmahte; der Brunn des Lebens, gehe er durch Blei oder Gold, führe immer die heilreichen Wasser; über gelehrtere Fragen von der Schrift pflegte er, an Im Grund und andere wohl unterwiesene Priester zu weisen; denn in seiner Seele lebte sein Gott, und bedurfte keine Auslegung, wozu Bücher nöthig sind. Nachmittags pflegte er durch die Wildniß zu gehen, und besuchte oft seinen Freund, einen Teutschen Edelmann, welchen die Liebe zu ihm hieher gebracht; in einem Felsen wohnte er, in gleichem Leben, doch mit Speise. Im übrigen kam an dem Ranft, wer in Unterwalden, wer in der Schweitz Rath oder Aufrichtung bedurfte, oder aus fernen Landen die gnadenreiche Mutter in den Einsiedlern verehrte, Bischof Otto von Costanz; Erzherzogs Siegmunds, Kaiser Friedrichs Verordnete, viele graue Tagherren, Helden und Häupter; der Ernst seiner Gestalt, die unstörbare Heiterkeit und Freundlichkeit seines Sinnes, und jene bündigen Aussprüche in allezeit kurzen, kraftvollen Worten, zogen alle Gemüther an den immer nachdenkenden, hellsehenden Mann, Bruder Klaus. Späth in der Nacht erschien an der Zelle sein Freund, der Pfarrer von Stanz; viertehalb Stunden war er gelaufen. Die Tagsatzung, welche Ihr selbst angerathen, nimmt einen äußerst unglücklichen Ausgang, den er nun erzählte, flehentlich bittend, im allerletzten Augenblick des untergehenden Vaterlandes, was er bei Gott und Menschen vermöge, alles aufzubieten. Und der Greis erhob sich in seiner nie getrübten, gütigen Würde: Sage Ihnen: der Bruder Klaus habe dem Tag auch etwas vorzubringen. Eilends der Pfarrer zurück, und kam in den Hauptflecken, als die Tagherren abreisen wollten. Sie blieben.

Hierauf nach wenigen Stunden kam der Bruder Klaus: ein ungemein hochgewachsener, wohlgestalter, vom Alter nicht gebrochner Mann, aber nur Knochen wurden von der kastanienbraunen Haut bedeckt; sein langes, glattes, schwarzgraues Haar, sein in zwei Spitzen mäßig herabhängender, dünner Bart, seines Blicks außer-

ordentliche Klarheit, Ausdruck von Liebe und Ernst in Allem; sein einfacher braungrauer Rock, sein Stab; mit unbedecktem Haupt und barfuß, wie immer. Als der Mann, fröhlich in der Kraft seines Gottes, in die Versammlung trat, und, nach seiner Art, mit langsamen Worten und männlicher Stimme sie grüßte, standen alle Tagherren von ihren Stühlen auf und neigten sich. Er aber sprach: „Liebe Herren, treue Eidgenossen, hier komme ich alter schwacher Mann, von meinem besten Vater und Freund aus der Einöde gerufen, zu Euch zu reden vom Vaterland. Kunst und Wissenschaft habe ich nicht: ich bin ein ungelehrter Mann; was ich habe, das gebe ich Euch; von dem Gott, welcher Eure Väter gerettet in Landesnöthen, und Sieg auch Euch gegeben hat an Tagen der Schlacht, von dem habe, von dem gebe ichs Euch. Eidgenossen, warum habt Ihr Kriege geführt? Weil es anders nicht hat seyn können. Wodurch die Siege? Durch die Kraft vereinter Arme. Jetzt wollt Ihr Euch trennen um der Beute willen? Ein solches, o Eidgenossen! laßt nicht von Euch gesagt werden in den umliegenden Landen. In guten Treuen rathe ich, dringendst bitte ich, Ihr von Städten, daß Ihr Bürgerrechte löset, welche einem alten Eidgenossen schmerzlich sind; Ihr von den Ländern, daß Ihr bedenkt, wie Solothurn und Freiburg neben euch gestritten haben, und sie in den Bund nehmt. Alte Eidgenossen, in Mißverständniß, das unter Brüdern wohl kommen mag, bleibt, gemäß der Billigkeit bei der alten Art gleicher Sätze von jeder Partey. In Kriegen werde Erobertes nach den Orten, Erbeutetes nach den Leuten vertheilt. Ferners erweitert nicht zu sehr den Euch umschließenden Zaun: meidet fremde Händel: seyd friedsame Nachbaren; und wer Euch unterdrücken wollte, der finde Männer: fern von Euch, daß einer um das Vaterland Geld nehme: vor Parteiung hütet Euch, sie würde Euch zerstören. Liebet Euch unter einander, o Eidgenossen, und der Allmächtige walte über Euch, gütig wie bisher!“ Und (so spricht die Chronik) „Gott gab Gnade zu den Worten des heiligen Einsiedlers, daß in Einer Stunde alles verglichen ward.“ Also (beginnen die Tagherren den Abschied) „des ersten, weiß jeder Bot heimzubringen die Treu, Müh' und Arbeit,

so der fromme Mann, Bruder Klaus, in diesen Dingen gethan hat, ihm deß treulich zu danken." Aber aus dem Hauptflecken Stanz hinauf in den Gotthard, hinunter bis Zürich und bis nach Rhätien und in dem Jura allgemeines Freudengeläute, wie nach der Schlacht bei Murten; mit Recht, es hatten die Eidgenossen sich selbst überwunden.

Johann v. Müller.

4. Die Schlacht bei Leuthen.

(Aus Archenholtz Geschichte des siebenjährigen Krieges.)

Es war am 5ten December 1757, als bei dem Dorfe Leuthen diese Schlacht, die größte unsers Jahrhunderts, geliefert wurde. Alles war bei beiden Heeren verschieden. Die Preußen waren 30,000, die Oesterreicher 90,000 Mann stark. Die letztern voll Vertrauen auf ihre gewaltige Macht, auf ihr kolossalisches Bündniß, und auf den Besitz des schon halb eroberten Schlesiens; die erstern aber voll Zuversicht auf ihre taktischen Künste, und auf ihren großen Anführer. Bei der einen Armee, durch die ungehinderten Zufuhren aus Böhmen unterstützt, herrschte Ueberfluß; bei der andern war Mangel an vielen Bedürfnissen. Die eine hatte lange Ruhe genossen, die andre hingegen war von einem langen forcirten Marsche abgemattet. Die Oesterreicher waren an diesem denkwürdigen Tage nur mit gewöhnlichem Kriegsmuth gerüstet, die Preußen bis zur Begeisterung gestimmt. — So trafen beide Heere auf einander in einer Ebene, die Friedrich nicht besser hätte wünschen können. Die Oesterreicher standen in unübersehbaren ungeheuren Linien, und konnten kaum ihren Sinnen trauen, als sie die kleine Armee der Preußen zum Angriff anrücken sahen. Nun aber zeigte sich das große Genie Friedrichs. Er wählte die schiefe Schlachtordnung, die den Griechen so manchen Sieg verschafft hat, und vermittelst welcher Epaminondas die fast unbezwingbaren Spartaner überwand; eine Stellung, die zu den Meisterwerken der Kriegskunst gehört, und auf dem Grundsatz beruht, mehr Soldaten auf

den Hauptpunkt des Angriffs zu bringen, als der Feind, und dadurch gleichsam den Sieg zu erzwingen. Friedrich machte verstellte Bewegungen gegen des Feindes rechten Flügel, während daß seine Absicht auf den linken gerichtet war. Er befahl ein besondres Manöver zu machen, das man zwar bei andern Truppen nachgeahmt hat, das aber bis auf den heutigen Tag nur allein von den Preußen mit der erforderlichen Ordnung und Geschwindigkeit ausgeführt werden kann. Die Art dieser Evolution ist, eine Linie in viele Haufen zu theilen, diese Haufen dicht auf einander zu schieben, und so die gedrängte Menschenmasse sich bewegen zu lassen. Friedrich erfand diese Stellungsart; es war eine Nachahmung der macedonischen Phalanx, die in sechszehn Gliedern marschierte und stritt, und viele Menschenalter lang für unüberwindlich gehalten wurde, bis das Schwerdt der römischen Legionen sie vertilgte, und von ihr nichts, als der Name übrig blieb. Dieser so gestellte Soldatenkörper nimmt verhältnißweise nur einen geringen Raum ein, und zeigt in der Ferne einen höchst unordentlichen auf einander gehäuften Menschenklumpen. Allein es bedarf nur einen Wink des Heerführers, so entwickelt sich dieser Knaul in der größten Ordnung, und mit einer solchen Schnelligkeit, die einem reißenden Strom ähnlich ist. — So griff Friedrich den linken Flügel der Oesterreicher an und warf ihn über den Haufen. Frische Regimenter kamen den geworfenen beständig zu Hülfe; allein man ließ sie sich nicht einmal formiren; kaum zeigten sie sich, so wurden sie auch zurückgeschlagen. Ein Oesterreichisches Regiment fiel aufs andre, die Linie wurde aus einander gesprengt, und die Unordnung war unaussprechlich. Viele tausend von den Kaiserlichen Truppen konnten zu keinem Schuß kommen; sie mußten mit dem Strome fort. Der stärkste Widerstand geschah in dem Dorfe Leuthen, das mit vielen Kaiserlichen Truppen und Artillerie besetzt war. Hiezu kamen große Haufen von Flüchtlingen, die alle Häuser und Winkel des Orts anfüllten und sich verzweifelt wehrten. Endlich aber mußten sie doch weichen. So erschrecklich auch die Unordnung bei der geschlagenen Armee war, so versuchten dennoch ihre besten Truppen noch einmal unter Begünstigung des Terrains Stand zu halten; allein die

Preußische Artillerie schlug sie bald in die Flucht, und die Kavallerie, die auf allen Flügeln einhieb, machte immer Gefangene zu Tausenden. Bei Kollin war es nicht Kriegskunst noch Tapferkeit, sondern die eisenspeienden Maschinen auf unzugangbaren Höhen gestellt, die das Schicksal des Tages bestimmten; bei Leuthen aber entschied Taktik und Tapferkeit allein den Sieg. Man machte auf dem Schlachtfelde 21,500 Gefangene, 6500 von den Oesterreichern waren todt oder verwundet, und 6000 Deserteurs giengen nach der Schlacht zu den Siegern über. Der Preußische Verlust war 5000 Todte und Verwundte. — Die unmittelbare Folge dieses Tages war die Belagerung von Breslau, das, von der geschlagenen Armee stark besetzt, seinem Schicksale überlassen wurde. Man errichtete hier Galgen für diejenigen, die von Uebergabe sprechen würden; allein in vierzehn Tagen gieng auch diese Stadt über, da die Preußen alle Anstalten zum Sturm gemacht hatten, und die Besatzung von dreizehn Generalen, 700 Officieren und 18,000 Mann mußte das Gewehr strecken. Hier wurde ein ansehnliches Magazin, eine Menge Proviantwagen, und eine Kriegskasse von 144,000 Gulden erbeutet. Der General Ziethen, der die Feinde verfolgte, hatte außerdem noch 2000 Gefangene gemacht, und über 3000 Wagen erbeutet; so daß die Oesterreicher in ein paar Wochen fast 60,000 Mann verloren, und die Reste ihrer kurz zuvor ungeheuren Armee nur einen Haufen Flüchtlinge darstellten, die, ohne Kanonen, Fahnen und Bagage, von Mangel gedrückt, und von Kälte erstarrt, über die Böhmischen Gebirge nach Hause zogen. — Das grösßere Kriegstalent des Königs von Preußen war, begangne Fehler wieder gut zu machen, und erlangte Vortheile aufs möglichste zu benutzen. Die Eroberung des fast verlornen Schlesiens, und mehr als 40,000 Mann Kriegsgefangene, hätten daher dem rastlosen Feldherrn nicht genüget, und im Laufe seiner Siege aufgehalten, wenn nicht der so weit vorgerückte Winter und der tiefe Schnee seinen fernern Fortschritten durchaus ein Ziel gesetzt hätte; selbst die Belagerung von Schweidnitz mußte bis zum Frühling verschoben werden. Die letzte Operation in diesem Feldzuge war die Wiedereroberung von Liegnitz. Die 3500 Mann starke Besatzung erhielt einen

freien Abzug; allein ein großes Magazin von Proviant und eine Menge Munition mußte sie den Preußen überlassen. Friedrich hatte die Zufriedenheit, am Ende dieses Jahrs fast alle seine Staaten von den Feinden geräumt zu sehen. Die Oesterreicher eilten nach den Kaiserlichen Erblandern, um sich von ihrer schrecklichen Niederlage zu erholen; die Russen hatten Preußen verlassen; die Franzosen waren von den Brandenburgischen Gränzen entfernt, und nur allein in Besitz einiger entlegenen Westphalischen Provinzen. Die Reichstruppen waren nach Hause geschickt, und die Schweden durch den General Lehwald aus Preußisch Pommern vertrieben worden; dabei war sogar Schwedisch-Pommern in den Händen der Preußen, die nun auch Meklenburg in Besitz nahmen, und in Sachsen ruhige Winterquartiere machten. — So endigte sich ein Feldzug, der in der ganzen Weltgeschichte ohne Beispiel ist. In diesem einzigen Jahre wurden sieben Hauptschlachten geliefert, und zahlreiche große Scharmützel gefochten, von denen viele in den vorigen Jahrhunderten als Schlachten betrachtet worden wären. Große Feldherrn, die zu den seltensten Produkten der Natur gehören, Friedrich, Ferdinand, hatten hier zugleich den Schauplatz des Krieges betreten, und alle Krieger künftiger Zeitalter durch Thaten belehrt. Andre, Heinrich, der Erbprinz von Braunschweig, Laudon, hatten hier die Keime ihrer erhabnen Talente entwickelt; noch andere, obgleich minder groß, dennoch in jeder andern Periode allein fähig den kriegerischen Ruhm eines Volks bei der Nachwelt zu gründen: Seidlitz, Keith, Fouquet, Bevern, Etrees, Broglio, Haddick, Romanzow, Wunsch, Ziethen, Werner und mehrere berühmte Befehlshaber der verschiedenen Heere hatten hier zuerst Gelegenheit gehabt, ihre außerordentlichen Fähigkeiten zu zeigen. Drei andre Feldherren, jeder mit erkämpften Trophäen bekannt, und in den Kriegsjahrbüchern unvergeßlich: Schwerin, Brown und Winterfeldt, waren in diesem ewig denkwürdigen Feldzuge gefallen, und hatten durch ihr edles Blut ihre Thaten besiegelt. Ueber 700,000 Krieger waren in Waffen gewesen. Und von welchen Völkern! Es waren nicht weichliche Asiater, die von jeher mit zahllosen Heeren die Felder bedeckten, und den Griechen,

Römern und Britten Anlaß zu desto auffallendern Triumphen gaben. Es waren keine zusammengeraffte Kreuzfahrer, die in ungeheuren Schwärmen wie Heuschrecken ganze Provinzen überschwemmten, sich ohne alle Kriegskunst herumschlugen, und aus fanatischem Eifer Menschen mordeten. Nein! Es waren alles kriegerische Nationen, die hier auf deutschem Boden kämpften; keine der hohen Cultur des 18ten Jahrhunderts unwürdig, und einige derselben den tapfersten Völkern der Vorwelt gleich; mehr als eine einzeln fähig, durchs Schwerdt einem Welttheil Gesetze zu geben.

5. Der Ueberfall bei Hochkirch.

Von Demselben.

Es war am 13ten October 1758 in der Nacht, als alle Colonnen der Oesterreichischen Armee ihr Lager verließen, um die Preußen zu überfallen. Der General Odonel führte die Avantgarde, die aus vier Bataillons und sechs und dreißig Schwadrons bestand; ihm folgte der General Sincere mit sechszehn Bataillons, und der General Forgatsch mit achtzehn Bataillons. Das Corps des General Laudon, das dem Preußischen Lager fast im Rücken stand, wurde noch mit vier Bataillons und funfzehn Schwadrons verstärkt, wozu hernach noch die ganze Oesterreichische Kavallerie des linken Flügels stieß. Die Infanterie dieses Flügels führte der Feldmarschall Daun selbst an. Alle diese Truppen und noch einige kleine Corps waren bestimmt, die Preußen auf dem rechten Flügel in der Fronte und im Rücken anzufallen; dagegen sollte der Herzog von Aremberg mit drei und zwanzig Bataillonen und zwei und dreißig Schwadronen den Preußischen linken Flügel beobachten, und erst, wenn die Niederlage der Feinde an allen andern Orten vollendet wäre, denselben angreifen. Es befanden sich bei dem Vortrab freiwillige Grenadiers, die hinter den Cürassieren aufsaßen, vor dem Preußischen Lager aber von den Pferden sprangen, sich in Haufen formirten, und so vorwärts drangen. Die Zelter blieben im Oesterreichischen Lager stehen, und die gewöhnlichen Wachtfeuer wurden sorgfältig unterhalten.

ten. Eine Menge Arbeiter mußten die ganze Nacht durch Bäume zu einem Verhau fällen, wobei sie sangen, und einander zuriefen. Durch dies Getöse wollten sie die Preußischen Vorposten hindern, den Marsch der Truppen wahrzunehmen. Die wachsamen Preußischen Husaren aber entdeckten doch die Bewegung des Feindes, und gaben dem Könige sogleich Nachricht davon. Anfangs bezweifelte er die Bewegung selbst; da aber die wiederholten Berichte solche bestätigten, so vermuthete er jede andre Ursache derselben, nur keinen förmlichen Angriff. Seidlitz und Ziethen befanden sich eben beim Könige, und erschöpften ihre Beredsamkeit, seine Zweifel in diesen bedenklichen Augenblicken zu bekämpfen; sie brachten es auch dahin, daß Befehle an einige Brigaden geschickt wurden, aufzustehen, wobei mehrere Regimenter Kavallerie ihre Pferde satteln mußten. Dieser Befehl aber wurde gegen Morgen wieder aufgehoben, und der jetzt ganz unbesorgte Soldat überließ sich dem Schlaf ohne alles Bedenken. — Der Tag war noch nicht angebrochen, und es schlug im Dorfe Hochkirch fünf Uhr, als der Feind vor dem Lager erschien. Es kamen ganze Haufen auserwählter Soldaten bei den Preußischen Vorposten an, und meldeten sich als Ueberläufer. Ihre Anzahl wuchs so schnell und so stark, daß sie bald Vorposten und Feldwachen überwältigen konnten. Die Oesterreichische Armee, in verschiedene Corps getheilt, folgte der Avantgarde auf dem Fuß nach, und nun rückten sie Colonnenweise von allen Seiten ins Preußische Lager ein. Viele Regimenter der königlichen Armee wurden erst durch ihre eignen Kanonenkugeln vom Schlaf aufgeschreckt; denn die anrückenden Feinde, die größtentheils ihr Geschütz zurückgelassen hatten, fanden auf den schnell eroberten Feldwachen und Batterien Kanonen und Munition, und mit diesen feuerten sie ins Lager der Preußen. — Nie befand sich ein Heer braver Truppen in einer schrecklicheren Lage, als die unter dem Schutze Friedrichs sorglos schlafenden Preußen, die nun auf einmal im Innersten ihres Lagers von einem mächtigen Feinde angegriffen, und durch Feuer und Stahl zum Todesschlaf geweckt wurden. Es war Nacht, und die Verwirrung über allen Ausdruck. Welch ein Anblick für diese Krieger, einer nächtlichen Vision

ähnlich! Die Oesterreicher gleichsam wie aus der Erde hervorgestiegen, mitten unter den Fahnen der Preußen, im Heiligthum ihres Lagers. Viele Hundert wurden in ihren Zeltern erwürgt, noch ehe sie die Augen öffnen konnten; andere liefen halb nackend zu ihren Waffen. Die wenigsten konnten sich ihrer eignen bemächtigen. Ein jeder ergriff das Gewehr, das ihm zuerst in die Hände fiel, und flog damit in Reih' und Glied. Hier zeigten sich die Vortheile einer vortrefflichen Disciplin auf die auffallendste Weise. In dieser entsetzlichen Lage, wo Gegenwehr fast Tollkühnheit schien, und der Gedanke an Flucht und Rettung bei allen Soldaten aufsteigen mußte, ware gänzlicher Untergang das Kriegsloos einer jeden andern Armee irgend eines Volks gewesen; selbst die besten an Krieg und Sieg gewöhnten Truppen unsers Welttheils hatten hier das Ziel ihrer Thaten, und das Grab ihres Ruhms gefunden, denn Muth allein galt hier wenig, Disciplin alles. Das Kriegsgeschrei verbreitete sich wie ein Lauffeuer durchs ganze Preußische Lager; alles stürzte aus den Zeltern, und in wenig Augenblicken, trotz der unaussprechlichen Verwirrung, stand der größte Theil der Infanterie und der Kavallerie in Schlachtordnung. Die Art des Angriffs nöthigte die Regimenter einzeln zu agiren. Sie warfen sich dem Feind nun allenthalben entgegen, und schlugen ihn auch an einigen Orten zurück; an mehreren aber mußten sie der Uebermacht weichen. Der anbrechende Tag diente nicht, die Verwirrung zu vermindern, denn ein dicker Nebel lag auf den streitenden Heeren. Die Preußische Reiterei, von Seidlitz angeführt, flog umher, und schnaubte nach Thaten. Sie wußte in der Dunkelheit nicht, wo sie den Feind suchen sollte. Fand ihn ihr Schwerdt zufällig, so war das Blutbad entsetzlich. Das Cürassierregiment von Schöneich warf allein die ganze Linie Oesterreichischer Infanterie über den Haufen, und machte an 500 Gefangene. — Das Dorf Hochkirch stand in Flammen, und wurde dennoch von den Preußen aufs tapferste vertheidigt. Der Sieg schien von dem Besitz desselben abzuhangen, daher Daun immer frische Truppen zum Angriff anrücken ließ. Nur 600 Preußen waren hier zu besiegen, die, nachdem sie kein Pulver mehr hatten, den kühnen Versuch machten, sich durch

die große Menge Feinde durchzuschlagen. Ein kleiner Theil war so glücklich es zu bewirken; das Loos aller übrigen aber war Tod, Wunden, oder Gefangenschaft. Nun rückten ganze Regimenter Preußen an, und schlugen den Feind wieder aus dem Dorfe. Hier war sodann der Hauptplatz des blutigsten Kampfes. Eine Kanonenkugel nahm dem Prinzen Franz von Braunschweig den Kopf weg; der Feldmarschall Keith bekam einen Schuß in die Brust, stürzte zu Boden, und gab, ohne einen Laut, seinen Heldengeist auf; auch der Feldmarschall, Fürst Moritz von Dessau, wurde tödtlich verwundet. Die Preußen, von vorne und im Rücken angegriffen, mußten weichen, und die Oesterreichische Kavallerie hieb nun mit Vortheil in die tapfersten Regimenter des Preußischen Fußvolks ein. Der König führte in Person frische Truppen gegen den Feind an, der abermals zurückgeschlagen wurde; die Oesterreichische Reiterei aber vernichtete wieder diese Vortheile der Preußen. Der Nebel verzog sich endlich, und beide Heere übersahen nunmehr den mit Leichen besäeten Wahlplatz, und die allenthalben herrschende Unordnung. So sehr auch die Disciplin der Preußen Ordnung schuf, so war ihnen dennoch die Dunkelheit und das Terrain entgegen, ihre Taktik zu brauchen und zweckmäßig zu kämpfen. Man formirte nun von beiden Seiten neue Schlachtordnungen. Die Oesterreicher waren in solcher Verwirrung, daß sie auf den Anhöhen bei Hochkirch in dicken Haufen zu Tausenden herumschwärmten. Daun, ohnerachtet aller erlangten Vortheile, glaubte nicht eine Armee besiegt zu haben, die alle menschliche Erwartungen betrogen hatte; die, obgleich in der Nacht mitten im Schlaf überfallen, dennoch so viele Stunden mit erstaunlicher Tapferkeit in Dunkelheit und Nebel gestritten, die mehresten ihrer Heerführer verlohren hatte, und doch jetzt im Begriff stand den Blutkampf zu erneuern. Dieses war auch die Absicht Friedrichs, als der Herzog von Aremberg, der mit seinem starken Corps unter Begünstigung des Nebels dem Könige in die Flanke gekommen war, den linken Flügel der Preußen angriff. Hier wurden einige tausend Mann über den Haufen geworfen, und eine große Preußische Batterie erobert. Dies war aber auch die Gränze des Siegs.

Der König, der jetzt feindliche Truppen vorne und im Rücken hatte, zog seine tapfern Schaaren mitten unter diesem Mordgetümmel zusammen, und machte, nach einem fünfstündigen verzweifelten Gefechte, einen Rückzug, dem nichts als ein zweitausendjähriges Alter fehlt, um von allen Zungen gepriesen zu werden. Er wurde durch ein starkes Artilleriefeuer und durch Linien von Kavallerie gedeckt, die in der Ebene von Belgern mit großen Zwischenraumen aufmarschierte, hinter denen sich die Infanterie formirte. Die Oesterreichische Armee war in zu großer Unordnung, um einen solchen Rückzug zu stören; überdem auch hatte Daun schon bei Kollin zu erkennen gegeben, sein Grundsatz sey, daß man einem fliehenden Feinde eine goldne Brücke bauen müsse. — Der Marsch Friedrichs gieng nicht weit. Nur eine halbe Meile vom Wahlplatz, auf den sogenannten Spitzbergen, lagerte er sich mit seinen Truppen, die den größten Theil ihrer Artillerie und Bagage verlohren, den kurzen Rock in der rauhen Jahreszeit zur Decke, und den Himmel zum Zelte hatten. Es fehlte ihnen sogar an Pulver und Kugeln, diesem größten Bedürfniß der Europäischen Heere. Ein neues Treffen in dieser Lage hätte die alten Schlachten erneuert, wo Mann gegen Mann focht, und jeder sich auf seine Faust verließ. Die Stellung des Königs war indessen so vortheilhaft, die Mittel, allen Gefahren Trotz zu bieten, bei ihm so mannichfaltig, und seine Truppen selbst in ihrem geschlagenen Zustande noch so furchtbar, daß Daun keinen neuen Angriff wagen wollte. Die Preußische Armee verlohr, an diesem unglücklichen Tage, nebst dem Gepäcke, über 100 Kanonen und 9000 Mann, die Oesterreicher 8000 Mann. — Der König hatte sich ins stärkste Feuer gewagt; ein Pferd wurde ihm unterm Leibe erschossen, und zwei Pagen stürzten todt an seiner Seite nieder. Er war in Gefahr, gefangen zu werden. Schon hatten ihn die Feinde bei dem Dorfe Hochkirch umringt; er entkam aber durch die Tapferkeit der ihn begleitenden Husaren. Allenthalben gegenwartig, wo der Kampf am blutigsten war, schien er sein Leben für nichts zu achten. Nie zeigte sich sein Geist und seine großen Fähigkeiten in einem so glanzenden Lichte, als in dieser Nacht, die, anstatt seinen Ruhm zu schwächen, ihn vielmehr außer-

ordentlich erhöhete. Nicht der König, der mitten im Kriegsgetümmel alle Regierungsgeschafte besorgt, und seine Staaten, so wie im Frieden durch eigne Verordnungen beherrscht; der in gefahrvollen Stunden die Flöte spielt, und gleich darauf die tiefdurchdachtesten Befehle ertheilt; der am Tage vor einer entscheidenden Schlacht französische Verse macht, Gesetze entwirft, und Rechnungen durchsieht; nicht der Sieger von Lissa, der auf Schlesiens Feldern griechische Taktik durch Thaten lehrt, und ein ungeheures Heer streitbarer Völker vernichtet; nicht dieser außerordentliche Mann ist dem Philosophen, dem Geschichtsforscher, dem Denker so verehrungswürdig, als der bei Hochkirch überfallne, geschlagene, aber doch nicht besiegte König, der seine schlafenden Krieger zusammenrafft, sie einem tapfern und weit stärkern Feinde entgegen stellt, der, mit allen Vortheilen versehen, sich schon mitten im Lager befindet, und selbst durch Preußische Kugeln Preußen tödtet; der in diesen erschrecklichen Augenblicken seinen Busenfreund fallen sieht, alle seine vornehmsten Feldherrn verliert, und nun sich ganz allein überlassen durch die Kraft seines Geistes die zweckmäßigsten Maßregeln ergreift, das Chaos seines Heers mitten unter Blut und Tod zur Harmonie umschafft, fünf Stunden lang kämpft, und sich mit großer Ordnung zurückzieht; der in dieser verzweifelten Lage, ohne Kanonen, ohne Munition und Bagage, dem Feinde noch Furcht einflößt, und gleich darauf fähig ist, entlegne belagerte Festungen zu entsetzen. Ein solcher Fürst erzwingt die Bewunderung aller Nationen, und aller Zeitalter!

6. Die Verschüttung der Dörfer Goldau, Businge n, und Lowerz durch den Einsturz des Roßberges.

Es war am 2ten September 1806, als nach den heftigsten Regengüssen mehrerer Tage Abends um 5 Uhr, unter einem noch nie gehörten Donnern und Krachen, und einer schwarzen, hoch in die Luft emporwirbelnden Dampf- und Staubwolke, die oberste Höhe des Roßberges, Spitzebuel genannt, jählings zusammenstürzte. Tod

und Verheerung verbreitend, Häuser und Hütten, Menschen, Heerden und Bäume, Lebloses und Lebendiges mit sich fortwälzend, hatte die losgerissene ungeheure Masse von Felsenschichten, Erde und Waldung sich mit der Schnelligkeit eines wüthenden Waldstromes in zwei Armen in das schöne Thal hinabgestürzt, und auf zwei Seiten hervorbrechend die Dörfer Busingen und Goldau, nebst dem größten Theile von Lowerz, in grauenvollen Schutt, die Mehrzahl der Einwohner aber in eine gemeinschaftliche Todesnacht begraben. Zahlreiche Hütten friedlicher Hirten wurden von der fortgeschobenen Kiesmasse zerdrückt, oder von ungeheuren, gleich einem Federballe fortgeschleuderten Felsenstücken mit unbeschreiblicher Gewalt zermalmt und zerschmettert. Neue Felsenberge sahe man in demselben Augenblicke sich aus der Tiefe emporthürmen. Große uralte Tannenwälder rissen sich von dem Abhange des sinkenden Berges los, und versanken tief unten im Thal, ohne nur eine Spur übrig zu lassen. Noch andere gewaltige Massen hatten sich durch die ganze Breite des Thals hoch an den Abhang des gegenüber liegenden Rigi-Berges hinaufgewälzt, oder waren wie Bälle über die Häuser und Bäume hinweggeschleudert worden. In Goldau selbst sahen mehrere Einwohner die Unglück drohende Masse von der Spitze des Roßberges sich losmachen und heranbewegen, als plötzlich von der Kapelle aus die Sturmglocke ertönte. Auf ihren furchtbaren Ruf drängte sich alles, was sich in der Nähe befand, in das Heiligthum mit Zittern und Zagen zum Gebete herbei. Ein Augenblick, so stürzte unter den herabrollenden Bergtrümmern die Kirche zusammen, und ein grauenvolles ungeheures Grab verschlang sie alle, Männer und Weiber, Greise und Kinder.

Während nun der eine Arm des Erdstromes Goldau und seine reizenden Umgebungen begrub, hatte der andere sich gegen Lowerz hinauf gewälzt, und bis an das Dorf und den See hinauf alles, was er auf seinem Wege traf, entweder mit sich fortgerissen, oder unter seinen Schlamm verschüttet. Das helle Blau des Lowerzer Sees verwandelte sich plötzlich in eine widrige Leimfarbe, seine sanften Wellen in tobende Meereswogen, die nun mit reißender Gewalt gegen das Dorf Seewen hinauf sich wälzten,

hier Häuser aus ihren Fundamenten hoben, und sie weit von ihrer Stelle versetzten. Der See selbst, mit unzähligen Trümmern bedeckt, trieb auf seiner Oberfläche Ruinen von Wohnungen und Ställen, Balken, Geräthschaften, Heuschober und Obst-Bäume in wilder Unordnung eines allgemeinen Unterganges umher.

In Lowerz stellte sich nach dieser grauenvollen Verwüstung Leben und Tod, Seyn und Nichtseyn, die herrlichste und die ödeste Natur, die Verwirrung eines Weltuntergangs und eine ungestörte ländliche Ruhe und Ordnung in einem herzerschütternden Gegensatze dar; denn der verwüstende Erdstrom war zwar bis tief in das Dorf und auf die Höhe der Kirche vorgedrungen, hatte aber hier plötzlich seine Kraft verlohren, und durch dieß glückliche: bis hieher und nicht weiter! wurden die äußersten Häuser des Dorfes wie durch ein Wunder der göttlichen Allmacht dem unvermeidlich scheinenden Untergange entrissen. Diese Wohnungen stehen nun unberührt und unbeschädigt nach wie vor zwischen schattenreichen Fruchtbäumen beisammen, und tauschen Sinn und Auge mit der Vorstellung des alten anmuthigen Lowerz. Aber so wie man sich umwendet, und kaum drei Schritt von der lebendigen Welt, eröfnet sich der weite Schauplatz einer grauenvollen Verwüstung. Mitten unter den Ruinen, und als in einer Wüste stehend, zeigt sich der Kirchthurm, losgerissen von der eingestürzten, nicht mehr sichtbaren Kirche. Ein tiefes Schweigen ist über diese traurigste aller Einöden verbreitet. Schmale Nebelstreifen und weiße Dunstgebilde schweben hier und dort, wie bleiche Erscheinungen aus der Geisterwelt, in langsamem Zuge um die Grate der neugeschaffenen Felsen und Schutthügel, und über dem Chaos der sumpfigten Tiefe. An einer Stelle balsamischer Blumenduft der nahen Alpen, und wenige Schritte weiter der Odem des Todes aus den Gräbern des aufgewühlten Todtenackers. Um das Dach des zusammengestürzten Beinhauses und unter den Trümmern des Kirchengeräthes und der Heiligenbilder liegen die Todtengebeine umher. Die dürftigen Insignien des geretteten Venerabile schimmern an einer der übrig gebliebenen Hütten; die herausgeschleuderten Glocken stehen auf der Erde, und der Zeiger der Thurmuhr weist, wie

wenn die Zeit hier nicht mehr in Stunden getheilt werden sollte, unbeweglich auf eilf hin.

Wunderbar ward das Leben zweier Kinder, Anna Maria und Franciſca, das eine nur von ſechs Jahren, gerettet, die dem Erdſtrome, der ſich jählings über ihre Wohnung herſtürzte, nicht mehr hatten entfliehen können. Indem er das Haus über ihnen zuſammendrückte, überdeckte er ſie ſo, daß ſie, obgleich bei völligem Bewußtſeyn, und nur durch einen ſehr kleinen Zwiſchenraum getrennt, dennoch ſich weder rühren, noch einander nähern, noch irgend Hülfe leiſten konnten. Unter der gewiſſen Erwartung des nahen Todes ſchlich die Nacht ihnen langſam dahin. Gemeinſchaftlich hatten ſie in ihrer Herzensangſt gebetet, als der Ton einer benachbarten Sturmglocke, der in ihre Gruft drang, plötzlich einen Schimmer von Hoffnung in ihr Herz ſenkte, und ſie muthmaßen ließ, daß doch oben auf der Welt noch Menſchen ſeyn möchten. Gegen Morgen antwortete Anna Maria ihrer von Zeit zu Zeit ſie anſprechenden Unglücksgefahrtin nicht mehr. Ein ſanfter Schlummer hatte die Unſchuldige umfangen, aus dem ſie bald wieder zum neuen Leben erwachen ſollte. Franciſca aber hielt dieſen Schlummer für Maria's Todesſchlaf, und erwartete mit Ergebung den Augenblick, der auch ſie in denſelben verſenken, und eben dahin bringen ſollte, wohin ihr die Kleine, wie ſie glaubte, ſchon vorangegangen war. Unterdeſſen brach der Tag an, und mit ihm erſchien den lebendig Begrabenen der Morgenſtern des zweiten Lebens. Frühe mit der Dämmerung zeigte ſich, nach einer Nacht voll Angſt und Schmerzen, Maria's Vater auf den Ruinen, um nachzuſehen, ob ſich noch irgend eine Spur ſeines Häuschens entdecken laſſe. Glücklicher Weiſe war dieß nur ſo leicht von dem Schutte bedeckt worden, daß Franciſca ſogleich die Stimme des, wie ſie ſagte, oben auf der Welt Sprechenden erkannte. Zum Rufen ſelbſt allzu entkräftet, ermahnte ſie die nunmehr wieder wach gewordene Anna Maria, mit möglichſter Anſtrengung zu rufen, und nicht abzulaſſen; der Vater ſey draußen. Das Mädchen erhob die kindiſche Stimme, deren geliebte Töne der Vater bald erkannte. Jetzt verlieh die Liebe ſeinen Armen doppelte Kraft, und die Hoffnung be-

flügelte seine Eile. Nicht lange, so drang zwischen den aus einander gerissenen Trümmern und dem zertheilten Schutte das Licht des Lebens mit mildem Strahle wieder hinein in die düstere Gruft der lieben Kleinen. Francisca, noch zweifelnd an ihrer Auferstehung, wankte hervor aus dem Dunkel ihres Grabes, und der treue Vater drückte die geliebten und geretteten Kinder mit stummem Entzücken an sein klopfendes Herz.

Hirzel.

II. Charakterschilderung und Biographie.

Charakter des Sokrates.

Sokrates, Sohn des Bildhauers Sophroniskus, und der Hebamme Phänareta, der weiseste und tugendhafteste unter den Griechen, ward 470 Jahr vor Christus zu Athen gebohren. Der Vater hielt ihn in seiner Jugend zur Bildhauerkunst an, in welcher er keine geringe Fortschritte gemacht haben muß, wenn die bekleideten Grazien, die auf der Mauer zu Athen standen, wie verschiedene versichern, von seiner Arbeit gewesen. Zeiten, in welchen ein Phidias und Zeuxis lebten, können keiner mittelmäßigen Arbeit eine so wichtige Stelle einräumt haben. Etwa in seinem dreißigsten Jahre, als sein Vater längst todt war, und er, ohne sonderliche Neigung, aber aus Noth, die Bildhauerkunst noch immer trieb, lernte ihn Krito, ein vornehmer Athenienser, kennen, bemerkte seine erhabnen Talente, und urtheilte, daß er dem menschlichen Geschlechte durch sein Nachdenken weit nützlicher werden könnte, als durch seine Handarbeit. Er nahm ihn aus der Schule der Kunst, und brachte ihn zu den Weisen der damaligen Zeit, um ihm Schönheiten einer höhern Ordnung zur Betrachtung und Nachahmung vorhalten zu lassen. Sokrates genoß den Unterricht und den Umgang der berühmtesten Leute in allen Wissenschaften und Künsten. Krito versahe ihn mit den Nothwendigkeiten des Lebens, und

Sokrates legte sich anfangs mit vielem Fleiße auf die Naturlehre. Er merkte aber gar bald, daß es Zeit sey, die Weisheit von Betrachtung der Natur auf die Betrachtung des Menschen zurückzuführen. Sokrates war der erste, wie Cicero sagt, der die Weisheit vom Himmel heruntergerufen, in die Städte eingesetzt, in die Wohnungen der Menschen geführet, und über ihr Thun und Lassen Betrachtungen anzustellen genöthiget hat. — Damals stand in Griechenland, wie zu allen Zeiten bei dem Pöbel, die Art von Gelehrten in großem Ansehen, die sich bemühen, eingewurzelte Vorurtheile und verjährten Aberglauben durch allerhand Scheingründe und Spitzfindigkeiten zu begünstigen. Sie gaben sich den Ehrennamen Sophisten, den ihre Aufführung in einen Eckelnamen verwandelte. Sie besorgten die Erziehung der Jugend, und unterrichteten auf öffentlichen Schulen sowohl, als in Privathäusern, in Künsten, Wissenschaften, Sittenlehre und Religion, mit allgemeinem Beifalle. Sie wußten, daß in demokratischen Regierungsverfassungen die Beredsamkeit über alles geschätzt wird, daß ein freier Mann gerne von Politik schwatzen hört, und daß die Wissensbegierde schaaler Köpfe am liebsten durch Mährchen befriedigt seyn will: daher unterließen sie niemals, in ihrem Vortrage gleißende Beredsamkeit, falsche Politik und ungereimte Fabeln so künstlich durch einander zu flechten, daß das Volk sie mit Verwunderung anhörte und mit Verschwendung belohnte. Mit der Priesterschaft standen sie in gutem Vernehmen; denn sie hatten beiderseits die weise Maxime: leben und leben lassen. Ihre Hauptgrundsätze waren: „Man kann alles beweisen und alles widerlegen," und: „Man muß von der Thorheit anderer, und seiner eigenen Ueberlegenheit, so viel Vortheil ziehen, als man nur kann." Da sie listig genug waren, das herrschende Religionssystem mit ihrem Interesse zu verwickeln: so gehörte nicht nur Entschlossenheit und Heldenmuth dazu, ihren Betrügereien Einhalt zu thun, sondern ein wahrer Tugendfreund durfte es ohne die behutsamste Vorsichtigkeit nicht wagen. — Solche Schwierigkeiten und Hindernisse standen dem Sokrates im Wege, als er den großen Entschluß faßte, Tugend und Weisheit unter seinen Nebenmenschen zu verbreiten.

Er hatte, von der einen Seite, seine eignen Vorurtheile der Erziehung zu besiegen, die Unwissenheit anderer zu beleuchten, Sophisterey zu bestreiten, Bosheit, Neid, Verleumdung und Beschimpfung von Seiten seiner Gegner auszuhalten, Armuth zu ertragen, festgesetzte Macht zu bekampfen, und was das schwerste war, die finstern Schreckbilder des Aberglaubens zu vereiteln. Von der andern Seite waren die schwachen Gemüther seiner Mitbürger zu schonen, Aergernisse zu vermeiden, um den guten Einfluß, den selbst die albernste Religion auf die Sitten der Einfältigen hat, nicht zu verscherzen. Alle diese Schwierigkeiten überstand er mit der Weisheit eines wahren Philosophen, mit der Geduld eines Heiligen, mit der uneigennützigen Tugend eines Menschenfreundes, mit der Entschlossenheit eines Helden, auf Unkosten und mit Verlust aller weltlichen Güter und Vergnügungen. Gesundheit, Macht, Bequemlichkeit, Leumund, Ruhe, und zuletzt das Leben selbst, gab er auf die liebreichste Weise für das Wohl seiner Nebenmenschen hin. So mächtig wirkte in ihm die Liebe zur Tugend und Rechtschaffenheit, und die Unverletzlichkeit der Pflichten gegen den Schöpfer und Erhalter der Dinge, den er durch das reine Licht der Vernunft auf die lebendigste Art erkannte. Diese höheren Aussichten des Weltbürgers hielten ihn indessen nicht ab, die gemeineren Pflichten gegen sein Vaterland zu erfüllen. In seinem sechs und dreißigsten Jahre that er Kriegsdienste wider die Potidäer, die Einwohner einer Stadt in Thrazien, die sich wider ihre Tributherrn, die Athenienser, empört hatten. Hier versäumte er die Gelegenheit nicht, seinen Körper wider alle Beschwerlichkeiten des Kriegs, und Rauhigkeit der Jahreszeit abzuhärten, und seine Seele in Unerschrockenheit und Verachtung der Gefahr zu üben. Er trug, durch die allgemeine Einstimmung seiner Mitwerber selbst, den Preis der Tapferkeit davon, überließ aber denselben dem Alcibiades, den er liebte, und hiedurch aufmuntern wollte, solche Ehrenbezeigungen von seinem Vaterlande künftighin durch eigne Thaten zu verdienen. Kurz vorher hatte er ihm in einem Gefechte das Leben gerettet. Man belagerte die Stadt Potidäa in der strengsten Kälte. Andere verwahrten sich wider den Frost, er blieb bei seiner gewöhnlichen

Kleidung, und gieng mit bloßen Füßen über das Eis. Die Pest wüthete in dem Lager und in Athen selbst. Es ist fast nicht mehr zu glauben, was Diogenes Laertius und Aelian versichern: Sokrates soll der einzige gewesen seyn, den sie gar nicht angegriffen. Ohne aus diesem Umstande, der ein bloßer Zufall hat seyn können, etwas zu schließen, kann man überhaupt mit Gewißheit sagen, daß er von einer starken und dauerhaften Leibesbeschaffenheit gewesen ist, und solche durch Mäßigkeit, Uebung und Entfernung von aller Weichlichkeit so zu erhalten gewußt hat, daß er wider alle Zufälle und Beschwerlichkeit des Lebens abgehärtet war. Gleichwohl hat er auch im Felde nicht unterlassen, seine Seelenkräfte nicht nur zu üben, sondern äußerst anzustrengen. Man sah' ihn zuweilen vier und zwanzig Stunden auf eben der Stelle, mit unverwandten Blicken, in Gedanken vertieft stehen, als wenn der Geist von seinem Körper abwesend wäre, sagt Aulus Gellius. Man kann nicht läugnen, daß diese Entzückungen eine Anlage zur Schwärmerei gewesen, und man findet in seinem Leben mehrere Spuren, daß er nicht völlig davon befreiet gewesen. Indessen war es eine unschädliche Schwärmerei, die weder Hochmuth noch Menschenhaß zum Grunde hatte, und die in der Verfassung, in welcher er sich befand, ihm sehr nützlich gewesen seyn mag. Die gemeinen Kräfte der Natur reichen vielleicht nicht hin, den Menschen zu so großen Gedanken und standhaften Entschließungen zu erheben. Nach geendigtem Feldzuge kehrte er in seine Vaterstadt zurück und fieng an mit Nachdruck Sophisterei und Aberglauben zu bekämpfen, und seine Mitbürger in Tugend und Weisheit zu unterrichten. Auf öffentlichen Strassen, Spatziergängen, in Bädern, Privathäusern, Werkstätten der Künstler, wo er nur Menschen fand, die er bessern zu können glaubte, da hielt er sie an, ließ sich mit ihnen in Gespräche ein, erklärte ihnen, was recht und unrecht, gut und böse, heilig und unheilig sey, unterhielt sie von der Vorsehung und Regierung Gottes, von den Mitteln ihm zu gefallen, von der Glückseligkeit des Menschen, von den Pflichten eines Bürgers, eines Hausvaters, eines Ehemannes u. s. w. Alles dieses niemals in dem aufdringenden Ton eines Lehrers, sondern als

ein Freund, der die Wahrheit selbst erst mit uns suchen will. Er wußte es aber durch die einfältigsten Kinderfragen so einzuleiten, daß man von Frage zu Frage, ohne sonderliche Anstrengung, ihm folgen konnte, ganz unvermerkt aber sich am Ziele sah', und die Wahrheit nicht gelernet, sondern selbst erfunden zu haben glaubte. Ich ahme hierin meiner Mutter nach, pflegte er im Scherze zu sagen: Sie gebieret selbst nicht mehr, aber sie besitzet Kunstgriffe, wodurch sie andern ihre Geburten zur Welt bringen hilft. Auf eine ähnliche Weise versehe ich bei meinen Freunden das Amt eines Geburtshelfers. Ich frage und forsche so lange, bis die verborgene Frucht ihres Verstandes ans Licht kömmt. Diese Methode, die Wahrheit zu erfragen, war auch die glücklichste, die Sophisten zu widerlegen. Wenn es zu einem ausführlichen Vortrage kam, so war ihnen nicht beizukommen. Denn da standen ihnen so viel Ausschweifungen, so viel Mährchen, so viel Scheingründe, und so viel rednerische Figuren zu Gebote, daß die Zuhörer verblendet wurden, und überzeugt zu seyn glaubten. Ein allgemeines Händeklatschen pflegte ihnen selten zu entstehen. Und man stelle sich den triumphirenden Blick vor, mit welchem solche Lehrer alsdann auf ihre Schüler, oder wohl gar Widersacher herabsahen. Was that Sokrates bei einer solchen Gelegenheit? Er klatschte mit; wagte aber einige gar leichte von der Sache etwas entfernte Fragen, die der hohe gelehrte Mann für albern hielt, und aus Mitleiden beantwortete. Nach und nach schlich er sich der Sache näher, immer mit Fragen, und immer, indem er seinem Gegner die Gelegenheit abschnitt, in anhaltende Reden auszuschweifen. Dadurch wurden sie genöthigt, die Begriffe deutlich aus einander zu setzen, richtige Erklärungen gelten, und aus ihren falschen Voraussetzungen ungereimte Folgerungen ziehen zu lassen. Zuletzt sahen sie sich so in die Enge getrieben, daß sie ungeduldig wurden. Er aber ward es niemals, sondern ertrug ihre Unart selbst mit der größten Gelassenheit, fuhr fort die Begriffe zu entwickeln, bis endlich die Ungereimtheiten, die aus den Grundsätzen der Sophisten folgten, dem einfältigsten Zuhörer handgreiflich wurden. Auf solche Weise wurden sie ihren eignen Schülern zum Gelächter. In Ansehung

der Religion scheint er folgenden Grundsatz vor Augen gehabt zu haben. Jede falsche Lehre oder Meinung, die offenbar zur Unsittlichkeit führet, und also der Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts entgegen ist, wurde von ihm auf keinerlei Weise verschont, sondern öffentlich, im Beiseyn der Heuchler, Sophisten und des gemeinen Volks, bestritten, lächerlich gemacht, und in ihren ungereimten und abscheulichen Folgen gezeigt. Von dieser Art waren die Lehrer der Fabeldichter von den Schwachheiten, Ungerechtigkeiten, schändlichen Begierden und Leidenschaften, die sie ihren Göttern zuschrieben. Ueber dergleichen Sätze, so wie über unrichtige Begriffe von der Vorsehung und Regierung Gottes, auch über die Belohnung des Guten und die Bestrafung des Bösen war er niemals zurückhaltend, niemals, selbst zum Scheine nicht, zweifelhaft, sondern allezeit entschlossen, die Sache der Wahrheit mit der größten Unerschrockenheit zu verfechten, und, wie der Erfolg gezeigt, sein Bekenntniß mit dem Tode zu versiegeln. Eine Lehre aber, die blos theoretisch falsch, und den Sitten so großen Schaden nicht bringen konnte, als von einer Neuerung zu befürchten war, ließ er unangefochten, bekannte sich vielmehr öffentlich zu der herrschenden Meinung, beobachtete die darauf gegründeten Ceremonien und Religionsgebräuche, vermied hingegen alle Gelegenheit zu einer entscheidenden Erklärung; und wenn ihr nicht auszuweichen war, so hatte er eine Zuflucht in Bereitschaft, die ihm niemals entstehen konnte: er schützte seine Unwissenheit vor. Hierunter begünstigte ihn vorzüglich die Methode zu lehren, die er, wie wir gesehen, aus andern Absichten gewählt hatte. Denn da er seine Lehren niemals mit dem Hochmuthe eines alles wissenden Mannes ankündigte, da er vielmehr nichts selbst behauptete, sondern allezeit die Wahrheit durch Fragen von seinen Zuhörern herauszulocken suchte: so war ihm erlaubt, das nicht zu wissen, was er nicht wissen konnte, oder durfte. Die Eitelkeit, auf alle Fragen eine Antwort zu wissen, hat so manchen großen Geist verführt, Dinge zu behaupten, die er in dem Munde eines andern getadelt haben würde. Sokrates war von dieser Eitelkeit weit entfernt. Von Dingen, die über seinem Horizont waren, gestand er mit der nai-

vesten Freimüthigkeit: Dieses weiß ich nicht; und wann er merkte, daß ihm Fallen gelegt wurden, und gewisse Geständnisse abgelockt werden wollten, so zog er sich aus dem Spiele, und sagte: Nichts weiß ich! Das Orakel zu Delphi erklärte ihn für den weisesten unter allen Sterblichen. Wißt ihr, sprach Sokrates, warum Apollo mich für den größten Weisen auf Erden hält? Weil andere mehrentheils etwas zu wissen glauben, was sie nicht wissen. Ich aber sehe wohl ein und gestehe, daß alles, was ich weiß, darauf hinauslauft, daß ich nichts weiß. — Der Ruhm des Sokrates verbreitete sich in ganz Griechenland, und es kamen die angesehensten und gelehrtesten Männer von allen Gegenden zu ihm, um seines freundschaftlichen Umgangs und Unterrichts zu genießen. Bei dem allen lebte Sokrates in der äußersten Armuth und Dürftigkeit, und wollte sich nichts für seinen Unterricht bezahlen lassen, obgleich die Athenienser so lehrbegierig waren, daß sie sichs große Summen würden haben kosten lassen, wenn er auf Belohnung gedrungen hätte. Es muß ihm desto mehr Ueberwindung gekostet haben, diese Dürftigkeit zu ertragen, da seine Frau, die wegen ihrer bösen Gemüthsart berüchtigte Xantippe, eben nicht die genügsamste Hausfrau gewesen zu seyn scheint, und er auch für Kinder zu sorgen hatte, die ihre Verpflegung von seiner Hand erwarteten.

Als einst jemand den Sokrates fragte, warum er sich eine Frau genommen, die so wenig umgänglich wäre? antwortete dieser in seinem gewöhnlichen Tone: „Wer mit Pferden umgehen lernen will, der wählet sich zu seiner Uebung kein geduldiges Lastthier, sondern ein muthiges Roß, das schwer zu bändigen ist. Ich, der ich mit Menschen umgehen lernen will, habe mir aus eben der Ursache eine Hausfrau gewählt, die unverträglich ist, um die verschiedenen Launen der Menschen desto besser ertragen zu lernen.“ Niemand war besser von den Pflichten eines Hausvaters unterrichtet, als Sokrates. Er wußte wohl, daß ihm obliege, so viel zu erwerben und anzuschaffen, als zum ehrlichen Auskommen für seine Familie nöthig sey, und er hat diese natürliche Pflicht seinen Freunden sehr oft eingeschärft. Allein was ihn selbst betraf, so stand ihm eine höhere Pflicht im Wege, die

ihn verhinderte, jener Genüge zu leisten. Das Verderbniß der Zeiten, da alles des feilen Gewinnstes halber geschahe, und insbesondere die niederträchtige Habsucht der Sophisten, die ihre verderblichen Lehren um baares Geld verkauften, und die schändlichsten Mittel anwendeten, sich auf Unkosten des betrognen Volks zu bereichern; diese legten ihm die Verbindlichkeit auf, ihnen die äußerste Uneigennützigkeit entgegen zu setzen, damit seine reinen und unbefleckten Absichten keiner übeln Auslegung fähig seyn möchten. Er wollte lieber darben, und, wenn ihn der Mangel zu sehr drückte, von Almosen leben, als durch sein Beispiel den schmutzigen Geldgeitz dieser falschen Weisheitslehrer nur einigermaßen rechtfertigen. Er unterbrach diese wohlthätigen Beschäftigungen, und zog abermals freiwillig mit zu Felde wider die Böotier. Die Athenienser verloren eine Schlacht bei Delium, und wurden aufs Haupt geschlagen. Sokrates zeigte seine Tapferkeit sowohl im Treffen, als auf dem Rückzuge. Hätte jedermann seine Pflicht so gethan, wie Sokrates, spricht der Feldherr Laches beim Plato, so wäre der Tag gewiß nicht unglücklich für uns gewesen. Als alles floh, gieng er auch zurück, aber Schritt vor Schritt, und indem er sich öfters umkehrte, um einem Feinde, der ihm etwa auf den Hals käme, Widerstand zu thun. Er fand den Xenophon, der vom Pferde gefallen und verwundet war, unterweges liegend, nahm ihn auf seine Schulter, und brachte ihn in Sicherheit. Die Priester, Sophisten, Redner und andre, die dergleichen feile Künste trieben, Leute, denen Sokrates ein Dorn im Auge seyn mußte, machten sich desselben Abwesenheit zu Nutze, und suchten die Gemüther wider ihn aufzubringen. Bei seiner Zurückkunft fand er eine geschlossene Parthei, der kein Mittel ihm zu schaden zu niederträchtig war. Sie mietheten, wie man zu glauben Ursache hat, den Komödienschreiber Aristophanes, daß er durch sein Possenspiel, das man damals Komödie nannte, den Sokrates verhaßt und lächerlich zu machen suchte, um das gemeine Volk theils auszuholen, theils vorzubereiten, und wenn der Streich gelänge, ein mehreres zu wagen. Diese Farce führte den Namen: Die Wolken. Sokrates war die Hauptperson, und die Person, die diese Rolle machte, gab sich Mühe,

ihn

ihn nach dem Leben zu konterfeyen. Kleidung, Gang, Geberde, Stimme, alles äffte er natürlich nach. Sokrates pflegte sonst niemals das Theater zu besuchen, außer wenn die Stücke des Euripides (daran er selbst, wie einige wollen, Antheil gehabt) aufgeführt wurden. Den Tag, da dieses Pasquill aufgeführt werden sollte, gieng er gleichwohl hinein. Er hörte, daß viele Fremde, die zugegen waren, sich erkundigten, wer dieser Sokrates im Original sey, der auf der Bühne so gehöhnt werde? Er trat mitten im Schauspiel hervor, und blieb, bis ans Ende des Stücks, auf einer Stelle stehen, wo ihn jedermann sehen, und mit der Kopie vergleichen konnte. Dieser Streich war für den Dichter und seine Komödie tödtlich. Die possenhaftesten Einfalle thaten keine Wirkung mehr: denn das Ansehen des Sokrates erregte Hochachtung und eine Art von Erstaunen über seine Unerschrockenheit. Auch fand das Stück keinen Beifall. Der Dichter veränderte es, und brachte es das folgende Jahr wieder auf die Bühne, aber mit eben so schlechtem Erfolge. Die Feinde des Weltweisen sahen sich genöthigt, die vorgehabte Verfolgung bis auf eine günstigere Zeit zu verschieben. — Kaum war der Krieg mit den Böotiern geendiget, so mußten die Athenienser schon ein neues Heer anwerben, um dem Lacedämonischen Feldherrn Brasidas Einhalt zu thun, der in Thrazien verschiedene Städte, und unter andern die wichtige Stadt Amphipolis ihrer Herrschaft entzogen hatte. Sokrates ließ sich die Gefahr, in die ihn seine letzte Abwesenheit gesetzt, nicht abhalten, dem Vaterlande abermals zu dienen. Dieses war das letzte Mal, daß er seine Vaterstadt verließ. Nach der Zeit kam er, bis an sein Ende, nicht aus dem Gebiete der Athenienser, und unterließ niemals, der Jugend, die ihn suchte, seinen freundschaftlichen Umgang zu gönnen, und ihr durch Lehren und gutes Exempel die Liebe zur Tugend einzuflößen. Wie er aber überall ein großer Freund und Liebhaber der Schönheit war, so schien er in der Wahl seiner Freunde auch auf körperliche Schönheiten zu sehen. Ein schöner Körper, pflegte er zu sagen, verspricht eine schöne Seele, und wenn sie der Erwartung nicht zusagt, so muß sie verwahrloßt worden seyn. Daher er sich denn viele Mühe gab, das Inwendige dies

ser Personen mit ihrem wohlgebildeten Aeußerlichen übereinstimmend zu machen. Niemand aber war ihm so angelegen, als Alcibiades, ein junger Mensch, von ungemeiner Schönheit und von großen Talenten, der hochfahrend, muthig, leichtsinnig und überaus feuriges Temperaments war. Diesen verfolgte er unermüdet, ließ sich bei allen Gelegenheiten mit ihm in Unterredung ein, um ihn durch freundschaftliche Ermahnungen und liebreiche Verweise von den Ausschweifungen des Ehrgeitzes und der Wollust, wozu er von Natur sehr geneigt war, abzuhalten.

Die Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts war sein einziges Studium. So bald ein Vorurtheil oder ein Aberglaube zur offenbaren Gewaltthätigkeit, Kränkung der menschlichen Rechte, oder Verderbniß der Sitten Anlaß gab: so konnte ihn nichts in der Welt abhalten, aller Drohung und Verfolgung zum Trotze, sich dawider zu erklären. Es war unter den Griechen ein hergebrachter Aberglaube, daß die Schatten der unbegrabnen Todten am Ufer des Styx hundert Jahre rastlos herumirren mußten, bevor sie herüber gelassen würden. Dieser Wahn mag dem rohen Volk von dem ersten Stifter der Gesellschaft aus löblichen Absichten beigebracht worden seyn. Indessen hat er zu den Zeiten des Sokrates, durch einen schändlichen Mißbrauch, manchem wackern Patrioten das Leben gekostet. Die Athenienser hatten bei den Arginusinischen Inseln über die Lacedämonier einen vollkommnen Sieg erhalten. Die Befehlshaber der siegenden Flotte wurden aber durch einen Sturm abgehalten, ihre Todten zu begraben. Bei ihrer Rückkunft nach Athen wurden sie, auf die undankbarste Weise, dieser Unterlassung halben öffentlich angeklagt. Sokrates hatte denselben Tag den Vorsitz in dem Senat, der Prytanen, welche die öffentlichen Angelegenheiten zu besorgen hatten. Die Bosheit einiger Mächtigen im Reiche, die Heuchelei der Priester und die Niederträchtigkeit feiler Redner und Demagogen, hatten sich vereinigt den blinden Eifer des Volks wider diese Beschützer des Staats aufzubringen. Das Volk drang mit Ungestümm auf ihre Verdammung. Ein Theil des Senats war selbst von diesem pöbelhaften Wahne bethört; und der Ueberrest hatte

nicht Muth genug, sich der allgemeinen Raserei zu widersetzen. Alles willigte darein, diese unglücklichen Patrioten zum Tode zu verurtheilen. Nur Sokrates allein hatte die Herzhaftigkeit, ihre Unschuld zu vertheidigen. Er verachtete die Drohungen der Mächtigen, und die Wuth des aufgebrachten Pöbels, stand ganz allein auf der Seite der verfolgten Unschuld, und wollte lieber das Aergste über sich ergehen lassen, als in eine so heillose Ungerechtigkeit willigen. Wiewohl alle seine Bemühungen zu ihrem Besten dennoch fruchtlos abliefen. Er hatte den Verdruß zu sehen, daß der blinde Eifer die Oberhand erhielt, und daß die Republik sich selbst die Schmach anthat, ihre tapfersten Beschützer einem übelverstandnen Vorurtheil aufzuopfern. Das Jahr darauf wurden die Athenienser von den Lacedämoniern auf das Haupt geschlagen, ihre Flotte zu Grunde gerichtet, ihre Hauptstadt belagert und dergestalt aufs Aeußerste gebracht, daß sie sich den Siegern auf Gnade und Ungnade ergeben mußte. Es ist sehr wahrscheinlich, daß der Mangel an erfahrnen Anführern auf Seiten der Athenienser an dieser Niederlage nicht wenig Schuld gewesen ist.

Lysander, der Feldherr der Lacedämonier, der die Stadt eingenommen hatte, begünstigte eine in derselben entstandene Empörung, verwandelte die demokratische Regierungsform in eine Oligarchie, und setzte einen Rath von dreißig Männern ein, die unter dem Namen der dreißig Tyrannen bekannt sind. Die grausamsten Feinde hätten in der Stadt nicht so wüthen können, als diese Ungeheuer gewüthet haben. Unter dem Vorwande, Staatsverbrechen und Meuterei zu bestrafen, wurden die rechtschaffensten Leute im Staat ihres Lebens oder ihres Vermögens beraubt. Plündern, rauben, verbannen, diesen öffentlich, jenen meuchelmörderisch hinrichten zu lassen, waren Thaten, mit welchen sie ihre Regierung bezeichneten. Wie mußte das Herz des Sokrates bluten, den Kritias, der vormals sein Schüler war, an der Spitze dieser Scheusale zu sehen! Ja, dieser Kritias, sein vormaliger Freund und Zuhörer, zeigte sich nunmehr als seinen offenbaren Feind, und suchte Gelegenheit, ihn zu verfolgen. Der weise Mann hatte ihm einst seine viehische und widernatürliche Geilheit mit harten Worten verwiesen, und seit der Zeit

trug ihm der Unmensch einen heimlichen Groll nach, der jetzo auszubrechen Gelegenheit suchte. Als er und Charikles zu Gesetzgebern ernannt wurden, führten sie, um eine Ursache an dem Sokrates zu finden, das Gesetz ein, daß niemand in der Redekunst unterrichten sollte. Sie erfuhren darauf, daß sich Sokrates mit Worten wider sie vergangen, und verschiedentlich habe lauten lassen, es wäre zwar wunderbar, wenn Hirten die ihnen anvertraute Heerde kleiner und magerer machten, und dennoch nicht für schlechte Hirten wollten gehalten seyn: aber weit wunderbarer wäre es, wenn die Vorsteher eines Staats, die Bürger weniger und schlechter machten, und dennoch nicht schlechte Vorsteher seyn wollten. Sie ließen ihn kommen, zeigten ihm das Gesetz, und verboten ihm, mit jungen Leuten sich in Unterredung einzulassen. Ist es erlaubt, versetzte Sokrates, eines und das andere zu fragen, das mir in diesem Verbote nicht deutlich genug ist? — O ja! antwortete man. — Ich bin bereit, erwiederte er, dem Gesetze zu folgen, und befürchte nur aus Unwissenheit dawider zu verstoßen: ich bitte daher um eine deutlichere Erklärung, ob ihr unter der Redekunst, eine Kunst recht zu reden, oder unrecht zu reden versteht? Ist jenes: so muß ich mich enthalten, jemanden zu sagen, wie er recht reden soll; ist aber dieses: so werde ich niemand unterweisen, wie er unrecht reden soll. — Charikles entrüstete sich, und sprach: Wenn du dieses nicht verstehest, so haben wir dir es faßlicher gemacht, und schlechterdings verboten, mit jungen Leuten zu reden. — Damit ich aber auch hierin wisse, wie ich mich zu verhalten habe, sprach Sokrates: so bestimmt mir die Zeit, wie lange ihr die Menschen für junge Leute haltet? So lange sie nicht im Rathe sitzen können, antwortete Charikles, das ist, so lange sie nicht zu reifem Verstande gekommen sind, nämlich bis zu dreißig Jahren. Wenn ich aber etwas kaufen will, erwiederte Sokrates, das ein junger Mensch unter dreißig Jahren zu verkaufen hat, soll ich nicht fragen, wie theuer? Dieses ist dir nicht verboten, sprach Charikles; aber du frägst manchmal Dinge, die du gar wohl weißt: solcher Fragen enthalte dich ferner! — Und antworten? sprach Sokrates weiter. Wenn ein junger Mensch mich fragt, wo Charikles oder Kritias wohne?

darf ich ihm hierauf antworten? — Ja, ja, sprach Kritias; aber enthalte dich der abgenutzten Beispiele und Gleichnisse von Riemenschneidern, Zimmerleuten und Schmieden. Vermuthlich, erwiederte Sokrates, auch der Begriffe, die ich durch diese Beispiele zu erläutern pflege, von der Gerechtigkeit, Heiligkeit, Frömmigkeit u. s. w.? Ganz recht! antwortete Charikles, und vor allen Dingen auch der Viehhirten. Merke dir das! oder ich befürchte, du wirst auch die Heerde kleiner machen. Sokrates achtete ihre Drohungen so wenig, als ihr ungereimtes Gesetz, das sie, der gesunden Vernunft und dem Gesetze der Natur schnurstraks zuwider, keine Befugniß gehabt einzuführen. Er setzte seine Bemühungen zum Besten der Tugend und Gerechtigkeit mit dem unermüdeten Eifer fort, und die Tyrannen unterstunden sich gleichwohl nicht, ihm so gerade auf den Leib zu kommen. Sie suchten Umwege, und wollten ihn mit in ihre Ungerechtigkeiten verwickeln: trugen ihm daher nebst vier andern Bürgern auf, den Leon von Salamin nach Athen zu bringen, um ihn hinrichten zu lassen. Die andern übernahmen den Auftrag; Sokrates aber erklärte sich, daß er niemals zu einer ungerechten Sache die Hände bieten werde. So willst du denn, sprach Charikles, Freiheit haben, zu reden, was du willst, und gar nichts dafür leiden? Alles mögliche Uebel, antwortete er, will ich dafür leiden, nur das nicht, jemanden Unrecht zu thun. Charikles schwieg, und die übrigen sahen sich einander an. Diese Freiheiten würden den Sokrates am Ende dennoch das Leben gekostet haben, wenn nicht das Volk, der Grausamkeit dieser Tyrannen müde, einen Aufstand erregt, ihre vornehmsten Anführer umgebracht, und die übrigen zur Stadt hinaus gejagt hätte. Unter der wieder hergestellten demokratischen Regierung fanden die alten Feinde des Sokrates, die Sophisten, Priester und Redner, die längst erwünschte Gelegenheit, ihn mit besserm Glück zu verfolgen, und endlich gar aus dem Wege zu räumen. Anytus, Melitus und Lykon, sind die drei zu ihrer Schmach unvergeßliche Namen derer, die sich zur Ausführung dieses schändlichen Vorhabens haben brauchen lassen. Sie brachten die Verläumdung unter das Volk: Sokrates habe dem Kritias die Grundsätze der Tyrannei beigebracht, die er neulich

mit so unerhörter Grausamkeit ausgeübt hätte. Wer die Leichtgläubigkeit und Unbeständigkeit des Pöbels kennt, wird sich nicht verwundern, daß die Athenienser einer so offenbaren Falschheit Gehör gegeben, ob gleich jedermann wußte, was zwischen dem Sokrates und den Tyrannen vorgefallen. Einige Jahre vorher hatte Alcibiades, der große Talente, aber einen sehr wilden Charakter hatte, in Gesellschaft andrer muthwilligen Jünglinge, die Bildsäule des Merkurs zerschlagen, die Eleusinischen Geheimnisse öffentlich verspottet, und wegen dieses Uebermuths aus seiner Vaterstadt entweichen müssen. Jetzt wurde diese Geschichte wieder rege gemacht, und von den Feinden des Sokrates ausgestreut, er habe dem jungen Menschen die Verachtung der Religion beigebracht. Nichts war den Lehren und der Aufführung des Sokrates mehr zuwider, als ein solcher Frevel. Den öffentlichen Gottesdienst, so abergläubisch er auch seyn mochte, hat er allezeit in Ehren gehalten; und was die Eleusinischen Geheimnisse betrifft, so rieth er allen seinen Freunden, sich in denselben einweihen zu lassen; ob er gleich selbst seine Ursachen haben mochte, es nicht zu thun. Man hat sehr guten Grund, zu glauben, daß die größern Geheimnisse zu Eleusis nichts andres waren, als die Lehren der wahren natürlichen Religion, und eine vernünftige Auslegung der Fabeln. Wenn Sokrates sich weigerte, die Einweihung anzunehmen, so geschah es, wahrscheinlicher Weise, um die Freiheit zu behalten, diese Geheimnisse ungestraft ausbreiten zu dürfen, die ihm die Priester durch die Einweihung zu entziehen suchten. — Als die Verläumder das Volk durch dergleichen boshafte Ausstreuungen genugsam vorbereutet zu haben glaubten, brachte Melitus eine förmliche Anklage wider den Sokrates an die Obrigkeit der Stadt, welche sofort dem Volk davon Nachricht gab. Das Gericht wurde zusammen berufen, und die gewöhnliche Anzahl der Bürger durch das Loos bestimmt, die den Angeklagten richten sollten. Die Anklage war: Sokrates handelt wider die Gesetze, indem er 1) die Götter der Stadt nicht verehrt und eine neue Gottheit einführen will, und 2) die Jugend verderbet, der er eine Verachtung alles dessen, was heilig ist, beibringet. Seine Strafe sey der Tod. — Seine Freunde brachten ihm

wohlausgearbeitete Reden zu seiner Vertheidigung. Sie sind sehr schön, sprach er, aber für mich alten Mann schicken sich dergleichen Künste nicht. Willst du nicht etwas zu deiner Vertheidigung aufsetzen? fragten sie ihn. Die beste Vertheidigung, die ich machen kann, antwortete er, ist, daß ich in meinem Leben niemanden Unrecht gethan. Ich habe zu verschiedenen Malen angefangen auf eine Schutzrede zu denken, bin aber allemal von Gott daran verhindert worden. Vielleicht ist es sein Wille, daß ich in diesen Jahren, bevor das hinfällige und einer Krankheit ähnliche Alter kömmt, eines leichtern Todes sterben, und weder Freunden noch mir selbst zur Last werden soll. In diesen Worten hat man einen Beweis finden wollen, daß Sokrates feigherzig gewesen sey, und die Unbequemlichkeiten des Alters mehr, als den Tod gefürchtet habe. Es gehöret nicht wenig Herzhaftigkeit dazu dem Leser so etwas einbilden zu wollen! An dem zu dieser Untersuchung öffentlich anberaumten Tage erschienen Melytus, Anytus und Lyko, der erste für die Dichter, der zweite für das Volk, und der letzte für die Redner, bestiegen einer nach dem andern den Rednerstuhl, und hielten die giftigsten und verläumderischsten Reden wider den Sokrates. Er betrat nach ihnen den Platz, ohne zu zittern oder zu zagen, ohne, nach der damaligen Gewohnheit auf Gerichtsstuben, seine Richter durch einen jämmerlichen Anblick zum Mitleiden bewegen zu wollen; sondern mit dem gesetzten und zuversichtlichen Wesen, das seiner Weisheit anständig war. Er hielt eine zwar ungekünstelte und unvorbereitete, aber männliche und sehr nachdrückliche Rede, in welcher er alle Verläumdungen und boshaften Gerüchte, die man zu seinem Nachtheil ausgestreut hatte, ohne Bitterkeit widerlegte, seine Ankläger beschämte, und in ihren eignen Beschuldigungen Widersprüche und Ungereimtheiten zeigte. Seinen Richtern begegnete er zwar mit der erforderlichen Ehrerbietigkeit, sprach aber in einem so festen, und seines Vorzugs sich bewußten Tone, daß seine Rede öfters durch unzufriedenes Murmeln unterbrochen ward. Er beschloß mit folgenden Worten: „Werdet nicht ungehalten, Athenienser! daß ich, wider die Gewohnheit der Verklagten, nicht in Thränen zu euch rede, oder meine Kinder, Verwand-

ten und Freunde in einem kläglichen Aufzuge erscheinen lasse, um euch zum Mitleiden zu bewegen. Nicht aus Hochmuth oder Trotz habe ich dieses unterlassen; sondern weil ich es für unanständig halte, einen Richter anzuflehen, und ihn durch etwas andres, als durch die Rechtmäßigkeit der Sache, einnehmen zu wollen. Der Richter hat sich durch einen Eid verpflichtet, nach Gesetz und Billigkeit zu urtheilen, und sein Mitleiden so wenig als seinen Zorn den Ausspruch thun zu lassen. Wir Angeklagten handeln also wider Recht und Billigkeit, wenn wir euch durch unsre Klagen eidbrüchig zu machen suchen, und wider die Achtung, die wir euch schuldig sind, wenn wir euch fähig halten, es zu werden. Ich will auf keinerlei Weise meine Errettung solchen Mitteln zu verdanken haben, die weder recht, noch billig, noch gottesfürchtig sind; vornehmlich da ich vom Melitus so eben der Gottlosigkeit beschuldiget worden bin. Wenn ich durch mein Flehen euch meineidig zu machen suchte, so wäre dieses der überzeugendste Beweis, daß ich keine Götter glaube; mithin würde mich diese Vertheidigung selbst der Gotteslängnung überführen. Aber nein! ich bin mehr, als alle meine Ankläger, von dem Daseyn Gottes überzeugt, und ergebe mich daher Gotte und euch, mich nach Wahrheit zu richten, und über mich zu verhängen, was ihr so wohl für euch, als für mich für das Beste haltet."

Die Richter waren höchst unzufrieden über dieses gesetzte und unerschütterte Wesen, und unterbrachen den Plato, der nach ihm hervortrat und zu reden begann. „Ob ich schon der jüngste bin, Athenienser! fieng Plato an, von denen, welche diesen Ort hinaufgestiegen" — Heruntergestiegen! riefen sie ihm zu, und ließen ihn seine Rede nicht fortsetzen. Sokrates wurde durch die Mehrheit von drei und dreißig Stimmen für schuldig erkannt.

Es war die Gewohnheit zu Athen, daß die Verurtheilten sich selbst eine gewisse Strafe, Geldbuße, Gefängniß oder Verbannung auflegen mußten, um dadurch die Billigkeit des Urtheils zu bekräftigen, oder vielmehr ihre Verbrechen einzugestehen. Sokrates sollte wählen; aber er wollte auf keinerlei Weise gegen sich selbst so ungerecht seyn, sich für schuldig zu erkennen. „Wenn ich frei sagen soll, was ich verdient zu haben glaube, so wis-

ser, Athenienser! ich glaube, durch die Dienste, die ich der Republik geleistet habe, wohl werth zu seyn, daß man mich auf öffentliche Kosten im Prytaneum unterhalte." Auf Zureden seiner Freunde verstand er sich gleichwohl zu einer kleinen Geldbuße, wollte aber nicht zugeben, daß sie unter sich eine größere Summe zusammenschießen sollten. Die Richter berathschlagten sich, welche Strafe sie ihm zuerkennen sollten, und die Bosheit seiner Feinde brachte es dahin, daß er zum Tode verurtheilt wurde. „Ihr seyd mit eurem Urtheil sehr voreilig gewesen, Athenienser! sprach Sokrates, und habt dadurch den Verläumdern dieser Stadt Stoff gegeben, euch vorzuwerfen, daß ihr den weisen Sokrates ums Leben gebracht; denn sie werden mich weise nennen, wenn ich es schon nicht bin, um euch desto mehr tadeln zu können. Ihr hättet nicht lange warten dürfen, so ware ich ohne euer Zuthun gestorben. Ihr sehet, wie nahe ich schon dem Tode bin. Euch meine ich hiermit, die ihr mir den Tod zuerkannt habt! Glaubet ihr etwa, Manner von Athen! daß es mir an Worten gefehlt habe, euch einzunehmen und zu überreden, wenn ich der Meinung gewesen wäre, man müßte alles thun und alles sprechen, um ein günstiges Urtheil zu erhalten? Gewißlich nicht! Wenn ich unterliege, so ist es nicht aus Mangel an Worten und Vorstellungen, sondern aus Mangel an Unverschämtheit und Niederträchtigkeit, euch solche Dinge hören zu lassen, die euch angenehm zu vernehmen, aber einem rechtschaffenen Manne unanständig sind zu sagen. Heulen, schreien und andere solche kriechende Ueberredungsmittel, die ihr an andern gewohnt seyd, sind meiner höchst unwürdig. Ich hatte mir gleich Anfangs vorgenommen, lieber das Leben zu verlieren, als es auf eine unedle Weise zu retten. Denn ich halte dafür, daß weder ich, noch ein anderer mehr berechtiget sey, vor Gericht alles zu thun, um dem Tode zu entfliehen, als im Kriege. Wie oft hat ein Mann nicht in einem Gefechte Gelegenheit, sein Leben zu erretten, wenn er die Waffen von sich werfen, und denjenigen, der ihm nachsetzt, um Gnade bitten will. Und so giebt es im menschlichen Leben viele Vorfälle, wo der Tod gar wohl vermieden werden kann, wenn man nur unverschämt genug ist, alles

zu thun und zu sagen, was dazu erfordert wird. Dem Tode zu entfliehen, Männer von Athen! ist so schwer nicht, aber der Schande zu entkommen, ist weit schwerer: denn sie ist schneller, als der Tod. Daher kömmt es auch, daß ich langsamer, alter Mann von dem langsamsten ergriffen worden bin; dahin meine Ankläger, die ganz munter und lebhaft sind, von der schnellen Schande eingeholt worden sind. Ich gehe zum Tode, zu welchem ihr mich verurtheilt habt, und sie zur Schmach und Unehre, zu welcher sie von der Wahrheit und Gerechtigkeit verdammt werden. Ich bin mit dem Urtheilsspruche zufrieden, vermuthlich sie auch: mithin gehen die Sachen, recht wie sie sollten, und ich für mein Theil finde die Wege des Schicksals auch hierin gerecht und verehrungswerth." Nachdem er hierauf den Richtern, die ihn verurtheilt, freimüthig, aber ohne Galle, einige Wahrheiten gesagt, wendete er sich zu denjenigen, die für seine Lossprechung gestimmet hatten, und unterhielt sie mit einer Art von Betrachtung über Leben, Tod und Unsterblichkeit, die damals ziemlich der Fassungskraft des gemeinen Volks angemessen gewesen seyn mag. Als er aber mit seinen Schülern und vertrauten Freunden allein war, ließ er sich über diesen Gegenstand mit mehrerer Gründlichkeit heraus. Man führte ihn ins Gefängniß, das, wie Seneka sagt, durch die Gegenwart dieses Mannes seine Schmach verlor, indem das kein Kerker seyn kann, wo ein Sokrates ist. Unterwegs begegneten ihm einige von seinen Schülern, die über dasjenige, was ihm widerfahren war, ganz untröstlich waren. Warum weinet ihr? fragte sie der Weise. Hat mich die Natur nicht gleich bei meiner Geburt zum Tode verurtheilt? Wenn mich der Tod einem wahren und ersprießlichen Gute entrisse, so hätte ich, und diejenigen, die mich lieben, Ursache, mein Schicksal zu bedauren. Da ich aber hienieden nichts, als Jammer und Elend zurücklasse: so sollten mir meine Freunde zu meiner Reise vielmehr Glück wünschen. Apollodorus, der als ein sehr gutherziger Mensch, aber etwas schwacher Kopf beschrieben wird, konnte sich gar nicht zufrieden geben, daß sein Lehrer und Freund so unschuldig sterben mußte. Guter Apollodorus! sprach Sokrates lächelnd, indem er ihm die Hand auf den Kopf legte, würdest du es lieber sehen, wenn ich schuldig

sterben müßte? — Einige Tage vor der Hinrichtung des Sokrates, kam Krito vor Anbruch des Tages zu ihm ins Gefängniß, fand ihn in süßem Schlafe, und setzte sich leise neben sein Bett, um ihn nicht zu stören. Als Sokrates erwachte, fragte er ihn: warum so früh heute, Freund Krito? Dieser meldete ihm, er hätte Nachricht, daß den nächsten Tag das Todesurtheil vollzogen werden sollte. „Wenn es der Wille Gottes ist, antwortete Sokrates, mit seiner gewöhnlichen Gelassenheit, so sey es!" Krito entdeckte hierauf seinem Freunde, daß er die Wache bestochen, und alles nöthige vorgekehrt hätte, ihn bei nächtlicher Weile aus dem Gefängnisse zu entführen; und daß es nunmehr auf ihn ankäme, ob er einem schimpflichen Tode entkommen wollte. Er suchte ihn auch durch die wichtigsten Vorstellungen zu überführen, daß dieses seine Pflicht und Schuldigkeit sey. Da er seine Liebe für sein Vaterland kannte: so stellte er ihm vor, wie er verbunden wäre, zu verhüten, daß die Athenienser nicht unschuldiges Blut vergössen; er führte überdem an, daß ers um seiner Freunde willen thun müßte, die, außer dem Schmerz über seinen Verlust, noch der schmählichen Nachrede würden ausgesetzt bleiben, daß sie seine Befreiung vernachlässiget hätten. Endlich unterließ er auch nicht, ihm ein bewegliches Bild von dem Unglück seiner hülflosen Kinder vorzuhalten, die alsdann seines väterlichen Unterrichts, Beispiels und Schutzes beraubt seyn würden. Hierauf antwortete Sokrates: „Mein lieber Krito! deine freundschaftliche Fürsorge ist löblich, und daher mit Dank anzunehmen, wenn sie sich mit der gesunden Vernunft verträgt. Ist sie aber derselben zuwider, so haben wir uns um so viel mehr davor zu hüten. Wir sollten daher erst in Ueberlegung nehmen, ob dein Vorschlag gerecht, und mit der Vernunft übereinstimmig sey, oder nicht. Ich habe mich allezeit gewöhnt, mich zu nichts bereden zu lassen, als was ich, nach reiflicher Ueberlegung, für das Beste gehalten, und ich sehe keinen Grund, warum ich von meinen bisherigen Lebensregeln anjetzt abwiche, ob ich gleich in der Verfassung bin, in welcher du mich siehest: sie erscheinen mir noch immer in eben dem Lichte, und daher kann ich nicht anders, als sie immer noch werth schätzen und verehren."

Am letzten Tage seines Lebens (so erzählt uns einer seiner Schüler) unterhielt sich Sokrates mit Kriton und einigen andern Freunden über die Unsterblichkeit der Seele, und als Kriton ihn fragte: wie sollen wir aber nach deinem Tode mit dir verfahren? antwortete er: „Wie ihr wollet, wenn ihr mich anders habet, und ich euch nicht entwische.“ Zu gleicher Zeit sah er uns lächelnd an, und sprach: Ich kann den Kriton nicht bereden, meine Freunde! daß derjenige eigentlich Sokrates sey, der jetzt redet, und euch seine Zeit lang unterhalten hat; er glaubt immer noch, den Leichnam, den er bald wird zu sehen bekommen, und der für jetzt nur meine Hülle ist, das sey Sokrates, und fragt, wie er mich begraben soll. Alle die Gründe, die ich bisher angeführet habe, zu beweisen, daß ich, sobald das Gift gewirkt haben wird, nicht mehr bei euch bleibe, sondern in die Wohnungen der Glückseligen versetzt werde, scheinen ihm eine bloße Erfindung, um euch und mich zu trösten. Seyd so gut, meine Freunde, und verbürget nun beim Kriton das Gegentheil dessen, was er bei den Richtern verbürgt hat. Er ist für mich gut gewesen, daß ich nicht entlaufen werde; ihr aber müsset ihm dafür stehen, daß ich mich, gleich nach meinem Tode, davon mache, damit er meinen Leichnam verbrennen, oder in die Erde senken sehe, und sich nicht so sehr betrübe, als ob mir das größte Unglück widerführe. Er spreche auch bei meinem Leichenbegängnisse nicht: man legt den Sokrates auf die Bahre, man trägt den Sokrates hinweg, man beerdiget den Sokrates. Denn wisse, fuhr er fort, mein werther Kriton! dergleichen Reden sind nicht nur der Wahrheit zuwider, sondern auch eine Beleidigung für den abgeschiednen Geist. Sey vielmehr getrosten Muths, und sprich: mein Leichnam werde beerdiget. Im übrigen magst du ihn beerdigen, wie es dir gefällt, und wie du glaubest, daß es die Gesetze mit sich bringen. Hierauf gieng er in ein benachbartes Gemach, um sich zu waschen. Kriton folgte ihm, und uns hieß er warten. Wir blieben, und beschäftigten uns mit der trostlosen Erwartung des großen Unglücks, das uns bevorstund. Denn es kam uns nicht anders vor, als wenn wir unsern Vater verlören, und von nun an als Waisen in der Welt leben müßten. Als

er sich gewaschen hatte, brachte man ihm seine Kinder, (er hatte ihrer drei, zwei kleine und ein erwachsenes) und seine Hausweiber traten zu ihm hinein. Er unterhielt sich mit ihnen in Gegenwart des Kriton, sagte ihnen, was er zu sagen hatte, ließ die Weiber und Kinder hierauf weggehen, und kam wieder zu uns heraus. Es war gegen Sonnenuntergang; denn er hatte sich etwas lange in dem Nebengemache verweilet. Er setzte sich nieder, sprach aber sehr wenig: denn bald darauf kam der Trabant der Eilfmänner, stellte sich neben ihn, und sprach: „O Sokrates! ich werde an dir etwas ganz andres gewahr, als an andern Verurtheilten. Sie pflegen sich zu entrüsten, und mir zu fluchen, wenn ich ihnen auf Befehl der Obrigkeit ankündige, daß es Zeit sey, das Gift zu trinken; du aber scheinest mir allezeit, und vornehmlich jetzt, der gelassenste und sanftmüthigste Mann zu seyn, der jemals diesen Ort betreten hat. Ich weiß gewiß, du bist auch jetzt über mich nicht ungehalten, sondern über die, (du kennest sie!) die daran Schuld sind. Du merkest nun wohl, Sokrates, was für eine Botschaft ich dir zu bringen habe. Gehab dich wohl, und leide mit Geduld, was nicht zu ändern ist!" Er sprach es, kehrte sich um, und weinte. Sokrates sahe sich nach ihm um, und sprach: „Lebe du wohl, Freund! wir werden dir gehorchen." Zu uns aber sprach er: „Was für ein rechtschaffner Mann! er hat mich oft besucht, auch sich zuweilen mit mir unterhalten. Es ist ein gar guter und ehrlicher Mensch: sehet, wie aufrichtig er jetzt um mich weinet! Allein, Kriton! wir müssen ihm in der That gehorchen: laß das Gift herbringen, wenn es fertig ist, wo nicht, so mag es dieser zurechte machen."

Warum so eilig, mein Sokrates? versetzte Kriton: ich glaube, daß die Sonne noch auf den Bergen scheinet, und noch nicht untergegangen ist. Andere pflegen, nach der Ankündigung, noch lange zu warten, bevor sie den Gifttrank zu sich nehmen, und vorher sich gütlich zu thun, zu essen und zu trinken; wir können noch eine gute Weile verziehen. — Das mögen die thun, Kriton, antwortete Sokrates, welche jede Frist für Gewinn halten; ich aber habe meine Gründe, das Gegentheil zu thun. Ich glaube nichts zu gewinnen, wenn ich verzögere, und

würde mir nur selbst lächerlich vorkommen, wenn ich mit dem Leben jetzt geizte und kargte, da es nicht mehr mein ist. Thue mir meinen Willen, und halte mich nicht auf.

Hierauf winkte Kriton dem Knaben, der neben ihm stand. Der Knabe gieng heraus, verweilte einige Zeit mit Zubereitung des Gifts, und brachte hierauf den Mann herein, der den Giftbecher in der Hand hatte, um ihn dem Sokrates zu reichen. Sokrates sahe ihn kommen, und sprach: „Guter Mann, gieb her! Aber was muß ich dabei thun? du wirst es wissen.“ Nichts anders, antwortete dieser, als nach dem Trinken auf und nieder gehen, bis dir die Füße schwer werden; sodann legst du dich nieder: dieses ist alles. Und hiermit reichte er ihm den Becher. Sokrates nahm ihn mit der bewundernswürdigsten Gelassenheit, ohne Zittern, ohne Farbe oder Gesichtszüge im geringsten zu verändern, sahe den Menschen mit seinen weit offenen Augen an, und sprach: Was meinst du? darf man den Göttern davon einige Tropfen zum Dankopfer vergießen? Es ist gerade so viel, als nöthig ist, versetzte dieser. So mag es bleiben, erwiederte Sokrates; aber ein Gebet kann ich doch an sie richten? „Die ihr mich rufet, ihr Götter! verleihet mir eine glückliche Reise!“ Mit diesen Worten setzte er den Becher an, und leerte ihn ruhig und gelassen aus.

Bisher konnten sich viele von uns noch der Thränen enthalten, als wir ihn aber ansetzen, trinken, und ausleeren sahen, da war es nicht möglich. Mir selbst tröpfelten die Thränen nicht, sondern ergossen sich, wie in Strömen herunter, und ich mußte mir das Gesicht in den Mantel hüllen, um ungestört weinen zu können, nicht über ihn, sondern über mich selbst, daß ich das Unglück hatte, einen solchen Freund zu verlieren. Kriton, der sich vor mir der Thränen nicht enthalten konnte, stand auf, und irrete im Gefängnisse umher; und Apollodorus, der die ganze Zeit mehrentheils geweinet hatte, fieng an, überlaut zu heulen und zu jammern, daß einem jeden das Herz davon brach. Nur Sokrates blieb unbewegt, und rief uns zu: Was machet ihr Kleinmüthigen? Deswegen habe ich so eben die Weiber weggeschickt, damit sie hier nicht so klagen und winseln möch-

ten; denn ich habe mir sagen lassen, man müsse suchen unter Segen und guten Wünschen den Geist aufzugeben. Seyd ruhig, und zeiget euch als Männer! — Als wir dieses vernommen hatten, schämten wir uns, und hörten auf zu weinen. Er gieng auf und nieder, bis ihm die Füße schwer wurden, und legte sich sodann auf den Rücken, wie der Sklave ihm gerathen hatte. Nun fieng ihm der Unterleib an kalt zu werden. Er deckte sich auf, denn man hatte ihn zugedeckt, und sagte zum Kriton: (dieses waren seine letzten Worte) Freund! vergiß nicht, dem Gott der Genesung einen Hahn zu bringen, denn wir sind ihm einen schuldig. — Kriton antwortete: Es soll geschehen. Hast du sonst nichts zu hinterlassen? Hierauf erfolgte keine Antwort. Einige Zeit hernach bekam er Zuckungen. Der Mann deckte ihn vollends auf, und seine Blicke blieben starr. Als Kriton es sahe, drücke er ihm Mund und Augen zu.

Dieses war das Ende unseres Freundes, eines Mannes, der unter allen Menschen, die wir kannten, unstreitig der rechtschaffenste, weiseste und gerechteste gewesen ist.

Moses Mendelssohn.

Achter Abschnitt.

Lehr-Vortrag, oder dogmatische Darstellung.

Erste Abtheilung.

Sentenzen, Maximen, Sittenlehren und Betrachtungen.

1. Wer sich gewöhnt hat, blos zu essen, was sättiget, und blos zu trinken, was den Durst stillet, findet überall eine offene Tafel.

2. In der Fremde seyn, heißt in die Hand Gottes fallen, in seinem Vaterlande ist man, wenns hoch kommt,

in der Hand der Menschen, gemeinhin in der Hand der Feinde.

3. Es ist ein schlechter Wirth, der sein Zimmer mit Seide ausschlägt, und von oben einregnen läßt. Vom Kleide auf den Mann, vom Hause auf den Herrn, vom Leibe auf die Seele schließen, ist kein unrichtiger Schluß. Wenn man seinen Körper, den man siehet, vernachlässiget, wie will man an seine Seele denken, die man nicht siehet?

4. Worte finden, heißt denken. Worte sind was körperliches, was sinnliches, sie sind die Kleider der Gedanken; Beiwörter der Besatz; Worte der eigentliche Anzug. Viele Sprachen sind viele Kreditbriefe. Zeige sie vor, du bist überall willkommen.

5. Ein gutes Gewissen ist besser, als zween Zeugen. Es verzehrt deinen Kummer, wie die Sonne das Eis. Es ist ein Brunnen, wenn dich durstet, ein Stab, wenn du sinkest, ein Schirm, wenn dich die Sonne sticht, ein Ruhekissen im Tode.

6. Verzweifle nicht, wenn die Sterbeglocke um deinen Freund gezogen wird, und wenn es von ihm heißt: er ist versammelt zu seinen Vätern. Freue dich nicht, wenn dein Feind stirbt, gedenke, daß wir alle sterben werden.

7. Wenn gleich der Gottlose in einem Pallaste wohnet, irre dich nicht. Sein Pallast ist wie das Haus der Spinne, und wankender, wie ein Schauer, das der Wächter sich gemacht hat. Es kommt die Stunden, da Schrecken ihn treffen wie Wasser. Ein Platzregen kommt über ihn, wenn er ein seidenes Kleid an hat.

8. Bücke dich, allein zerbrich nicht das Bein; sey höflich, aber nicht beschwerlich. Krieche nicht, denn du hast gesunde Füße. Bete nicht an goldene Kälber der Erde.

9. Aus einem Funken wird ein großes Feuer, und ein Lügner und Mörder sind Nachbars Kinder.

10. Willst du einen beständigen Gönner haben, so mache, daß er dir eine Wohlthat erweiset, die bekannt wird im Volke. Dieß bindet wie Kitt. Er läßt dich nicht, als ob er von seinem Vorschuß Zinsen haben wollte.

11. Der Mensch ist gut, die Welt böse. Gehe fleißig in die Kirche, und siehe zu, Menschen beerdigen. Gedenke,

denke, wie er gestorben ist, mußt du auch sterben. Heute mir, morgen dir. Zeit liegt von der Ewigkeit einen Sabbatherweg, eine Viertelmeile, die den Kranken im alten Bunde zu reisen erlaubt war. — Wenn du einen Kirchhof offen findest, gehe hinüber, wenn du auch einige Schritte Umweg machest. Sieh' die offene Thür als eine Erinnerung an, daß auch du dem Kirchhofe, dem Zollhause der Ewigkeit, geben wirst, was ihm gebühret.

12. Gieb fröhlich, was du giebst. Ein Geber, der nachdenkt über das, was er geben soll, giebt's nicht von Herzen, sondern vom Verstand.

13. Ziehe dich nicht eher aus, als bis du zu Bett gehest. Eigener Heerd ist Goldes werth.

14. Rathen macht Schuld, und du stellest Wechsel aus, wenn du Rath giebst.

15. Kleider, Scharrfuß, Lachen und Gang melden den Menschen an.

16. Hilf dir selber, ehe du Andere arzeneiest. — Was Niemand wissen soll, sage keinem.

17. Wer einen üblen Rausch hat, verscheucht seine Freunde, wie ein Schuß die Vögel.

18. Der Arzt ist der Sünde Scharfrichter, ehre ihn, denn der Herr hat ihn geschaffen, und er trägt das Schwerdt nicht umsonst.

19. Wenn gleich das Andenken deiner Trübsale verwächst, suche eine Narbe zu behalten, damit du an Gottes Hülfe denken, und ihn in deinem Kämmerlein und in der Gemeine des Herrn preisen könnest.

20. Der Kirchthurm ist ein Finger, der gen Himmel zeigt, denk', so oft du einen siehst, an den Finger Gottes, ohne den nichts geschieht, was geschieht, und durch den ist, was ist.

21. So wie der Geitz seinen eignen Händen nicht traut, so trauet auch der Kluge seiner Vernunft nicht. Ein Bettler gab einem andern die Lehre: sprich keinen an, der allein gehet. Gehen zwei, so geben beide. Wäre jeder allein gegangen, hätte keiner gegeben.

Hippel.

---

22. Die Erde ist kein Himmel, aber noch weniger ein Jammerthal; die Menschen sind keine Engel, aber

eben auch keine Teufel! Und laß dir das lieb seyn, denn du stehst gerade auf dieser Erde unter diesen Menschen auf deinem rechten Platze. Du würdest im reinen Aether des Himmels ersticken; aber was wolltest du unter lauter Engeln?

23. Es fließen viele Thränen unterm Monde; aber nicht alle preßte der Schmerz aus, und selbst diese sind dem, der sie weint, oft wohlthuend, wie dem dürren Lande ein fruchtbarer Regen. Scheint nicht die Sonne nach dem Ungewitter am lieblichsten? Und wie viel hat der May seinen ältern Brüdern zu verdanken? Würde er wohl so gefallen, wenn alle seine Brüder den Einfall hätten, sein Gewand anzuziehen, und sein freundliches Gesicht anzunehmen? — Schön ist es auch, daß du manche Thräne von dem Auge deines Bruders abtrocknen, und dann dich seines Lächelns zwiefach freuen kannst! Es ist dir gewiß lieb, daß du, gleich deinen Brüdern, froh seyn kannst; murre nicht ungerecht, wenn du zuweilen gleich ihnen trauren mußt. Vergiß dann nicht, daß du öfter trauertest und hinterher immer wieder froh wurdest, und wohl noch einmal so froh, als du vorher warst. Noch war kein Winter, auf welchen nicht ein Frühling gefolgt wäre. Es stürmte schrecklich, doch endlich hörte es auf zu stürmen; labend war die Ruhe nach dem Sturme, und ohne ihn wäre die Luft verpestet worden.

24. Immer froh seyn, wenn's auch möglich wäre, würde uns doch nicht frommen. Was würde bei ewig heiterm Himmel und hellem Sonnenschein aus unsrer armen Erde werden? — Es gefiel dem kleinen Buben, daß die liebe Mutter ihn mit Zuckerbrod fütterte, und jedes rauhe Lüftchen von ihm abhielt: doch siehe, welch ein armer Wicht ist aus ihm geworden! — Die bitterste Arzney ist oft die wohlthätigste. Wolltest du Kind seyn, und den Arzt schmähen, daß er die bittre Arznei, und nicht den süßen Wein reichte, da du doch wüßtest, daß der süße Wein dich kränkel, die bittre Arznei aber gesund machen könnte? —

25. Wie mein Nachbar so glücklich ist! — Und wie noch glücklicher er seyn könnte, wenn er das Gute, das er hat, recht erkennen und genießen wollte! Das letztere kannst du mit Wahrheit von ihm sagen, mit eben so viel

Wahrheit, als — von dir selbst! — Ob auch das erstere? Frage ihn, vielleicht spricht er nein dazu; oder spricht er ja, so widerspricht vielleicht sein Kopfkissen. Doch, er sey so glücklich als du glaubst! ich wette aber, wenn du dich in seine Stelle versetzen, ganz dich und deine Lage mit ihm und seiner Lage vertauschen solltest, du schlügst den Tausch aus. Das heißt doch also: Ich bin glücklicher als er, oder ich könnte es doch seyn, wenn ich mich so recht auf mich und meine Lage, und auf's glücklich seyn verstünde. Was klagst du also, wenn du glücklicher bist als er? Und bist du nicht ein Thor, wenn du glücklicher seyn könntest, durch dich es seyn könntest, und es nicht bist? — — —

26. Angenommen: dein Nachbar rechter Hand ist glücklicher, als du; aber dein Nachbar linker Hand, oder der an der Ecke, ist wieder nicht so glücklich, als du. Du frägst: „Warum wurde ich nicht der Glücklichere, der dieser ist?“ Warum aber der Glückliche, der du bist, und warum nicht der Unglücklichere, der jener ist? Hört deine Glückseligkeit auf Glückseligkeit zu seyn, weil es eine noch größere Glückseligkeit giebt? Dein Nachbar rechter Hand ist glücklicher, als du; Tausende sind es mehr, als er; mehr als die Tausende ist's der Seraph, oder wie sonst der Erste unter Gottes Engeln heißen mag; und mehr als der Seraph ist's der, der ihn schuf. Sind nun alle diese, von dir an bis zum Seraph, unglückselig, weil's einen Höchstseligen giebt? — —

27. Du hast einen Rock, der dich deckt und wärmt, dich nicht übel kleidet, mit einem Worte: mit dem du zufrieden bist. Nun aber siehst du, daß dein Nachbar einen noch bessern Rock hat, als du — wärst doch ein Thor, wenn du deshalb mit deinem Rocke unzufrieden seyn wolltest! Noch ist's die Frage: Ob deines Nachbars Rock wirklich besser ist, als der deinige, oder ob dir's nur so scheint? Denn du siehst nur seine Außenseite. Er hat vielleicht eine schönere Farbe, die aber bald verschießt. Er fühlt sich weicher an; wird er deßhalb länger halten? Wer weiß, wie manchen Riß, Loch und Fleck des Schneiders Nadel, und die geschickte Art, mit der ihn sein Besitzer zu tragen weiß, verbergen? Es ist vielleicht gar ein abgetragner Kittel, den der Schneider

umwenden, und mit Mühe und Noth aus den alten Lappen ein Modenkleid zusammenstückeln mußte. — Indeß, er sey besser als der deinige; immer noch ist's die Frage: Ob er dich so gut kleiden würde, wie deinen Nachbar? nur so gut kleiden würde, wie dein Rock? Und wäre auch das: wird dein Rock schlechter, weil deines Nachbars Rock besser ist? — Da kommt eben dein Nachbar linker Hand gegangen. Lieber Gott! was der arme Mann für Lumpen auf dem Leibe tragen muß, kann kaum seine Blöße damit bedecken! Was der sich freuen würde, wenn er so einen guten Rock hätte, wie du! — Doch so viel wünscht er kaum. Gieb ihm deinen alten Flaus; er dünkt sich ein König damit. Und wie behaglich du dann in deinem Rocke einher gehen wirst, Mann, der du Könige machen kannst!

28. Es giebt eben sowohl einen bürgerlichen Stolz, der mit Verachtung auf den Adel, als einen adelichen Stolz, der mit Verachtung auf den Bürgerstand blickt — und die eine Thorheit ist so lang und breit als die andre. Der Mensch, als Mensch, wiegt um keinen Gran mehr, wenn er seine Ahnentafel, seinen Stern, sein Ordenskreuz und dergleichen neben sich auf die Wagschale legt; aber ich sehe auch nicht ein, warum er mit diesen Dingen weniger wiegen sollte, als ohne sie. Zwar gebe ich zu, daß ein Mann in der Folge mit jenen Anhangseln weniger wiegen kann, als er ohne sie gewogen haben würde, wenn er Narr genug wäre, die Zunahme an innerm Menschengehalt, der hier allein wiegt, zu vernachlässigen, im eiteln Wahne, daß das Metall, woraus die Sternchen und Kreuzchen gemacht werden, das fehlende Gewicht ersetzen würden: aber das Metall und Kreuz waren doch an dem eitlen Wahne unschuldig!

29. Im schlichten Fracke steckt oft eben so viel, und zuweilen noch mehr Eitelkeit, als im Hofkleide! Der Mann, der unter allen Alten die schönsten Luftschlösser bauete, antwortete dem drolligen Kerl, der am lichten hellen Tage mit der Laterne Menschen suchte, da er ihm seine schönen Tapeten zertrat, und dabei sagte: ich trete deinen Stolz mit Füßen! „Ja; nur mit einer andern Art von Stolz!" und er mochte wohl Recht haben. Der aus Samos verbat sich den Titel eines Weisen, wollte

nur Liebhaber der Weisheit seyn, und war dabei vielleicht eben so eitel, wie die Liebhaber gewöhnlich zu seyn pflegen. So verbat sich Kromwell den Königstitel, um seine Unterthanen desto königlicher scheren zu können.

30. Nichts bringt das Herz dem Herzen näher, als Zutrauen! Zutrauen richtet den Gefallenen auf, weckt schlummerde Kräfte, ist Sporn zu edeln großen Thaten, hält oft Sünder von gewohnten Sünden ab, macht zuweilen Betrüger zu ehrlichen Leuten — thut Wunder! Aber nichts entfernt auch den Freund mehr von dem Freunde, als die kleinste Spur von Mißtrauen! Mißtrauen drückt den Gefallnen tiefer in den Staub, lähmt jede Kraft, und reitzt oft Leute, die sonst ehrlich waren, Betrüger zu werden! Ich habe Bande der Freundschaft, die für die Ewigkeit geknüpft zu seyn schienen, durch den leisesten Hauch des Mißtrauens zerfallen gesehen; ich habe Knaben mit herrlichen Anlagen durch Mißtrauen ihrer Erzieher entmuthet und verschroben gefunden; habe es erlebt, daß treues Gesinde erst durch ungegründetes Mißtrauen zur Untreue gegen seine Herrschaft gereitzt wurde; und habe es erlebt, daß sonst ehrliche Weiber ihre Männer betrogen, die sie durch Eifersucht quälten, durch Mißtrauen herabwürdigten.

31. Durch Selbstprüfung lernst du das Gute, was du an dir hast, deutlicher erkennen, um es desto besser zu benutzen. Hättest du das beste Werkzeug, wüßtest aber nicht, wie man es handhaben, und was man damit schaffen könne; was würde dirs nützen? Du lernst deine Fehler früh, und in ihrer ersten Entstehung kennen, um dich leichter zu kuriren: denn bei heilbaren Krankheiten ist schon die halbe Kur vollbracht, wenn der Arzt erst weiß, wie das Uebel entstanden sey, und wo es seinen Sitz habe. — Du lernst Menschenkenntniß. Jeder große Menschenkenner griff zuerst in seinen eignen Busen; und wer dieß versäumt, mag sich in allen Welttheilen herumtreiben, und er wird wohl Menschen, aber nicht den Menschen kennen lernen. Du gewöhnst dich auch über andre Dinge nachzudenken, kömmst auf manche gute Wahrheit, die um so viel besser gedeiht, weil sie auf deinem eignen Grund und Boden gewachsen ist. — Durch Erfahrung gelehrt — die beste Lehrerin — wirst

du nicht nur selbst alles besser machen lernen, sondern auch andern rathen und helfen können. Du gewöhnst dich an Ordnung und Pünktlichkeit; und bei Ordnung und Pünktlichkeit erhält man leichten frohen Sinn, ohne Leichtsinn und Flatterhaftigkeit. Kenntniß deiner Schwächen bewahrt dich vor Uebermuth, und das Bewußtseyn: daß du unausgesetzt an deiner Besserung arbeitest, und nicht ganz vergebens arbeitest, giebt dir im Gegentheil einen edlen Muth und edlen Stolz, der sich fühlt, ohne sich über andre zu erheben, und ohne andere zu verachten. — Du wirst dir selbst besserer Gesellschafter, brauchst nicht dir selbst zu entfliehen, bedarfst nicht der Lustjagd der armen Menschengeschöpfe, die nicht wissen, was sie mit sich und ihrer Zeit anfangen sollen; schaffst dir jährlich, bei dem Rückblick in die Vergangenheit, ein paar herrliche Festtage; und — wer froh in die Vergangenheit blicken kann, genießt die Gegenwart froher, und blickt ruhiger in die Zukunft."

32. Bemerke nicht blos, was du thatest, sondern auch, was du thun wolltest, und belausche, so viel nur immer möglich, die geheimsten Wünsche, Gedanken, Empfindungen deiner Seele! — Du sahst einen Unglücklichen, und es stand nicht in deinem Vermögen, ihm zu helfen; fühltest du aber den glühenden Wunsch: O daß ich helfen könnte? — Dort gieng dein Feind vor dir vorüber; wie war dir zu Muthe? — Du hörtest von dem Glücke eines andern; war wohl dein erster Wunsch: o daß ich jetzt an seiner Stelle seyn könnte? — Du lasest von Friedrich dem Sieger, und von Friedrich dem Vater seines Volks; weiltest du bei jenem lieber, als bei diesem? — Möchtest du also wohl selbst lieber die Bewunderung der Menge, als den stillen Dank der Geretteten? lieber groß, als gut seyn?

33. Man macht selten etwas gut, was man zu ängstlich macht; man fällt am ersten, wenn man sich zu sehr zu fallen fürchtet, fehlt, aus Furcht zu fehlen, und, was das schlimmste ist, man verliert Muth und Kraft, begangne Fehler zu verbessern. — Das edle Roß versah's im raschen Sprunge, und stürzte. Komm, sprach der Esel, und lerne von mir sichern Schritt gehen! Und das Pferd, durch die Schmerzen seines Falles geschmeidig ge-

macht, folgte dem Lehrer und lernte ihm gleich gehen. Nie stürzte es nun wieder: aber es war auch nicht mehr das edle Roß, das es sonst war, sondern der Pflegesohn des Esels.

34. Der kindische Kranke behauptet, gegen sein Gefühl, daß er gesund sey, um der bittern Arznei zu entgehen. Unmerklich aber wurzelt die Krankheit tiefer ein, und das Uebel wird unheilbar. Wahnsinnig schwelgt und jubelt der Verschwender fort, um dem Gedanken an die bevorstehende Dürftigkeit zu entgehen, und eilt dem Uebel, dem er entgehen will, im Fluge entgegen. Wäre es nicht eben so kindisch, eben so wahnsinnig gehandelt, wenn du absichtlich die Zeichen deiner Seelenkrankheit nicht bemerken wolltest, um dir selbst gesünder zu scheinen, als du bist? Andere fühlen und bekennen ihre Krankheit, und schlagen dennoch die Mittel zur Genesung aus, weil sie an ihrer vollen Genesung verzweifeln, wollen das Bessere nicht, weil sie das Beste nicht erlangen können.

35. Ein alter Weiser sagt etwas derb, aber doch wahr: Wird sich ein kluger Mann über das Pferd oder den Esel ärgern, der ihn getreten hat? „Ja, das Thier that's aus Unvernunft!“ Glaubt ihr, daß es der böse, das heißt, der thörichte, der verschrobne Mensch aus Vernunft gethan habe?

36. Wir bringen uns um die meisten Freuden durch Schwelgerei, erschöpfen jede Art des Vergnügens bis auf den Grund, und klagen dann thöricht: daß alles eitel sey. Allein durch kluge Oekonomie, durch weise Sparsamkeit im Genuß, können wir uns auch kleinere Freuden immer neu und reitzend erhalten. — „Wer doch noch bei einem Glase Wein sich froh trinken könnte!“ sagte mir jüngst der Landrath H..: „jetzt muß ich sehr viel, und starken Wein trinken, um dieselbe Wirkung hervor zu bringen!“ Allein warum brauchtest du auch Arznei als Alltagskost? Laßt uns die kleinern Freuden des Lebens nicht als Zweck ansehen, sondern als Mittel zu nützlicher und edler Thätigkeit; laßt uns dem Landmann nachahmen, welcher den Hunger erarbeitet; laßt uns eine frohe Abendstunde durch einen wohl vollbrachten Tag verdienen; laßt uns zur ungekünstelten Natur zurückkehren,

und die gute Mutter wird dann mit milder Hand uns Segen und Freude spenden! — —

37. Wir Menschen würden zufriedner werden, wenn wir unsere Glückseligkeit mehr in uns selbst, als auser uns suchen lernten; und der größte Schritt, den wir zur Erlangung dieser Selbstständigkeit und vernünftigen Selbstgenügsamkeit thun können, ist der, daß wir uns von den Meinungen der Menschen unabhängiger machen, und nicht zu sehr nach den Seifenblasen des Ruhms haschen. Ich wenigstens, einst ehrsüchtiger, und bei meiner Ehrsucht immer unzufriedner Jüngling, bin jetzt der zufriedenste Mann, seit ich das Tadelnswürdige vermeide, nicht, weil es die Welt, sondern weil ich es tadelnswürdig finde; übrigens bei ungerechtem Tadel anderer, wo nicht ganz gleichgültig, doch ziemlich ruhig bleibe, so ruhig, als bei ihrem unverdienten Lobe — und selbst verdientes Lob ihnen gern erlasse. Denn was loben, was ehren die meisten Menschen?

38. Viele lesen sich um Gesundheit und frohen Muth. Andere verlernen bei vielem unverdauten Lesen das Selbstdenken, wenn sie anders in dem Punkte was zu verlernen hatten, und bleiben todte Gesellschafter. Viele glauben zu wissen, was sie nicht wissen, weil sie so viel gelesen haben; oder hoffen doch — wenn sie ja noch so viel Verstand haben, die großen Lücken in ihren Kenntnissen zu bemerken — sie mit leichter Mühe durch Lektüre auszufüllen, und vernachlässigen die Gelegenheit, durch hören zu lernen. Und wozu Geistesunterhaltung in Gesellschaft, wenn man diese zu Hause haben kann? —

39. Ach, es giebt viel glänzendes Elend! — Das Herz blutet einem, wenn man bei immer steigendem Luxus, bei Vermehrung der Bedürfnisse, ohne verhältnißmäßige Vermehrung der Mittel sie zu befriedigen, die vielen Sklaven der Mode, des Ehrgeitzes, der Eitelkeit sieht. Habt Mitleid mit den Unglücklichen, wenn sie — das Bild des häuslichen Elends, und der traurigen Zukunft vor den Augen — kaum im Stande sind, in euren glänzenden Gesellschaften eine frohe Miene zu erheucheln, aber unmöglich gute frohe Gesellschafter seyn können.

40. Es giebt Häuser, in welchen nichts seinen angewiesenen Ort hat, wo man täglich mit Mühe und Zeitverlust das Verlegte oder Verworfne herbei suchen muß. Ich würde bei so liederlicher Wirthschaft meines Lebens nicht froh werden; aber gewiß auch eben so wenig da, wo die Ordnungsliebe bis zur Aengstlichkeit übertrieben wird — wo der Mann nach der Uhr wohnt, oder wo die Frau ein finstres Gesicht macht, wenn der Mann etwas zur Linken stellte, was zur Rechten stehen sollte. Und eben so verhält es sich mit der Reinlichkeit. Sie ist eine gar schöne Tugend, und ein Weib ohne sie könnte übrigens noch so schön, und noch so gut seyn, ihrer Schönheit würde dennoch aller Reitz fehlen, und ihre Güte selbst wäre zwar immer ein kostbarer Edelstein, aber — an dem der Rost naget. Ein noch so vortreffliches Gericht, in einer schmutzigen Schüssel aufgetragen, erregt Eckel. Unreinlichkeit trieb manchen Mann aus seinem Hause, und er wurde in täglichen Gesellschaften ein Liederlicher und Verschwender. Aber gewiß hat auch manches Weib durch übertriebne Reinlichkeit erst des Mannes Freunde, und dann ihn selbst zum Hause hinausgekehrt. Meine Freunde dürfen sich nicht scheuen, im schmutzigsten Regenwetter in meine reinen Zimmer zu treten, und es wird keine Miene verzogen, wenn sie ein Glas Bier oder Wein verschütten.

41. Schnell verfließen die Jahre des Lebens, und mit ihm unsere Leiden! Wer ist unter uns, der nicht im Lauf eines Jahres hier und da einen Wunsch verfehlt, eine Hoffnung vereitelt gesehen hätte! Und wie Mancher erlebte Kränkungen, Verlust, erlebte Trauertage, die ihm lange Thränen auspreßten! Wer an solche Trauertage zurückdenkt, der wird finden, daß es ihm damals schien, als könnte er die Kränkung nicht verschmerzen, seinen Verlust nicht überleben, seine Leiden schwerlich ertragen, und als hätte die Zukunft für ihn keine Freude mehr. Und, siehe, die Kränkungen sind verschmerzt, er hat den Verlust überlebt, die Leiden überstanden. Mit sanfter Hand trocknete die Zeit seine Thränen ab, und gab dem Herzen allmählig wieder für die Freude einige Empfänglichkeit. Ja, was noch mehr ist, liegt zwischen dem Tage des Schmerzes und der schönern

Gegenwart ein längerer Zwischenraum, so gewährt die Erinnerung an überstandne Leiden selbst Genuß. Anfänglich ist es freilich noch eine gemischte Empfindung von Freude und Schmerz, vielleicht noch mit Thränen begleitet — aber mit Thranen, die nicht mehr ungestümme Bewegung, sondern Friede ins Herz bringen. Unmerklich wird das Unangenehme der Empfindung immer mehr verdrängt, und der Genuß des Angenehmen reiner.

42. Erfreulicher ist der Frühling nach dem rauhen Winter, erquickender der Sonnenstrahl nach dem Ungewitter. Durch gleichen Wechsel wird der Tag, an welchem uns ein, wenn auch nur mäßiges Glück, zu Theil wurde, zum festlichen Tage. Der Gedanke an überstandne Leiden hat an sich, so wie der Gedanke an eine vollbrachte mühevolle Arbeit, etwas Wohlthätiges. Wir sind uns einer Kraft im Leiden bewußt worden, die wir uns selbst nicht zugetrauet hätten; und Gefühl von Kraft, und noch mehr von edler Geisteskraft, ist Gefühl von Glück. Wir haben für das menschliche Leben wichtige Erfahrungen gemacht; und Erfahrungen machen weiser, können wenigstens für wahre Lebensweisheit überaus heilsam werden. Möchten sie dieß uns allen werden!

43. Nach jedem Winter folgte bis jetzt noch immer ein Frühling, nach jedem Sturm Ruhe, nach jedem Ungewitter milder Sonnenschein, nach Trauertagen wieder Tage der Freude. So war es sonst, so wird es auch künftig sey. Auch nach ~~künftig~~ überstandnen Leiden wird die Zeit mit sanfter Hand unsre Thränen wieder trocknen, und dem Herzen für die Freude wieder Empfänglichkeit geben. Der vernünftige Mensch, der dieß weiß, sollte es doch nicht vergebens wissen; diese Erfahrung sollte ihn für sein Glück und seine Pflicht weiser machen. Warum wollten wir, blos leidend, alles der Wirkung der Zeit überlassen? warum nicht mit freier Selbstthätigkeit diese Wirkung beschleunigen? Wir, die wir vorsichtig genug im Sommer für die Bedürfnisse des Winters sorgen, wir sollten doch auch in den helleren Tagen des Glücks Weisheit sammeln, von welcher wir dann Gebrauch machen können, wenn die trüben Tage der Leiden kommen. Ja, laßt uns im Glück nie übermüthig, aber auch im Unglück nie verzagt werden, auf einer Welt,

wo Glück und Unglück wechselt — bis uns die stille Ruhe des Grabes empfängt.

44. Es ist gut, daß ihr gesellig seyd, und daß euch der Becher der Freude, in Gesellschaft getrunken, besser schmeckt, als wenn ihr ihn allein ausleertet: aber vergeßt nicht, daß man aus kleinen Bechern große Häuser vertrinken kann; daß der, der immer in Gesellschaft lebt, in seinem eignen Hause ein Fremdling wird, und vielleicht bald nirgends mehr einheimisch ist. Mit sechs Fasttagen einen Festtag erkaufen, das, dächte ich, hieße zu theuer erkauft. Auch werdet ihr wissen, daß sich's an Festtagen nicht gut arbeiten, und ohne Arbeit nicht viel Segen erwarten läßt.

45. Wer die Freude nur außer sich sucht, findet sie nirgends! sagt einer unsrer alten Weisen, und die Erfahrung sagt, daß er Recht hat. Es giebt Menschen, welche aus einer lustigen Gesellschaft in die andere taumeln, und in keiner recht froh sind; sie thun es, weil es ihnen nun einmal zur Gewohnheit geworden ist. Ich kenne Menschen, die durch kostspielige Gesellschaft und andern Aufwand ihrem Verderben entgegen eilen, dieß selbst einsehen, und dennoch nicht den Muth haben, ihre Gesellschaft aufzugeben, und ihren Aufwand einzuschränken; die aus unzeitiger Schaam einer eingebildeten Beschimpfung entgehen wollen, und sich in wirkliche Schande und Elend stürzen. Ich habe mehr als einen edlen jungen Mann, durch Verschwendung nicht nur sein Vermögen, sondern auch Tugend und Rechtschaffenheit verlieren sehen.

Demme.

---

46. Die Auflagen sind fürwahr schwer genug, aber wenn die, welche die Regierung gemacht hat, die einzigen wären, welche wir zu bezahlen haben, so könnten wir noch leicht dabei fröhlich bleiben. Aber wir müssen viele andere Abgaben tragen, die manchen und den meisten von uns schwerer sind. Eine doppelte Auflage auf uns macht unsere Faulheit; eine dreifache unser Stolz; eine vierfache unsre Narrheit; und von den Einnehmern dieser schweren Abgaben ist nicht der geringste

Nachlaß zu erwarten. Deswegen laßt uns aufmerken auf guten Rath, so kann uns noch geholfen werden.

47. Das Glück hilft denen, die sich selbst helfen. Man würde es für eine sehr harte Regierung halten, welche das Volk zwingen wollte, den zehnten Theil seiner Zeit in ihrem Dienste zuzubringen. Aber die Faulheit nimmt manchem von uns mehr Zeit ab. Faulheit bringt Krankheit und verkürzt das Leben. Faulheit gleicht dem Roste, und verzehrt mehr, als Arbeit; aber ein gebrauchter Schlüssel ist immer blank. —

48. Wenn du das Leben liebst, so verschwende die Zeit nicht, denn aus Zeit besteht das Leben. — Wie viel mehr Zeit, als nöthig ist, verschwenden wir nicht durch den Schlaf, und vergessen immer, daß ein schlafender Fuchs kein Huhn fängt, und daß wir im Grabe noch Zeit zu schlafen genug haben. Wenn die Zeit von allen Dingen das kostbarste ist, so ist das Zeitverderben die allerschändlichste Verschwendung; denn verlohrne Zeit findet man niemals wieder, und was wir nennen: „Zeit genug," heißt verdollmetscht: zu wenig Zeit. So laßt uns denn früh auf seyn, und arbeiten, und das arbeiten, was wir zu thun haben; so werden wir mehr thun, und alles besser machen.

49. Trägheit macht alles Ding schwer, und Munterkeit alles Ding leicht. Der, welcher spät aufstehet, muß den ganzen Tag laufen, und ist am Abend doch noch nicht am Ziel. — Trägheit geht langsam voran, und Armuth geht geschwind hinterher. Treib du dein Geschäft, und laß dich nicht von deinem Geschäfte treiben:

„Früh zu Bett und früh wieder auf,
Macht weis' und gesund, und reich in dem Kauf."

50. Das ewige Wünschen und Hoffen besserer Zeiten zeigt unsre Faulheit an. Wir können die Zeiten selbst besser machen, wenn wir uns besser regen. Der Fleiß setzt sich nicht hin und wünscht; der, welcher von Hoffnung lebt, stirbt am Fasten; kein Gewinn ohne Mühe; Lotterie-Zettel sind Eingangszettel ins Hospital; wer Land hat, muß eine Hand haben; wer ein Gewerbe hat, hat ein Gut; und wer

einen Beruf hat, hat ein Amt, das ihm Geld und Ehre bringen kann. Aber das Land muß fleißig bearbeitet, und der Beruf besorgt werden: sonst wird uns weder das Land, noch das Gewerbe, noch der Beruf in den Stand setzen, die Abgaben zu entrichten.

51. Ein fleißiger Mann stirbt niemals Hungers; denn dem Fleißigen kuckt der Hunger wohl ins Fenster, kömmt aber nicht in die Hausthür. Fleiß ist der Vater des Glücks, und Gott giebt alle Dinge dem Fleißigen.

Als der Lungrer schlief,
Pflügte der Fleiß'ge tief
Und hatte Korn, als der Käufer rief.

Laßt uns also heute arbeiten, denn wir wissen nicht, was uns morgen daran verhindert. Ein Heute ist besser, als zwei Morgen, darum thue das nie morgen, was du heute thun kannst.

52. Wenn ihr Bediente wäret, würdet ihr euch nicht schämen, wenn euer guter Herr euch ganz müßig gehen ließe? Ihr seyd aber eure eignen Herren; — schämt euch, wenn ihr euch selbst wollt müßig gehen lassen, da so viel für euch, euere Familie, euer Vaterland, und euern König zu thun ist.

53. Faßt nicht eure Handwerkszeuge mit spitzen Fingern an, und bedenkt, daß die Katze, welche Handschuhe an hat, keine Mäuse fängt. Wenn ihr auch gleich viel zu thun, und weiche Hände habt, so geht doch nur oft und muthig dran, und ihr werdet große Wirkung davon sehen. Der Tropfenfall höhlt endlich auch den härtesten Stein aus; durch Fleiß und Geduld kann die Maus ein Schiffstau zerbeißen, und durch kleine Streiche fällt die große Eiche. —

54. Mich dünkt, daß ich einige von Euch sagen höre: aber muß denn der Mensch keine Erholungsstunden haben? — Darauf sage ich Euch: — Wende die Zeit wohl an, so gewinnst du Muße, und da du keine Minute gewiß hast, so sey kein Narr, und wirf eine ganze Stunde weg. Erholungsstunden sind die Zeit, etwas nützliches zu thun; diese Erholungsstunden gewinnt der fleißige Mann, der faule aber niemals. Ein Leben voll

Muße, und ein Leben voll Faulheit, sind zwei sehr verschiedne Dinge. — Einige wollen ohne Arbeit, allein von ihrem Witze leben, aber sie machen banquerott, weil es ihnen an Kapital fehlt, indem wahrer Fleiß hingegen, Muth und Vermögen und Ansehen giebt.

55. Fliehe die Vergnügungen: sie werden dir nachlaufen, wenn du sie fliehst, und dich fliehen, wenn du ihnen nachläufst. Ein fleißiger Spinner hat ein langes Hemd, und nun, da ich ein Schaaf und eine Kuh habe, bietet mir ein jeder den guten Tag. —

56. Bei unserm Fleiße laßt uns auch gesetzt, beständig, und aufmerksam seyn, das Unsrige mit eignen Augen zu übersehen, und uns nicht auf Andere verlassen. Ein Stein, der oft hin und her gewälzt ist, begraset nicht. Und dreimal seinen Wohnsitz verandern, ist so gut, als eine Feuersbrunst. Darum behalte deinen Laden, so wird dein Laden dich behalten. Und: wenn du dein Geschäft willst ausgerichtet haben, so thue es selbst; wo nicht, so schicke Jemand anders.

„Wer bei dem Pfluge reich will bleiben,
Muß selbst entweder fahren oder treiben."

57. Des Herren Auge hilft mehr, als seine beiden Hände. Sorglosigkeit ist gefahrlicher, als Unwissenheit. In den Dingen dieser Welt werden die Menschen glückselig, nicht durch den Glauben, sondern durch den Mangel desselben. Eine kleine Nachlässigkeit bringt oft großes Unglück: weil ein Hufnagel fehlte, ward das Hufeisen verlohren; durch Verlust des Hufeisens ging das Pferd verlohren, und durch Verlust des Pferdes gieng der Reuter verlohren; er ward ergriffen und erschlagen von den Wilden, weil er nicht für den Hufnagel gesorgt hatte.

58. Zu der Aufmerksamkeit auf die Geschäfte lasset uns noch Sparsamkeit hinzufügen, wenn unser Fleiß recht glücklichen Erfolg haben soll. Man kann, wenn man die Kunst zu sparen nicht versteht, Tag und Nacht über seiner Arbeit liegen, und doch als ein Bettler sterben. Eine fette Küche macht einen magern Beutel.

Weil die Weiber vergaßen das Spinnen und Knütten,
Die Männer beim Wein über Staatssachen stritten,
Sind manche von Haus und Hof geschritten.

59. Wenn ihr wollt reich werden, so denkt eben so sehr auf das Sparen, als auf das Gewinnen. Durch ganz Indien ist Spanien nicht reich worden, weil es mehr ausgab, als einnahm. — Fort also mit unsern Geldfressenden Narrheiten! so werden wir keine Ursache mehr haben, uns über die schlimmen Zeiten, die schweren Abgaben, und zahlreiche Familien zu beklagen. — Denn: Eine Narrheit kostet mehr zu erhalten, als zwei Kinder. Ihr denkt vielleicht, daß ein wenig Thee und Kaffee, ein wenig Wein, ein etwas besseres Gericht, ein wenig prächtigere Kleider, ein kleines Traktament dann und wann, nicht viel ausmachen können; aber aus kleinen Körnern entsteht ein Berg; ein kleines Loch versenkt ein großes Schiff; und: wer Leckerbissen zu sehr liebt, kann einst das grobe Brod nicht haben; die Narren machen Gastereien, und die Weisen essen darauf. —

60. Kaufe das, was du nicht brauchst, so wirst du bald das verkaufen müssen, was du brauchst. Darum bedenke dich immer ein wenig, ehe du einen Pfenning ausgiebst. Viele sind arm worden, bloß dadurch, daß sie vieles um ein Spottgeld eingekauft haben. — —

61. Es ist thöricht, sich für Geld Reue einzukaufen, und doch geschiehet dieses täglich. Manche tragen Gold auf dem Kleide, und haben nichts im Beutel, und kaufen Blonden, anstatt daß sie Hemden kaufen sollten. Sammet und Seide können das Feuer in der Küche auslöschen. Dieses sind nicht die Bedürfnisse des Lebens, kaum die Bequemlichkeit desselben; bloß weil sie hübsch in die Augen fallen, wünscht ihr sie zu besitzen. Durch diese und andere Thorheiten werden die Vornehmen an den Bettelstab gebracht, und gezwungen, von denen zu borgen, die sie vorher verachteten, welche sich aber durch Fleiß und Sparsamkeit aufrecht erhalten haben, und in diesen Fällen ist es doch wahr, daß der Pflugtreiber auf den Füßen höher ist, als der Edelmann auf den Knieen.

62. Die Leichtsinnigen denken: es ist Tag, und wird niemals Nacht werden; immer ein wenig davon genommen beträgt nicht viel. Aber

„Immer heraus, Nimmer hinein,
Werdet ihr bald am Boden seyn."

Und wenn der Brunnen trocken ist, so weiß man erst den Werth des Wassers. — Alles dieses aber würden sie vorher gewußt haben, wenn sie bedacht hatten, daß kein besseres Mittel ist, den Werth des Goldes kennen zu lernen, als genöthigt zu seyn, es zu borgen. Borgen macht Sorgen; und das ist von beiden wahr, von dem, der leiht, und ausleiht.

63. Liebe zur Kleiderpracht liegt als ein Fluch auf dem Menschen; ehe man seine Neigung fragt, sollte man seinen Beutel fragen; Stolz auf Kleider ist die unverschämteste Bettelei. Wenn ihr Ein Galanterie-Stück gekauft habt, und tragt, so müßt ihr zehn andere kaufen und tragen, damit eins von dem andern nicht absteche.

64. Es ist leichter, die erste Begierde zu unterdrücken, als allen folgenden Genüge zu leisten. Es ist eben so große Narrheit von dem Armen, dem Reichen nachaffen zu wollen, als es von dem Frosche war, als er so groß werden wollte wie der Ochs.

„Große Schiffe können in See treiben,
Die Böte müßen am Ufer bleiben."

Alle diese Thorheiten werden sehr schnell gestraft. Der Stolz ißt zu Mittage mit der Pracht, und zu Abend mit der Verachtung.

65. Diejenigen haben kurze Fastenzeit, welch auf Ostern Geld zu bezahlen schuldig sind. — Einige von euch glauben vielleicht, daß sie in guten Umständen stehn, und eine kleine Ausschweifung ohne Schaden ertragen können; allein:

„Aufs Alter und Mangel man sparen mag,
Die Morgensonne scheint selten den ganzen Tag."

Die Einnahme ist unbeständig und ungewiß, aber die Ausgabe beständig und gewiß. Es ist leichter zwei Ofen zu bauen, als Einen zu heitzen. Also:

„Besser ohne Abendbrod schlafen gehn,
Als in Schulden aufstehn."

66. Erwerbt, was ihr könnt, und was ihr erworben habt, behaltet: das ist der Stein der Weisen, der all' euer Blei in Gold verwandeln wird. Wenn ihr diesen Stein gefunden habt, der zugleich die Universalmedicin gegen alle eure Narrheiten giebt, so werdet ihr nicht

mehr

mehr über die schlechten Zeiten, noch über die schweren Abgaben euch beklagen. Diese Lehre ist Vernunft und Weisheit, und unsere guten Vorfahren haben sie in Sprüchwörter eingekleidet, damit Jedermann sie fassen und behalten könne. — Bei allen dem glaubt aber nicht, daß es mit eurem Fleiße, eurer Sparsamkeit und Klugheit allein genug sey. Alle diese Dinge sind vortrefflich, aber nicht ohne den Segen Gottes. Darum aber müßt ihr fleißig beten, und barmherzig und mildthätig gegen die unglücklichen Armen seyn. Gedenkt an den Hiob, er ward auch arm, aber hernach sehr reich. Und nun zum Beschluß! Die Erfahrung hält eine theure Schule, aber Narren wollen in keiner andern lernen, und kaum einmal darin. Man kann wohl guten Rath geben, aber die Ausführung kann man nicht geben.

67. Kleine Freuden laben, wie Hausbrod, immer ohne Eckel, große wie Zuckerbrod, zeitig mit Eckel.

68. In jeder Sünde wohnt der ganze Krieg, wie in jedem Funken eine Feuersbrunst. Der Krieg ist nur das Sprachrohr und Sprachgewölbe der Seufzer, die wir einzeln auspressen.

69. Himmel! wie wohlfeil ist das Leben, wenn man nur froh seyn, nicht es scheinen will! Wie viel mehr kostet die fremde Meinung uns täglich Geld und Sünde, als die eigne!

70. Noth verknüpft stärker und fester, als Lust, weil mehr daran gelegen ist, die Wunde abzuwehren, als den Kitzel aufzuhaschen.

71. Im längsten Frieden spricht der Mensch nicht so viel Unsinn und Unwahrheit, als im kürzesten Kriege; denn da es in diesem beinahe keine Gegenwart giebt, sondern nur Angst und Wunsch und Hoffnung, diese Bürgerinnen und Seherinnen der Zukunft, im Frieden aber mehr Gegenwart; so ist's natürlich, daß man nichts schlechter sieht und mahlt, als das, was noch nicht da ist.

72. Jeder glaubt und sagt, die Vergangenheit, d. h. die Geschichte gebe die rechte Lehre für die Zukunft; aber fehlt's denn den Menschen an irgend einer Vergangenheit, an eigner oder an fremder? Kommen wir nicht alle von Gestern her? Jeder hatte Vergangenheit genug in sich, um eine reine Zukunft auszubilden; aber

jede Zeit, — welche von den dreien es auch sey — wird nur vom schöpferischen Sinn erfaßt; und es ist mithin einerlei für diesen, von Gegenwart zu lernen, oder von Vergangenheit, oder von Zukunft.

73. Der Krieg ist die stärkende Eisenkur der Menschheit, und zwar mehr des Theils, der ihn leidet, als des, der ihn führt. Ein Kriegsstoß weckt die Kräfte auf, die das lange Nagen der täglichen Sorgen durchfrißt. Im Frieden kriecht der Bürger so leicht mit weicher Schlaffheit durch, und deckt sich gegen die Gefahren, wie gegen die Bomben, nur durch Wegheben des Steinpflasters und des hohen Dachs, und durch Ausbreitung des weichen Düngers; aber der Krieg fordert den waffenlosen Bürger zum Zweikampfe mit der Uebermacht und Gesetzlosigkeit heraus, und verlangt jede Minute ein Männerherz und ein Männerauge, und verpanzert mit den größern Gefahren gegen die kleinern. Da sich die stärkere Tapferkeit nicht im Einrennen und Einschlagen, sondern im Festhalten erweist: so braucht oder erbt sie eben im Kriege der unbewaffnete Bürger mehr als der bewaffnete, noch abgerechnet, daß jener mehr Schätze und nähere Menschen zu verlieren und zu behüten hat, als dieser. Ist aber dieß: so muß der Krieg den nächsten Zeiten mehrere wahre Männer zugebildet und zurückgelassen haben, und dem Vesuve gleich geworden seyn, nach dessen Aschen-Würfen — (das Kriegsfeuer liefert ja Häuser-Asche und Menschen-Asche genug) der anfangs durch sie erstickte Pflanzen-Wuchs üppig empor schießt. — Und was begehren wir mehr für die Zukunft, als Männer? — —

74. Es ist eine tröstende Erscheinung, daß die Natur allen großen Helden — von Alexander und Cäsar an bis Karl dem Großen, und Friedrich II. und Napoleon herüber — gleichsam als einen Wundbalsam für blutende Völker, Liebe und Eifer für die Wissenschaft auf die verheerende Laufbahn mitgegeben hat. Die Wissenschaften bewahren, besonders wenn ihr Licht auf ausgedehnte Länder fällt, edle Kräfte, welche nie die rechte Freiheit verlohren gehen lassen. Großes Licht verdichtet sich zuletzt zu Wärme, die die Menschheit mit Lebenschwangert und mit Auferstehung segnet.

Welche moralische Barbarismen und Baumschändereien der Menschheit hat nicht schon das wissenschaftliche Licht endlich fortgescheucht, von den priesterlichen Menschenopfern an bis zu den kaufmännischen, indem selber im Engländer der Licht: Mensch den Kauf: Menschen niederrang, und den — Sklavenhandel aufhob.

Fr. Richter.

---

75. Der rechtschaffene Mann, dem der Haß, der Neid und die Verläumdung wirklich Dornen auf das Lager streuen können, ist noch weit vom Ziele, denn er ist noch in der Menschen Gewalt. Wer nah' am Ziel ist, der hört seine Apologie in ihrem Geschrei, wer es erreicht hat, vernimmt es gar nicht mehr.

76. Wie der nur wahrhaft den Werth der Ruhe fühlt, welcher sein Tagewerk im Schweiß seines Angesichts, oder in Anstrengung des Geistes vollbracht hat: so fühlt auch nur der am Abend seines Lebens die hohe Glückseligkeit, welche die Tugend gewährt, der für sie gestritten und gekämpft hat.

77. Die reine Rechtschaffenheit bei einem welterfahrnen Manne (eine seltne Zusammenkunft!) ist eine so starke Waffe gegen List und Betrug, daß ich beinahe sagen möchte, sie ist noch nicht ganz rein, wenn sie überlistet, betrogen und durch Vorspiegelungen zu zweideutigen Dingen gelockt werden kann. Ich denke, sie stellt einen so hellen Spiegel in unserm Innern auf, daß der reine Rechtschaffene den giftigen Hauch des listigen Verführers auf der Fläche dieses Spiegels, in dem Augenblick fühlt, als ihn dieser anathmet, das heißt, seinen Antrag mit Kunst zu seinem tief versteckten Zwecke darlegt.

78. Als ich das erste Mal einen Luftschiffer sich erheben, dann in den hohen leeren Lüften schweben sah, und ihm nun im Geiste nachfolgte, dachte ich plötzlich an die tiefe Stille, die den unruhigen, lärmenden, nun von der Erde getrennten, und in diesem ungeheuern, leer scheinenden Luftmeer allein und verlohren schwimmenden Erdensohn empfangt. Dieses Schweigen muß so schaudernd, ängstlich und dann freudig erhaben seyn, daß ein solcher Mann, wenn er anders gewisser Empfindungen fähig ist,

wirklich das Vorgefühl der Trennung vom Leibe in all' der Erhabenheit empfinden muß, die wir in der glücklichsten Begeisterung künftiger Hoffnung träumend ahnen.

79. Viele klagen über die menschliche Gesellschaft, und sterben mit diesen Klagen, ohne zu bedenken, oder bedacht zu haben, daß diese Gesellschaft in Einem Tage mehr für sie that, als sie ihr ganzes Leben hindurch für sie gethan haben. Die laut und heftig Klagenden sind diejenigen, die ganz auf Kosten derselben gelebt, die Allerlautesten und Allerheftigsten aber die, welche ihr geschadet haben.

80. Das gewaltigste, stärkste, unbezwinglichste ist der Schlag der Schuld an das Herz. Die Kraft des Kühnsten, Stärksten, Gesundesten erstarrt in diesem Augenblick, und der von ihm Getroffne sinkt vor dem unbestechlichen Richter nieder, weil er es selbst ist. Dieses sind Blitze aus einer dunkeln, unsichtbaren Welt, gegen die allein keine Ableiter schützen. Und wenn nun der Donner, den wir hören, die Blitze, die wir sehen, die physische Welt reinigen, würde die moralische, ohne diese innern Gewitter, die wir nicht sehen, die der nur fühlt, der sie selbst in sich zusammengezogen hat, nicht schon längst ganz verpestet und ausgestorben seyn?

81. Ein Staatsdiener, der auf einem bedeutenden Posten steht, und überall und durchaus seine Pflicht streng' erfüllt, übt mehr Muth aus, als die größten Helden der alten und neuen Zeiten. Diese standen und stehen an der Spitze eines Heers gegen sichtbare Feinde, er kampft allein gegen eine Armee, die ihn aus der Finsterniß durch List und Ränke befehdet. Jeder Sieg, den ein solcher Mann erkämpft, vermehrt die Zahl seiner Feinde, da die Siege jener Helden die ihrigen vermindern. Könnte man nur die Feinde eines solchen Mannes, besonders in großen Reichen, auf einer Ebene beysammen sehen, so weiß ich nicht, ob die Schaam, auch zu einem solchen Geschlecht zu gehören, die Bewunderung des Mannes, der allein und so seinen Feinden entgegensteht, verstattete; der erste bittere Augenblick müßte wenigstens durch die Betrachtung überwunden werden. —

Klinger.

82. Empfänglichkeit für Freude und Schmerz liegt in dem Wesen unserer Natur, und wie die Wahrheit und die Tugend unser Ziel seyn soll, so darf es auch die Glückseligkeit seyn. Die Religion, weit entfernt, die Sehnsucht nach ihr zu tadeln, zeigt ihr nur den richtigen Weg zu ihrer Befriedigung, und verheißt denen, die ihn nicht verfehlen, daß die Seligkeit jener Welt für sie schon auf Erden beginnen soll. Freuen sollen sich und fröhlich seyn die Gerechten; schmecken und sehen sollen die Frommen, wie gütig der Herr, wie wohl allen ist, die auf ihn trauen.

83. Nicht sehen, und doch glauben — das mag dem Dünkel der Menschen Aergerniß und Thorheit scheinen; es ist doch das eigentliche Wahrzeichen des kindlich-frommen Sinnes, der mit der höchsten Ausbildung des Verstandes so wohl bestehen kann. Denn die Schranken seines Wissens anerkennen, das ist Weisheit, und sich fern halten von der thörichten Anmassung, die Tiefen der Gottheit zu erforschen, das ist Verstand.

A. H. Niemeyer.

---

84. Freundschaft ist köstlicher, denn Frauenliebe. Die Liebe ist der Schatten am Morgen: mit jedem Augenblicke wird er kleiner, Freundschaft aber der Schatten am Abend; er wächst, bis die Sonne des Lebens sinkt.

85. Der Weise schweigt, wo reden nicht frommt und nicht Noth thut, und Verborgenheit schützt ihn. Der Eitle allein reißt ungestüm die Wahrheit an's Licht; er will mit ihr glänzen, nicht nützen. Die Dämmerung ist Licht, wie die Sonne am Mittage. Willst du den Sehendgewordenen sogleich in die Mittagssonne führen? Sie würde ihn blenden; Dämmerung ist ihm wohlthätig. Jedes Jahrhundert bringt seine großen Männer hervor, und sie sind eben darum große Männer, weil sie das Licht geben, das für ihr Zeitalter paßt.

A. Lafontaine.

---

86. Die Güter des Herzens bieten sich allen Sterblichen an. Jeder kann sich die Güte der Seele erwer-

ben, die in der Anwendung der Gesetze der Vernunft und des Gewissens besteht. Er kann im Stillen ein König seyn, und weise über seine Neigungen regieren.

87. Der Trieb des Gewissens, und die innerliche Schamhaftigkeit vor dem Bösen sind die Schutzengel des Guten. — Ohne Demuth ist der Mensch eine ewige Lüge.

88. So wenig ihrer sind, so wiegt doch die gute Meinung Eines Rechtschaffenen in der Wagschaale der Vernunft mehr, als der Beifall ganzer Millionen Thoren oder Lasterhafter. Der Beifall eines einzigen würdigen Mannes ist nicht nur Stärke, Trost und Belohnung für mein Herz, nein, er ist mir auch die Anwartschaft auf die Achtung aller, die ihm gleichen. Die Rechtschaffenen haben alle Ein Herz und Ein Gefühl des Edlen, wie sie alle einerlei Regel des Guten haben. Der Beifall des Kenners ist gleichsam die verstärkte Stimme des Sprachrohrs, die weiter reicht, als das laute Geschrei einer Menge von Thoren.

Gellert.

---

89. Mit einem durch Demuth und Liebe geschärften Auge werden wir bei aufmerksamer Betrachtung an unsern Brüdern vielfältige Regungen bemerken von dem, was ihnen anfänglich zu fehlen schien.

Schleiermacher.

---

90. Ein großer Theil des Verdrusses so wie des Vergnügens der Menschen hat seinen Grund in den Muthmaßungen, die Jeder über des Andern Gedanken anstellt. Wir alle ergötzen uns am Lobe, das wir nicht hören, und sind empfindlich über Verachtung, die wir nicht sehen.

91. Vermöge des Vortheils, den Ungebundenheit in Grundsätzen gewährt, würde die Welt den Verbindungen der Bosheit unterliegen, wenn diejenigen, die lange Zeit mit einander Verrath getrieben haben, am Ende nicht auch gegen einander treulos zu werden pflegten.

Joh. Eremita.

---

92. Die Ehe ist der Anfang und der Gipfel aller Kultur. Sie macht den Rohen mild, und der Gebildetste hat keine bessere Gelegenheit, seine Milde zu beweisen. Unauflöslich muß sie seyn, denn sie bringt so vieles Glück, daß alles einzelne Unglück dagegen gar nicht zu rechnen ist. Und was will man von Unglück reden? Ungeduld ist es, die den Menschen von Zeit zu Zeit anfallt, und dann beliebt er, sich unglücklich zu fühlen. Lasse man den Augenblick vorübergehen, und man wird sich glücklich preisen, daß ein so lange Bestandenes noch besteht. Sich zu trennen, giebt es gar keinen hinlänglichen Grund. Der menschliche Zustand ist so hoch in Leiden und Freuden gesetzt, daß gar nicht berechnet werden kann, was ein Paar Gatten einander schuldig werden. Es ist eine unendliche Schuld, die nur durch die Ewigkeit abgetragen werden kann.

v. Göthe.

---

93. Man muß vertraut seyn mit dem mancherlei Elende auf dieser Welt, um bey dem Leiden des unglücklichen Bruders theilnehmend mit empfinden zu können. Wo der bescheidne Arme im Verborgenen seufzt, es nicht wagt, sich herbeizudrängen und um Hülfe zu bitten; wo Unglücksfälle den fleißigen Mann, den Mann, der einst bessere Tage gesehen hat, zu Boden schlagen; wo eine zahlreiche ehrliche Familie, mit allem Fleiße, durch die tägliche Arbeit ihrer Hände nicht so viel erringen kann, um sich gegen Hunger, Blöße und Krankheit zu schützen; wo auf hartem Lager, in durchwachten, durchseufzten Nächten, schamhafte Thränen über gerungene Hände rollen: — dahin, menschenfreundlicher Wohlthäter! dahin dringe dein Blick! da kannst du deine Gelder, den Ueberfluß dessen unterbringen, was dir der Schöpfer anvertrauet hat, und Zinsen damit erwerben, die keine Bank auf Erden dir zusichern kann.

94. Die mehresten Menschen haben nur Mitleid mit stillem Kummer, empfinden aber Ueberdruß bei lauten Klagen, vielleicht weil diese sie gleichsam zwingen zu wollen scheinen, Theil daran zu nehmen.

95. Es ist in unseren Tagen, leider! nichts Seltenes, Kinder zu sehen, die ihre Eltern vernachlässigen oder unedel behandeln. Die Jünglinge finden ihre Väter nicht weise, nicht unterhaltend, nicht aufgeklärt genug. Das Mädchen hat Langeweile bei der alten Mutter, und vergißt, wie manche langweilige Stunde diese bei ihrer Wiege, bei Wartung desselben in gefährlichen Krankheiten, oder bei den kleinen schmutzigen Arbeiten zugebracht; wie sie sich in den schönsten Jahren ihres Lebens so manches Vergnügen versagt hat, um für die Erhaltung und Pflege des kleinen ekelhaften Geschöpfs zu sorgen, das vielleicht ohne diese Sorgfalt nicht mehr da seyn würde. Die Kinder vergessen, wie viele schöne Stunden sie ihren Eltern durch ihr betäubendes Geschrei verdorben, wie viel schlaflose Nachte sie dem sorgsamen Vater gemacht haben, der alle Kräfte aufbot, um Unterhalt für die Seinigen zu erringen. Auch dann, wenn Kinder Ursache hätten, sich der Schwachheiten, oder gar der Laster ihrer Eltern zu schämen, sollten sie doch im äußeren Umgange nie die Ehrerbietung aus den Augen setzen, die sie ihnen in so manchem Betrachte schuldig sind.

A. v. Knigge.

---

96. Alles das, was zur Pracht und zum Wohlleben gehört, wenn man es von Jugend auf entbehrt hat, zum ersten Male in seinem Besitze sehen, und Andern vorzeigen, das macht ein großes Vergnügen; es das hundertste Mal wieder sehen und genießen, ist etwas so Unbedeutendes, daß man äußerst unglücklich dabei seyn kann. Daher ist die Erwerbung dieser Güter, das Gelingen der Anschläge, die man macht, sie zu vermehren, ein wahres und großes Glück; ihr Besitz, ihr Genuß nur ein sehr geringes. Mit allen solchen Vergnügungen geht es mehr oder weniger, wie mit dem Genusse von Speise und Trank. Man kann nicht länger essen, als bis man satt ist. Dieß währet, so gute Eßlust man auch haben mag, so gar lange nicht. Wenn man an diesem Ziele ist, so muß man sich nach andern Zeitvertreiben umsehen, und wenn diese nicht im Geiste gefunden werden, wo sollen sie am Ende zu finden seyn?

97. Es ist für die Vollkommenheit des menschlichen Geschlechts im Ganzen nützlich, daß wenigstens für jede Tugend ein abgesonderter Schauplatz, eine eigene Schule vorhanden sey, in welcher sie, freilich oft ohne Maß, Ziel und Zweck, geübt wird, die aber doch verhindert, daß keine gänzlich verlohren geht, und in welcher sich von Zeit zu Zeit vorzügliche Männer bilden, die, indem sie die Tugend ihres Standes mit den allgemeineren verbinden, die höchsten Muster menschlicher Vortrefflichkeit aufstellen. — Das Privatleben ist die Schule der Gerechtigkeit; die Verwaltung der Staaten ist die Schule der Klugheit, des Stillschweigens, der Menschenkenntniß; der Krieg die des Muths; der Handel die der Ordnung und des Worthaltens. Jedes Geschäft, jedes Gewerbe, jedes Verhältniß im menschlichen Leben hat gewisse eigene Tugenden, ohne welche es nicht bestehen, oder seinen Zweck nicht erreichen kann, die also bei demselben vorzüglich geschätzt, gefordert und geübt werden. So bleiben also auf der Erde wenigstens alle Tugenden übrig, sie vereinigen sich nirgends in einem Einzelnen, aber zerstreut sind sie da, und wir können dem glücklichen Zeitpunkt ihrer Vereinigung noch mit einiger Hoffnung in die Zukunft entgegen sehen.

Garve.

---

98. Der erste, der ein Kraut pflanzte, oder säete, that einen weiten Schritt zum Land : Eigenthum. Er eröffnete zugleich dem Geiste seiner Brüder ein unermeßliches Feld der Thätigkeit, und legte den glücklichen Grund zu einem viel höheren Grade der Erleuchtung und Sitten : Milderung. — Es währte, allem Ansehen nach, auch in den herrlichsten Ländern sehr lange, bis der Mensch zu diesem glücklichen Zeitpunkt gelangte. Die Erfindung des Säens und Pflanzens setzt schon ziemliche Fähigkeiten voraus. Man mußte über die Fortpflanzung der Gewächse vielfältige Beobachtungen gesammelt, und schon gelernt haben, der Zukunft mit Geduld entgegen sehen, und mannichfaltige Mittel zu einem gemeinsamen Endzwecke vereinigen. Alle diese Schritte konnten nicht anders, als sehr langsam geschehen. Sobal der Feldbau

auf einen gewissen Grad gebracht wurde, mußte die menschliche Gesellschaft, und die Erde selbst anfangen, eine ganz andere Gestalt zu gewinnen. Der Mensch fieng nun an, seinen Acker, als den Grund seines Wohlstandes anzusehen. Ohne gänzlich dem herumschweifenden Leben zu entsagen, konnte er die Annehmlichkeiten nicht genießen, welche ihm die erhöhte Emsigkeit versprach. Das Eigenthum wurde immer mehr festgesetzt, und die Vortheile der wechselsweisen Hülfe wurden täglich merklicher. Die Stärke des einen kam der Schwachheit des andern immer mehr zu gute; die Geschicklichkeit des einen ersetzte immer reichlicher die Unerfahrenheit des andern. Die Vermehrung der Bedürfnisse milderte die rohen Triebe immer mehr, vermannichfaltigte immer mehr die Thätigkeit der Seele, machte die Folgen der Gewaltthätigkeit und Unterdrückung immer empfindlicher, und verknüpfte durch eine wohlthätige Abhängigkeit immer desto mehr Menschen, Geschlechter und Stämme mit einander, je mehr Erfindsamkeit, Fleiß und Gewerbsamkeit sich ausbreiteten und stärkten.

Iselin.

99. Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sey. Adam hat für sich die Anlage zu allen Vollkommenheiten; aber damit ist die Absicht seiner Schöpfung noch nicht erreicht, es fehlt ihm eben die Gehülfin noch, in deren genauern Vereinigung er sich zu seiner Bestimmung erheben soll. In der ganzen Natur, wohin er sieht, sucht er sie vergebens. Seine Seele ist voll Empfindung, es reitzet alles um ihn her seine Aufmerksamkeit, ein jeder neuer Blick setzt ihn in neues Entzücken, ein geheimer Trieb drängt ihn, seine Empfindungen mitzutheilen. Aber es ist alles für ihn taub und stumm, in seinem Herzen fühlt er einen Trieb zur Zärtlichkeit und Freundschaft, aber er findet ihn nirgends beantwortet; er fühlt die Würde seiner Natur, aber es ist alles um ihn zu niedrig, er findet nirgends den Gegenstand, mit dem er sie theilen könnte. Sein Schöpfer hat ihm die ganze Natur übergeben, aber er fühlt sich um so unruhiger und dürftiger. Umsonst hat der Schöpfer das Paradies so schön gemacht, weil er seine Empfindungen mit niemand

theilen kann. Aber er schlägt seine Augen auf — entzückender Anblick! er sieht sein Bild! Welche unaussprechliche Reitze! Ja, sie ist es, sein Herz sagt es ihm, ihr erster zärtlicher Blick versichert ihm die Erfüllung seiner Wünsche, und reißt ihn in ihre Arme. Nun ist er der Mensch, nun fühlt er sich das vollkommene glückliche Geschöpf, wozu die Güte seines Schöpfers ihn erheben wollte. Und zugleich ist der ganze Plan der Schöpfung jetzt erfüllet — es ist alles sehr gut. Die Natur hat jetzt ihre Harmonie, und zu ihrer fortdauernden Vollkommenheit ist alles da, denn die Anlage zu der vernünftigen Gesellschaft ist da, worauf diese ganze Vollkommenheit beruht, und das Band, das sie erhalten soll, ist von der Hand des Schöpfers selbst geknüpft, so geknüpft, daß es mit dem Fortgange der Menschheit immer fester, inniger und allgemeiner wird.

Jerusalem.

---

100. Das sicherste Zeichen wahrer männlicher Kraft ist die Gewalt, die man über sich selbst hat. Der Mann soll kein Sklave seyn, auch nicht von sich selbst, von seinen Angewöhnungen, von seinen Vorurtheilen, seinen Empfindungen, seinen Gemüthsstimmungen und seinen Leidenschaften. Die Gewalt, die wir über andere Dinge besitzen, besitzen wir allein dadurch, daß wir uns selbst in der Gewalt haben; daß wir die Eindrücke, die sie auf uns machen, selbst bestimmen, einschränken und bilden; daß wir den Vorstellungen, die sie uns geben, gebieten, die Gefühle und Begierden, die sie in uns erwecken, mit freiem Willen beherrschen. — Wer sich nicht in der Gewalt hat, der steht unter fremder Gewalt; er wird wenig vermögen, wenn auch sonst seine Kraft noch so groß ist. Der Zufall und äußerliche Dinge machen aus ihm, was ihnen gefällt. — Das ist die wahre Kraft des Menschen, daß er sich selbst ein Gesetz giebt, und nie etwas ist, was er nicht seyn will, und zwar deswegen seyn will, weil er dieß für das Beste erkennt. Der ächte Mann hängt von nichts ab, als von seiner Ueberzeugung; er duldet nichts in sich, und giebt sich an nichts hin, als was seiner Ueberzeugung angemessen ist; er

wird nie zu etwas fortgerissen, was er nicht überdacht und gebilligt hat. — Kein körperliches Mißbehagen stört ihn — keine Laune trübt ihm das Licht, worin er Dinge erblickt; keine vorgefaßte Meinung bestimmt sein Urtheil. — Er kann sich von jeder Beschäftigung und jedem Vergnügen losreißen; er kann sich freiwillig zu dem entschließen, was ihm beschwerlich, oder gar schmerzlich wird. Er hat nicht allein Willen; sein Wille siegt auch überall, und unterwirft sich alles.

Fr. Ehrenberg.

---

101. Das ist ein königlicher Mann, welchen nichts besiegt, als das Schöne und Göttliche, dessen Knie nichts beugt, als die Andacht.

102. Fürchte die Einsamkeit nicht. Sie ist harmlos, wie der reine Mondschein, dessen Silberstreifen im Pallaste des Gottlosen höllische Gespenster, und in der Hütte des Frommen spielende Engel des Himmels abbilden.

103. Was vermag nicht der Mensch! Er, dem die Erde ihre tiefen Adern aufschließen muß, der die Lüfte durchschifft, der den Brandungen des Weltmeers Dämme entgegen wirft, der selbst das fressende Gift des Feuers gezahmt, und, hingehaucht auf die friedliche Kerze, zum stillen Freunde seiner Nächte gemacht hat! — Wohl! Aber, mein Freund, wirf einmal in der heitern Nacht einen einzigen tiefen Blick in den Abgrund der Schöpfung, und sage dann Jenes noch einmal! Siehe, ob der Mensch noch groß bleibt, wie vorhin?

104. Jede Gefahr erkennt einen königlichen Gebieter an. Er heißt Muth.

105. Was ist es, das manche Seele so muthig macht? Was giebt ihr einen so himmlisch-leichten Sinn bei jedem bevorstehenden Ungemach, worüber Andere sich ängstigen; was schafft ihr jenen ewigen Umfluß von Ruhe bei allen hereinbrechenden Stürmen des Lebens, der immer nur das Erbtheil weniger Auserwählten ist; was macht sie so kummerleer und fröhlich, wie eine reizende Au in der Frühlingszeit? — Es ist die Unschuld.

Ernst Wagner.

---

106. Näher und inniger sehen wir in der Einsamkeit das Auge, das uns alle sieht. Allgegenwärtig wirket da, wo alles umher schweigt, dieser hohe Gedanke, dieses süße, reine und seligste Gefühl, daß uns Gott sieht und umgiebt, über uns herrscht, und alles um uns her lenket durch seine Macht und Güte. Ueberall erblicken wir Gott in der Einsamkeit. In solcher heiligen Stille verschwinden alle unedle Gedanken, alle niedrige Angelegenheiten und Sorgen.

J. G. Zimmermann.

---

107. Auch für die Seele ist der Schlaf ein Balsam; er zieht einen Vorhang über die Bilder des Kummers, und eine Stunde länger seines Unglücks vergessen, ist kein geringer Gewinn.

Pfeffel.

---

108. Göttlich leben, siehe, das ist der rechte Gottesdienst. Darum es schändlich ist, wenn die Leute mit dem Kirchengehen und Schreien in den Himmel zu kommen gedenken, und dabei nicht das Herz reinigen und bessern, sondern zu Hause Böses thun. Unsere Tempel sind nicht Holz und Steine, sondern wir selbst sind der Tempel Gottes; unser Herz ist das Ding, das da beten soll, und worin wir sollen Gott dienen. Gleichwohl ist es fein und lieblich, mit andächtigen und frommen Herzen unter dem Haufen seyn, da man Gott lobt und dankt. Darum mußt du ja ein verzweifelter Schelm seyn, wenn du Gott nicht solchen Dienst thust. Nur mußt du nicht denken, daß es mit dem Kirchengehen genug ist. Aber wir halten dafür, daß es nütz und heilsam ist, fleißig zur Kirche zu gehen, weil man da Gottes Wort höret und vernimmt, und Christus selbst gesagt hat: wo zwei oder drei versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen. Daher wir uns ja hüten müssen, nicht faul und laß dazu zu werden, wie die schändlichen sattsamen Geister, die sich dünken lassen, sie haben es nun gar, und können es wohl besser, denn man es ihnen predigen kann. Denn wenn es gleich wahr wäre (welches doch nicht ist), daß

du allerdings die Sachen verstündest, und sowohl, als der Herr Christus selbst, so stehest du doch, daß er selbst in den Tempel gieng zu beten, um mit seinen Schülern Gottes Wort zu treiben. Darum sollst du viel weniger müde werden, weil du es ohne das so herzlich wohl bedürfest wider den Teufel und alle Anfechtung.

D. Martin Luther.

Zweite Abtheilung.

Kleine Abhandlungen.

---

1. Die Tugenden des heidnischen Alterthums.

Die Heiden, wenigstens die Weisern unter ihnen, sahen wohl, daß der Satz: nur das Ehrbare ist nützlich, worauf sich alle Tugend gründet, seine Wahrheit nur in einer Welt haben könne, worüber ein vollkommenstes Wesen waltet, und daß der beständige Vorzug der Tugend, ohne den Glauben an die Regierung des höchsten Wesens und einen künftigen Zustand der Vergeltung, nicht könne evident gemacht werden.

Allein außerdem, daß die heidnischen Religionen verschiedne Tugenden nicht ganz ohne Unterstützung ließen, fanden sie auch in andern öffentlichen und besondern Einrichtungen bei den heidnischen Völkern Beförderung. Erziehung, Gesetzgebung und politische Verfassung zielten in den meisten Staaten des Alterthums dahin ab, die Bürger zu allen Arten bürgerlicher Tugenden zu bilden. — Die Beispiele von Mäßigkeit, Klugheit und Großmuth, die bei den alten Völkern so gemein waren, daß sie unter ihnen gar kein Aufsehen mehr machten, mögen herkommen, woher sie wollen; genug, sie waren da. Doch wird es uns weniger wundern, daß sie so häufig waren, wenn wir wissen, wie viel Begünstigung sie in der innern Bildung der Seele finden, wie viele Quellen

in dem menschlichen Herzen sind, woraus sie ihre Fülle nehmen, und wie diese Quellen durch die bürgerlichen Einrichtungen ihren Fluß erhielten. Wir werden gewahr werden, daß die gemeinnützigen Triebe in so vielen Staaten des Alterthums ihre ganze Thatigkeit hatten, alle selbstsüchtigen Gedanken verschlangen und in sich selbst verkörperten. Ein jegliches Glied eines solchen neuen Staats kannte kein anderes Gut, als das allgemeine Beste, leitete aus den Vorzügen der Gesellschaft, wozu es gehörte, seine ganze Wichtigkeit her, hatte keine andere Quelle seines Stolzes, seiner Freuden und seiner Sorgen, und nahm sich also aller Angelegenheiten des Ganzen mit der Heftigkeit und Theilnehmung an, womit man für seinen Eigennutz zu arbeiten pflegt.

Da weder ein Feiger, noch ein Dummkopf, noch ein Schwelger, zu großen, gemeinnützigen Unternehmungen im Stande ist: so waren Tapferkeit, Klugheit und Mässigung lauter nöthige und hochgeachtete Tugenden, um welche man sich von Jugend auf bewarb, worin man sich in seinem ganzen Leben übte, und worin man der jungen Nachwelt zum Muster zu dienen suchte. In den kleinern häuslichen Gesellschaften hatten die geselligen Empfindungen ihre ganze Federkraft, da sie durch Mäßigung gestarkt, und nicht durch Weichlichkeit und üppige Zerstreuungen entkräftet waren.

Die Gefühle des Vaters, des Ehegatten, des Freundes, wirkten mit der unverdorbnen Einfalt der Natur, und mit aller Heftigkeit, womit die Seele einen Gegenstand umfaßt, worauf alle ihre Kräfte ungetheilt zustreben. Die häuslichen Freuden, die nur gesunde und nüchterne Seelen genießen können, erfüllten den Zwischenraum, den das öffentliche Leben dem Patrioten leer ließ. So lange Ueppigkeit, Achtung für Reichthum die prachtlosen Wohnungen nicht befleckten, der Patriot noch von einem Gerichte Rüben ein vergnügtes Mahl halten konnte, so lange er noch seine Zeit zwischen der Arbeit des Landbaues und den bürgerlichen Sorgen theilte, beim Pfluge sich den Schweiß abtrocknete, um den Purpur zu nehmen: so lange war ihm das hohe Bild des Vaterlandes noch entzückend, der Name eines tugendhaften Bürgers noch ehrenhaft, so lange die eheliche Treue un-

verbrüchlich, die väterliche Liebe ein angenehmer Genuß, und die kindliche Ehrfurcht ein freiwilliges Opfer, das die Dankbarkeit der wohlthätigen Weisheit brachte, so lange waren Betrug und Hinterlist, häusliche Zerrüttungen, und Trennungen des ehelichen Bundes noch etwas unerhörtes.

Nichts anders als diese Tugenden kann auch die freien Staaten, die wir in dem Alterthume bewundern, auf den Gipfel des Ruhmes gebracht und so lange darauf erhalten haben. Die freien Bürger derselben, die nicht durch die Furcht vor einem einzigen oder mehreren Beherrschern zu einem gemeinsamen Ziel getrieben wurden, deren Thätigkeit durch nichts, als durch eigne Wahl und Ueberzeugung, bestimmt und gelenkt wurde, mußten beständig in dem Anschauen des allgemeinen Besten erhalten werden, und in lauter Aufopferungen für dieses allgemeine Beste ihr Leben zubringen.

Man kann kaum begreifen, wie man Menschen mit solchem Geiste und Gesinnungen hat verachten und verdammen können. Aber das richten lang genährte Vorurtheile endlich aus. Ohne diese würde man in den Bürgern der Vorwelt eben dieselbe Bildung des Geistes erkennen, die dem Menschen wesentlich ist, und die, wenn sie ihre natürliche Entwicklung erhält, nicht anders als würdig und richtig seyn kann. Diese aber kann ihm auch in dem Anfange der bürgerlichen Gesellschaften nicht fehlen, wenn zwar noch der Wirkungskreis des neuen Bürgers von geringem Umfange ist, wenn aber auch die Sorge für sein kleines und um desto geliebteres Vaterland, nebst der Sorge für sein Haus seine ganze Seele einnimmt, und diese Sorge noch nicht den Verfeinerungen der Sinnlichkeit Platz gemacht hat. Der Nutzen einer jeglichen Arbeit für das gemeine Wesen ist ihm noch anschaulich, mit dieser Betrachtung befeuert er sich zur Erduldung jeder Mühseligkeit, zur Darbringung jedes Opfers, welches das Vaterland fordert.

Er wird von seinen Mitbürgern bemerkt, und in ihrem Busen brennt dasselbige Feuer. Alle haben einerlei Begriffe und Empfindungen von Ehre und Schande, von Verdienst und Schuld, von Würde und Unwürdigkeit. Etwas für das gemeine Beste gethan und gelitten zu haben,

ben, durch Mäßigkeit und Ordnung in seinem häuslichen Betragen, durch Weisheit und Mäßigung im Rath, durch Gegenwart des Geistes in mißlichen Umständen, durch Muth in Gefahren, durch nützliche Dienste und tapfere Thaten erlangt er den Preis seiner Zeitgenossen und den unsterblichen Dank seiner Nachkommen.

Zu allen diesen Gesinnungen findet er den Zunder in sich in den Grundtrieben seiner Seele, der außer ihm durch die Gesetze, durch die öffentliche Achtung, und durch die Religion seines Landes in Flammen gesetzt wird. Das schuldlose Herz solcher Patrioten, das sich seiner Nutzbarkeit und seines Verdienstes bewußt war, das, mit den würdigsten Gedanken und Neigungen angefüllt, sich mit Wohlgefallen ansehen durfte, konnte auch mit Zufriedenheit an eine Vorsehung denken, unter deren gütigen Einflüssen ein jeder guter Mann es auch gut haben muß. Sie waren gut, und mußten also glücklich seyn.

Bei allen dem muß man gestehen, daß die angeführten Tugenden nicht immer das milde Ansehen haben, das sie bei uns durch feinere Sitten, oder durch die Aufklärung des Verstandes erhalten. Dieses müssen wir wohl bemerken, wenn wir einige unnatürliche Gebräuche der ersten Zeitalter aus dem rechten Gesichtspunkte ansehen wollen, um sie, nicht zu billigen, aber zu entschuldigen. Es giebt Ausbrüche eines heftigen ungebildeten Geistes bei diesen Helden des Alterthums, die sich nur mit der Rauhigkeit ihres Zeitalters und den Umständen, worunter sie lebten, entschuldigen lassen. Die stillen Tugenden der Mäßigung, der Bescheidenheit, der Geduld, die sich bei einer ausgebreiteten Privatgeselligkeit entwickeln, und dieselbe wiederum befördern, diese stillen Tugenden, die dem feinern Menschen zur Zierde und Anmuth gereichen, konnten bei Menschen noch nicht so sehr geschätzt werden, die in dem beständigen Tumulte öffentlicher Angelegenheiten lebten, deren Geist durch die nahen Gefahren beständig wachsam und gespannt, und deren Muth immer thätig erhalten wurde. Bei ihnen mußte also Unerschrockenheit, Vertrauen auf seine Leibesstärke, und Gefühl von seiner innern kraftvollsten Ueberlegenheit alles gelten.

An dieser Energie der Seele haben wir vielleicht zu viel verlohren, wenn wir an jenen feineren Empfindungen gewonnen haben. Seitdem die neuere Staatsverfassung bei der Erweiterung der Staaten den größten Theil der Bürger der Vertheidigung des Vaterlandes entladen, den innern Schutz durch Unterhandlung, Gränzfestungen und durch das Gleichgewicht der Macht in mächtigen Bündnissen zu erhalten weiß, seitdem selbst ein großer Theil der Bürger mitten im Kriege der Ruhe genießt; seitdem haben wir an Mildigkeit und Sanftmuth unendlich gewonnen. Die künstliche Vermehrung der Reichthümer und Bequemlichkeiten hat uns gelehrt, mehr auf die Sicherheit des Eigenthums bedacht zu seyn, und die Erweiterung unserer Einsichten hat in vielen Stücken auch unsere Empfindungen mehr erleuchtet. — Mit diesen Empfindungen nun verdammen wir den Raub der Spartaner und die Tödtung der abgelebten Alten bei den Wilden.

Wilde herumschweifende Völker, die ihre ungewisse Nahrung unter so vielen Mühseligkeiten aus entfernten Gegenden zusammen suchen, die sich beständig ihre wachsamen Feinde abwehren müssen, diese Völker glauben durch Dankbarkeit verpflichtet zu seyn, ihre Alten vor den Feinden und den Schrecknissen des Hungertodes auf eine leichtere Art in Sicherheit zu setzen; und eine arme kriegerische Republik, worin die Bürger kein Eigenthum kennen sollen, die aber eine nützliche Verschlagenheit und Leibesstärke über alles hochschätzt, läßt wohl ihre Knaben sich einander ihre braune Suppe entwenden, hält aber um deswillen das, was wir jetzt Diebstahl nennen, keineswegs für erlaubt.

Das Gefühl von Gerechtigkeit, Mitleiden, der Trieb zur Geselligkeit, der Stolz, nützlich und hülfreich gewesen zu seyn, ist allen Menschen gemein; es kann durch das Elend der einsamen Wildheit aufgehalten, nicht ausgerottet werden. Allein diese Triebe erhalten ihre Entwickelung in dem gemeinschaftlichen Leben, und ihre Lenkung durch Ueberlegung und Nachdenken. Der Wachsthum der Sittenlehre hängt also von der Aufklärung ihres Verstandes ab.

So wie die Lilien und Rosen aller Zeitalter dieselbigen heilsamen Kräfte haben, so finden sich zu allen Zeiten

in der menschlichen Seele dieselbigen Anlagen zum Guten, dieselbigen Regeln des Rechts durch den ganzen Erdboden. Alle gesellschaftliche Einrichtungen enthalten Abdrücke dieser innern Empfindungen des Rechts, und machen sie durch neue bürgerliche Sanctionen ehrwürdig und unverbrüchlich.

J. A. Eberhard.

2. Der Mensch ist zu feinern Sinnen, zur Kunst und zur Sprache organisiret.

Nahe dem Boden hatten alle Sinnen des Menschen nur einen kleinen Umfang, und die niedrigen drangten sich den edlern vor, wie das Beispiel der verwilderten Menschen zeiget. Geruch und Geschmack waren, wie bei dem Thier, ihre ziehenden Führer. — — Ueber die Erde und Kräuter erhoben, herrschet der Geruch nicht mehr, sondern das Auge: es hat ein weiteres Reich um sich, und übet sich von Kindheit auf in der feinsten Abmessung der Linien und Farben. Das Ohr, unter den hervortretenden Schädel tief hinunter gesetzt, gelangt näher zur innern Kammer der Ideensammlung, da es bei dem Thier lauschend hinauf steht, und bei vielen auch seiner äußern Gestalt nach zugespitzt horchet.

Mit dem aufgerichteten Gange wurde der Mensch ein Kunstgeschöpf: denn durch ihn, die erste und schwerste Kunst, die ein Mensch lernet, wird er eingeweihet, alles zu lernen, und gleichsam eine lebendige Kunst zu werden. Siehe das Thier! es hat zum Theil schon Finger, wie der Mensch; nur sind sie hier in einem Huf, dort in eine Klaue oder in ein ander Gebilde eingeschlossen und durch Schwielen verderbet. Durch die Bildung zum aufrechten Gange bekam der Mensch freie und künstliche Hände; Werkzeuge der feinsten Handthierungen und eines immerwährenden Tastens nach neuen klaren Ideen. In so fern ist die Behauptung richtig, daß die Hand dem Menschen ein großes Hülfsmittel seiner Vernunft gewesen sey; denn was ist nicht schon der Rüssel dem Elephanten? Ja dieses zarte Gefühl der Hände ist in seinem Körper verbreitet, und bei verstümmelten Menschen haben

die Zehen des Fußes oft Kunststücke geübet, die die Hand nicht üben konnte. Der kleine Daumen, der große Zeh, die auch der Struktur ihrer Muskeln nach so besonders gebildet sind, ob sie uns gleich verachtete Glieder scheinen, sind uns die nothwendigsten Kunstgehülfen zum Stehen, Gehen, Fassen und allen Verrichtungen der Kunstarbeitenden Seele.

Man hat so oft gesagt, daß der Mensch wehrlos erschaffen worden, und daß es einer seiner unterscheidenden Geschlechtscharaktere sey, nichts zu vermögen. Es ist nicht also; er hat Waffen der Vertheidigung, wie alle Geschöpfe. Schon der Affe führt den Prügel, und wehret sich mit Sand und Steinen: er klettert und rettet sich vor den Schlangen, seinen ärgsten Feinden, er deckt Häuser ab, und kann Menschen morden. Das wilde Mädchen zu Songi schlug ihre Mitschwester mit der Keule vor den Kopf, und ersetzte mit Klettern und Laufen, was ihr an Stärke abgieng. Also auch der verwilderte Mensch ist, seiner Organisation nach, nicht ohne Vertheidigung; und aufgerichtet, kultivirt — welch Thier hat das vielarmige Werkzeug der Kunst, was er in seinem Arm, in seiner Hand, in der Geschlankigkeit seines Leibes, in allen seinen Kräften besitzet? Kunst ist das stärkste Gewehr, und er ist ganz Kunst, ganz und gar organisirte Waffe. Nur zum Angriff fehlen ihm Klauen und Zahne; denn er sollte ein friedliches, sanftmüthiges Geschöpf seyn; zum Menschenfressen ist er nicht gebildet.

Welche Tiefen von Kunstgefühl liegen in einem jeden Menschensinn verborgen, die hie und da meistens nur Noth, Mangel, Krankheit, das Flehen eines andern Sinnes, Mißgeburt oder ein Zufall entdecket, und die uns ahnen lassen, was für andere für diese Welt unaufgeschlossene Sinne in uns liegen mögen? Wenn einige Blinde das Gefühl, das Gehör, die zahlende Vernunft, das Gedächtniß bis zu einem Grade erheben konnten, der Menschen von gewöhnlichen Sinnen fabelhaft dünket: so mögen unentdeckte Welten der Mannichfaltigkeit und Feinheit auch in andern Sinnen ruhen, die wir in unsrer vielorganisirten Maschine nur nicht entwickeln. Das Auge, das Ohr! zu welchen Feinheiten ist der Mensch schon durch sie gelangt, und wird in einem hö-

hern Zustande gewiß weiter gelangen, da, wie Berklin sagt, das Licht eine Sprache Gottes ist, die unser feinster Sinn in tausend Gestalten und Farben unablässig nur buchstabiret. Der Wohllaut, den das menschliche Ohr empfindet, und den die Kunst nur entwickelt, ist die feine Meßkunst, die die Seele durch den Sinn dunkel ausübet; so wie sie durchs Auge, indem der Lichtstrahl auf ihn spielet, die feinste Geometrie beweiset. Unendlich werden wir uns wundern, wenn wir, in unserm Daseyn einen Schritt weiter, alle das mit klarem Blick sehen, was wir in unsrer vielorganisirten göttlichen Maschine mit Sinnen und Kräften dunkel übten, und in welchem sich, seiner Organisation gemäß, das Thier schon vorzuüben scheinet. — Indessen wären alle diese Kunstwerkzeuge, Gehirn, Sinne und Hand, auch in der aufrechten Gestalt unwirksam geblieben, wenn uns der Schöpfer nicht eine Triebfeder gegeben hätte, die sie alle in Bewegung setzte; es war das göttliche Geschenk der Rede. Nur durch die Rede wird Auge und Ohr, ja das Gefühl aller Sinne eins, und vereinigt sich durch sie zum schaffenden Gedanken, dem das Kunstwerk der Hände und anderer Glieder nur gehorchet. Das Beispiel der Taub- und Stummgebohrnen zeigt, wie wenig der Mensch, auch mitten unter Menschen, ohne Sprache zu Ideen der Vernunft gelange, und in welcher thierischen Wildheit alle seine Triebe bleiben. Er ahmt nach, was sein Auge siehet, Gutes und Böses; und er ahmt es schlechter, als der Affe, nach, weil das innere Merkmal der Unterscheidung, ja selbst die Sympathie mit seinem Geschlecht ihm fehlet. Man hat Beispiele, daß ein Taub- und Stummgebohrner seinen Bruder mordete, da er ein Schwein morden sah, und er wühlte, bloß der Nachahmung wegen, mit kalter Freude in den Eingeweiden desselben: schrecklicher Beweis, wie wenig die gepriesene menschliche Vernunft und das Gefühl unserer Gattung durch sich selbst vermöge! Man kann und muß also die feinen Sprachwerkzeuge als das Steuerruder unserer Vernunft, und die Rede als den Himmelsfunken ansehen, der unsre Sinnen und Gedanken allmählig in Flammen brachte.

Bei den Thieren sehen wir Voranstalten zur Rede, und die Natur arbeitet auch hier von unten herauf, um

diese Kunst endlich im Menschen zu vollenden. Zum Werk des Athemholens wird die ganze Brust mit ihren Knochen, Bändern und Muskeln, das Zwergfell, und sogar Theile des Unterleibes, des Nackens, des Halses und der Oberarme erfodert; zu diesem großen Werk also bauete die Natur die ganze Säule der Rückenwirbel mit ihren Bändern und Rippen, Muskeln und Adern: sie gab den Theilen der Brust die Festigkeit und Beweglichkeit, die zu ihm gehören, und gieng von den niedrigeren Geschöpfen immer höher, eine vollkommnere Lunge und Luftröhre zu bilden. Begierig zieht das neugebohrne Thier den ersten Athemzug in sich, ja es dränget sich nach demselben, als ob es ihn nicht erwarten könnte. Wunderbar viel Theile sind zu diesem Werk geschaffen: denn fast alle Theile des Körpers haben zu ihrem wirksamen Gedeihen Luft nöthig. Indessen, so sehr sich alles nach diesem lebendigen Gottesathem drängt; so hat nicht jedes Geschöpf Stimme und Sprache, die am Ende durch kleine Werkzeuge, den Kopf der Luftröhre, einige Knorpeln und Muskeln, endlich durch das einfache Glied der Zunge befördert werden. In der schlichtesten Gestalt erscheint diese Tausendkünstlerin aller göttlichen Gedanken und Worte, die mit ein wenig Luft durch eine enge Spalte nicht nur das ganze Reich der Ideen des Menschen in Bewegung gesetzt, sondern auch alles ausgerichtet hat, was Menschen auf der Erde gethan haben. Unendlich schön ist's, den Stufengang zu bemerken, auf dem die Natur vom stummen Fisch, Wurm und Insekt das Geschöpf allmählig zum Schall und zur Stimme hinauf fördert. Der Vogel freuet sich seines Gesanges als des künstlichen Geschäfts, und zugleich des herrlichsten Vorzugs, den ihm der Schöpfer gegeben; das Thier, das Stimme hat, ruft sie zu Hülfe, sobald es Neigungen fühlet, und der innere Zustand seines Wesens freudig oder leidend hinaus will. Es gestikulirt wenig; und nur die Thiere sprechen durch Zeichen, denen Vergleichungsweise der lebendige Laut versagt ist. Die Zunge einiger ist schon gemacht, menschliche Worte nachsprechen zu können, deren Sinn sie doch nicht begreifen: die Organisation von außen, insonderheit unter der Zucht des Menschen, eilt dem innern Vermögen gleichsam zum voraus. Hier aber schloß sich die Thür, und dem men-

schenähnlichen Affen ist die Rede durch eigne Seitensäcke, die die Natur an seine Luftröhre hieng, gleichsam absichtlich und gewaltsam versaget.

Warum that dies der Vater der menschlichen Rede? warum wollte er das Geschöpf, das alles nachahmt, gerade dies Unterscheidungszeichen der Menschheit nicht nachahmen lassen, und versperrte ihm dazu durch eigne Hindernisse den Weg unerbittlich? Man gehe in die Häuser der Wahnsinnigen und höre ihr Geschwätz: man höre die Rede mancher Mißgebohrnen, und äußerst Einfältigen; und man wird sich selbst die Ursache sagen. Wie wehe thut uns ihre Sprache, und das entweihete Geschenk der menschlichen Rede! und wie entweihet würde sie im Munde des lüsternen, groben, thierischen Affen werden, wenn er menschliche Worte, wie ich nicht zweifle, mit halber Menschenvernunft nachäffen könnte. Ein abscheuliches Gewebe Menschenähnlicher Töne und Affengedanken — nein, die göttliche Rede sollte dazu nicht erniedrigt werden, und der Affe ward stumm, stummer als andere Thiere, wo ein jedes bis zum Frosch und zur Eidexe hinunter seinen eignen Schall hat. — Aber den Menschen bauete die Natur zur Sprache; auch zu ihr ist er aufgerichtet und an eine emporstrebende Säule seine Brust gewölbet. Menschen, die unter die Thiere geriethen, verlohren nicht nur die Rede selbst, sondern zum Theil auch die Fähigkeit zu derselben; ein offenbares Kennzeichen, daß ihre Kehle mißgebildet worden, und daß nur im aufrechten Gange wahre menschliche Sprache statt findet. Denn obgleich mehrere Thiere Menschenähnliche Sprachorgane haben: so ist doch, auch in der Nachahmung, keines derselben des fortgehenden Stroms der Rede aus unsrer erhabnen, freien, menschlichen Brust, aus unsern engern und künstlich verschloßnen Munde fähig. Hingegen der Mensch kann nicht nur alle Schälle und Töne derselben nachahmen; sondern ein Gott hat ihn auch die Kunst gelehrt, Ideen in Töne zu prägen, Gestalten durch Laute zu bezeichnen, und die Erde zu beherrschen durch das Wort seines Mundes. Von der Sprache also fängt seine Vernunft und Cultur an: denn nur durch sie beherrscht er auch sich selbst, und wird des Nachsinnens und Wählens, dazu er durch seine Organisation nur fä-

hig war, mächtig. Höhere Geschöpfe mögen und müssen es seyn, deren Vernunft durch das Auge erwacht, weil ihnen ein gesehenes Merkmal schon genug ist, Ideen zu bilden, und sie unterscheidend fest zu halten; der Mensch der Erde ist noch ein Zögling des Ohrs, durch welches er die Sprache des Lichts allmählig erst verstehen lernet. Der Unterschied der Dinge muß ihm durch Beihülfe eines andern erst in die Seele gerufen werden, da er denn, vielleicht zuerst athmend und keichend, dann schallend und sangbar seine Gedanken mittheilen lernte. Ausdrucksvoll ist also der Name der Morgenländer, mit dem sie die Thiere die Stummen der Erde nennen; nur mit der Bildung zur Rede empfieng der Mensch den Athem der Gottheit, den Saamen zur Vernunft und ewigen Vervollkommnung, einen Nachhall jener schaffenden Stimme zu Beherrschung der Erde, kurz die göttliche Ideenkunst, die Mutter aller Künste.

Herder.

Dritte Abtheilung.

Reden.

---

1. Die Würde des Menschen.

Von Zollikofer.

Worinn besteht die Würde des Menschen? oder was giebt ihm den Werth, den er hat? Und wie und wodurch äußert sich seine Würde? oder, was bringt sie in ihm, und außer ihm hervor? — Dieß sind die Hauptfragen, die wir beantworten wollen.

Verstand und Vernunft adeln den Menschen. Dieß ist der erste und vornehmste Grund seiner Würde. Dieß erhebt ihn weit über alle andere Geschöpfe des Erdbodens. Dadurch wird er zum Verwandten der Engel; dadurch schwingt er sich bis zur Gottheit empor.

Er ist nicht ganz Fleisch, nicht ganz sinnlich, nicht gleich den Thieren des Feldes an diese Erde geheftet, nicht gleich ihnen unfähig, den Eindrücken der äußern Dinge zu widerstehen. Er kann seine Augen in die Höhe richten, und sich mit seinem Geiste über alles Irdische und Sichtbare erheben: er kann sich besinnen; sich selbst von allem, was außer ihm ist, und seine Gedanken von dem, was in ihm denket, unterscheiden; kann die Vergangenheit, die Gegenwart und die Zukunft in seinen Vorstellungen von einander absondern; hat ein inniges, klares Bewußtseyn seines Daseyns und seiner Wirkungen; kann nach den Ursachen und Absichten der Dinge forschen, ihre Verhältnisse gegen einander untersuchen, sie in ihrer Verbindung und ihrer Folge übersehen, und aus dem, was er kennet und sieht, in tausend Fällen mit Sicherheit auf dasjenige schließen, was er noch nicht kennet und nicht sieht. Und wie viel umfasset nicht sein Verstand! wie weit waget sich nicht seine Vernunft, und wie oft gelingt es ihr nicht mit ihren kühnsten Untersuchungen! Wer kann die Menge, die unzählbare Menge von Vorstellungen, von Urtheilen, von Schlüssen, von Bemerkungen und Beobachtungen ausrechnen, die sich in dem menschlichen Geiste während seines kurzen Aufenthalts auf Erden sammeln, aufhäufen, zusammendrängen, an einander ketten, in einander weben, und ihm Stoff zum ewigen Denken geben? Und was ist im Himmel und auf Erden, im Meere und in allen Tiefen, in der sichtbaren, und in der unsichtbaren Welt, im Reiche des Möglichen und des Wirklichen, in der Dunkelheit des Vergangenen, und in der Nacht des Zukünftigen, was ist da, das die Wißbegierde des menschlichen Geistes nicht reitzte, das seine Verstandeskräfte nicht beschäftigte, das er nicht zu erkennen, zu erklären, zu ergründen, das er nicht mit dem, was er schon weiß, zu vergleichen und zu verbinden strebte? Laßt es seyn, daß er tausendmal irret, daß er sehr oft den Schein für die Wahrheit hält, daß er vergleichungsweise nur sehr wenig weiß und entdecket, daß er in mehr als einer Absicht ganz unwissend ist: wer kann den Werth dessen, was er wirklich weiß, und mit seinen Kräften ausrichtet, wer den noch größern Werth seines unaufhaltbaren Fortstrebens nach

dem, was er noch nicht weiß, und nicht auszurichten vermag, verkennen? wer die Würde, die ihm das giebt und geben muß, leugnen?

Freiheit, M. A. Z., moralische Freiheit ist ein anderer charakteristischer Zug des Menschen, ein anderer Grund seiner Würde. Wenn Sonne, Mond und Sterne, und die ganze Körperwelt, nach mechanischen, ihnen unbekannten Gesetzen wirken und sich bewegen; wenn das Thier blinden, unwiderstehlichen Trieben folget, und ganz von den Eindrücken der äußern Dinge abhängt: so ist der Mensch weder jenen Gesetzen, noch diesen Trieben schlechterdings unterworfen. Er kann jene Gesetze in Absicht auf seine Bewegungen und Handlungen auf tausenderlei Art einschränken, verändern, aufheben, er kann diesen Trieben widerstehen, und sie gänzlich bezwingen. Er kann überlegen, vergleichen, wählen, Entschlüsse fassen, seine Entschlüsse ausführen; sie wieder fahren lassen, und mit andern vertauschen. Er unterscheidet Wahrheit und Irrthum, Gutes und Böses, Schein und Wirklichkeit von einander; läßt sich nicht von jedem vorübergehenden Schimmer, von jedem betrüglichen Glanze, von jeder reizenden oder fürchterlichen Gestalt täuschen; bleibt nicht bei dem gegenwärtigen Augenblicke stehen; sieht auf die entferntern Folgen der Dinge; und darf weder den Aussprüchen seiner Sinne, noch einem dunkeln, innern Gefühle blindlings folgen. Er wählet und thut das, was er für recht und gut, für das Beste in jedem Falle erkennet; er verwirft und flieht das, was er für unrecht und böse, für überwiegend schädlich hält; und richtet sich bei dieser Wahl und bei diesem Verhalten bloß nach den Einsichten seines Verstandes, nach dem Lichte seiner Vernunft. Freilich können ihn diese Einsichten oft trügen; dieses Licht kann ihn zuweilen irre führen. Aber auch dann ist ihm der Weg zur Rückkehr nicht verschlossen. Er kann seines Betrugs gewahr werden, seinen Irrthum erkennen, seine Wahl bereuen, sein Verhalten ändern, und durch diese traurigen Erfahrungen noch vorsichtiger und freier handeln lernen. So leitet, so führet, so beherrscht er sich selbst, und gewissermaßen auch die äußern Dinge, die ihn umgeben. So ist er weder ein blindes Triebrad in dem Weltsysteme,

noch ein Sklave seiner eignen Sinne, noch ein Spiel äußerer Ursachen und Zufälle. So thut er nichts anders, als was er will, und nichts kann ihn zwingen, etwas anders zu wollen, als was er jedesmal für das Beste hält. Und welche Vorzüge muß ihm das nicht vor der ganzen leblosen sowohl, als vor der bloß empfindenden, aber nicht vernünftig denkenden Schöpfung geben! welchen Werth, welche Würde müssen nicht alle seine Entschlüsse und Handlungen dadurch bekommen, daß es recht eigentlich seine Entschlüsse und seine Handlungen sind, deren Gründe, deren Absichten, deren Entstehung und Verbindung er weiß, von denen er sich und andern Rechenschaft geben kann! Wie viel mehr muß nicht eine einzige gute That des Menschen werth seyn, als der ganze wohlthätige Einfluß, den die Sonne, ihrer selbst, und ihrer Wirkungen unbewußt, über ganze Welten verbreitet!

Thätigkeit, die mannichfaltigste, unermüdeteste Thätigkeit, ist ein dritter charakteristischer Zug des Menschen, ein dritter Grund seiner Würde. Freilich ist alles in der Natur in unaufhörlicher Bewegung und Wirksamkeit; das Leblose wie das Lebendige, die thierische wie die vernünftige Welt. Alles ist und hat Kraft, und jede Kraft wirket das, was sie wirken kann und soll. Gänzliche Unthätigkeit, unbewegliche Trägheit, völliger Tod scheinen aus der Schöpfung Gottes verbannet zu seyn. Aber wo finden wir größere und mannichfaltigere Thätigkeit, als bei den Menschen? Und wo Thätigkeit mit Bewußtseyn, mit Ueberlegung, mit Absichten, als nur bei ihm? Wann höret der menschliche Geist auf, zu denken? Und wie schnell, wie zahllos folgen seine Gedanken auf einander! Wann höret er auf, Veränderungen in sich und außer sich hervorzubringen? und wie mannichfaltig, wie groß, sind nicht diese Veränderungen! Wie viel Gutes, wie viel Böses, wie viel Gemeinnütziges, wie viel Gemeinschädliches, bringt nicht oft Ein Gedanke, Ein Wort, Ein Blick, Eine Miene, Eine Bewegung des Menschen her! Und wie weit, wie unermeßlich weit verbreitet sich nicht der Einfluß dessen, was er thut, der Zeit und dem Raume nach! — — Wie verschieden, wie zusammengesetzt, wie verwickelt, wie viel

umfassend, und wie weit aussehend sind nicht oft seine Geschäfte und Unternehmungen! Was bringt, was zieht, was zwingt er nicht alles in die Sphäre seiner Wirksamkeit! Was ist, was geschieht, woran er nicht auf tausenderlei Art Theil nähme, woran er nicht seine körperlichen, oder seine Geisteskräfte übte! — — Und welche Hindernisse, welche Schwierigkeiten können ihn dabei schlechterdings aufhalten, oder das Feuer seiner Thätigkeit ganz auslöschen? Was ist ihm verhaßter, als Ruhe und Tod? was begehrenswürdiger in seinen Augen, als vervielfältigtes Leben und ausgebreitete Wirksamkeit! Ist diese nicht der Maaßstab, nach welchem er sich und andere und den Werth aller äußern Dinge schätzet? — Und ein Geschöpf von einer so unaufhaltbaren, nicht zu ermüdenden Thätigkeit, von einer mit dem innigsten Gefühl seiner selbst und seiner Kräfte verbundenen Thätigkeit, sollte das nicht die größten Vorzüge vor weniger thätigen, oder ohne Bewußtseyn thätigen Wesen haben? Sollte ihm das nicht eine sehr beträchtliche Würde geben?

Thut viertens die Fähigkeit, immer weiter zu gehen und immer vollkommner zu werden, hinzu, so werdet ihr einen neuen Grund seiner vorzüglichen Würde entdecken. Schön ist die Sonne, schön der Mond, schön sind die Sterne, schön die Gewächse und Pflanzen, die unsern Erdboden schmücken; jedes vollkommen und unverbesserlich in seiner Art: aber sie bleiben wie sie sind; ihre Gestalt, ihre Schönheit, ihre Bewegung, ihre Wirksamkeit ist und bleibt immer dieselbe. Sie sind ganz das, was sie seyn sollen und können. Nicht so der Mensch, m. Z. Nie ist er ganz das, was er seyn soll und kann. Ihn umschränket kein Raum, und keine Zeit schlechterdings und auf immer. Eine Stufe der Vollkommenheit führet ihn zur andern, und nie steht er so hoch, daß er nicht noch höher steigen könnte. Seine Fähigkeiten entwickeln, seine Kräfte vermehren sich nach dem Maaße, nach welchem er sie anwendet und übet; und sein Gesichts- und Wirkungskreis erweitert sich nach dem Grade, nach welchem sich seine Fähigkeiten entwickeln, und seine Kräfte vermehren. Wann hat er so viel gelernt, daß er nicht noch weit mehr lernen könnte? Wann erkennt und weiß er so viel, als er zu erkennen und

zu wissen vermag? Wann hat er es in der Weisheit und Tugend so weit gebracht, daß er nicht noch viel weiter darinnen bringen könnte? Wann wirket er so mächtig und so wohlthätig um sich her, daß er nicht noch mächtiger und wohlthätiger zu wirken fahig wäre? Und wann hören Trieb und Bestreben darnach in ihm auf? Wer kann in allen diesen Absichten dem menschlichen Geiste Schranken setzen, die er nicht seinen Anlagen und Kräften und nach dem Willen seines Schöpfers zu überschreiten hoffen dürfte?

Ist er nicht unsterblich? Ja der Mensch, und dieß ist der fünfte Grund seiner Würde, der Mensch ist zur Unsterblichkeit bestimmt. Er soll ewig fortdauern, ewig leben, ewig als ein vernünftiges, freies, höchst thätiges, nach Vollkommenheit strebendes Wesen leben! Unsterblichkeit, M. Th. Fr., ewiges Leben, welch ein Vorzug, welch eine Würde ist das nicht! Alle Schönheiten der Natur können dahin welken und verschwinden, Sonnen und Sterne ihren Schein verlieren, die reichsten Lichtquellen versiegen, die ganze sichtbare Welt in Nacht versinken: der Mensch überlebet sie alle, und findet in sich, findet in der Geisterwelt, findet in Gott, dem Vater aller Geister, weit mehr, als ihm die ganze sichtbare Welt geben kann. Und wo sind nun die Gränzen, die ihm, den Unsterblichen, der ewig leben und ewig wirken soll, gesetzt sind? Welchen Grad von Licht, welches Maaß von Kräften, welche Stufe von Seligkeit sollte es ihm unmöglich machen in einem noch hellern Lichte zu wandeln, noch größere Kräfte zu erlangen, noch reinere Seligkeit zu genießen? Nein, hier läßt sich kein völliges Stillestehen, kein fester und unwandelbarer Punkt der Vollkommenheit denken. Nein, ewiges Fortstreben und Fortgehen, ewiger Wachsthum an allem, was schön und gut und begehrenswürdig ist, ewige Annäherung zur höchsten, stets unerreichbaren Vollkommenheit: dieß ist die Bestimmung; dieß das herrlichste Loos des Menschen; dieß die größte, höchste Würde eines geschaffnen Wesens!

Auch ist der Mensch, m. Br., und dieß erhöhet seine Würde, dieß setzet sie in ihr volles Licht, der Mensch ist das Ebenbild Gottes, er stammt,

von ihm her, ist seines Geschlechts, und trägt sichtbare Spuren seiner Herkunft von Gott, und seiner Gemeinschaft mit Gott, an sich. Sein Verstand ist ein Strahl des göttlichen Verstandes; seine Kraft ein Ausfluß der göttlichen Kraft; seine Thätigkeit etwas der unermüdeten göttlichen Wirksamkeit Aehnliches; seine Fahigkeit immer vollkommner zu werden, ist Fähigkeit, der Gottheit immer näher zu kommen; seine Unsterblichkeit Bild der unaufhörlichen Fortdauer des Ewigen, und Mittel, ewig Gemeinschaft mit ihm zu haben. So oft er Wahrheit denket; so oft er Gutes will und wirket; so oft er Ordnung und Schönheit empfindet und befördert; so oft er Liebe und Freude und Seligkeit um sich her verbreitet; so oft denket, und will, und wirket, und empfindet, und handelt er auf eine Gott ähnliche Art; so oft treibt er das Werk seines Schöpfers und Vaters; so oft befördert er die Absichten des obersten Wesens; so oft genießt er etwas von reiner göttlicher Glückseligkeit; und je mehr, je öfter er solches thut, desto größer ist seine Gottähnlichkeit, desto heller strahlet das Bild der Gottheit an ihm, desto weniger kann man seinen höhern Ursprung und seine Würde an ihm verkennen. Dann redet und handelt Gott gleichsam sichtbarer Weise in ihm, und durch ihn; giebt durch ihn der Wahrheit Zeugniß; unterrichtet und offenbaret sich durch ihn den Menschen; behauptet durch ihn die Sache und Tugend; spricht durch ihn den Bekümmerten Trost ein; gießt durch ihn Balsam in das verwundete Herz des Betrübten; reicht durch ihn dem Elenden Hülfe und Beistand, dem Hungrigen Brod, dem Schwachen Stärke dar; verschönert durch ihn seine Welt, und bringt mehr Leben und Freude in derselben durch ihn hervor. Und ein solches Werkzeug in der Hand Gottes zu seyn; eine solche Aehnlichkeit mit ihm, dem Allervollkommensten, zu haben; sich so Gott zu nähern, und gleichsam seine Stelle auf Erden zu vertreten: das sollte dem Menschen nicht eine große, nicht die größte Würde geben?

Betrachtet endlich den Menschen nach seiner äußern Gestalt, und in seinem Verhältnisse gegen den Erdboden; betrachtet die Stelle, die er auf demselben einnimmt, das, was er in Absicht auf alle übrige Erdbewohner, auf

alles, was ihn da umgiebt, ist und thut: so werdet ihr auch in dieser Rücksicht seine Würde nicht verkennen. Sehet, wie der Mensch, mitten unter allen niedrigern Geschöpfen, die ihn umringen, voll Selbstgefühls da steht; wie ihn alles vor denselben auszeichnet und über sie erhebt; wie ihn alles als den Beherrscher dieses Erdbodens und seiner Bewohner, als den Stellvertreter seines Schöpfers auf demselben, als den Priester der Natur ankündiget! mit welchen weitreichenden Blicken er alles, was um ihn her ist, überschauet, sondert, ordnet, verbindt, umfasset; bald von der Erde gen Himmel hinaufstaunet, und dann wieder von dem Himmel auf die Erde mit Wonnegefühle herabsieht; sich allem, was um ihn her lebet und webet, mit gefühlvollem Herzen nähert; sein gefühlvolles Herz den zahllosen Bächen von Lust und Freude, die von allen Seiten her auf ihn zuströmen, öffnet, und sich in den süßesten Empfindungen der Liebe und der Anbetung verliert! — Wie schön, wie erhaben ist nicht seine Gestalt! wie bedeutungsvoll jeder Zug seines Antlitzes, jede Stellung, jede Bewegung seines Körpers! Wie mächtig sein Auge spricht, wie sich da seine ganze Seele zeiget und mit unwiderstehlicher Gewalt bald Ehrfurcht, bald Unterwerfung und Gehorsam, bald Liebe fordert; jetzt Muth und Entschlossenheit einflößt, dann Vergnügen und Zufriedenheit um sich her verbreitet! wie es oft mit einem Blicke die Bosheit entwaffnet, alle Anschläge der Ungerechtigkeit zernichtet, den Kummer aus der Brust des Geängstigten verscheucht, und da, wo Finsterniß und Traurigkeit herrschten, Licht und himmlische Freuden schaffet! Wer kann da die Hoheit, die Würde des Menschen verkennen? — und wer kann es leugnen, daß sich alles auf diesem Erdboden auf den Menschen bezieht, alles durch ihn belebet, verschönert, verbunden, Mittel der menschlichen Glückseligkeit, und der Verherrlichung Gottes wird? Wie weit herrschet und wirket er nicht mittelbarer und unmittelbarer Weise! wie gebeut er nicht selbst den Elementen und den verborgnen Kräften der Natur! Und welche Veränderungen, welche Umschaffungen bringt er nicht außer sich hervor! welche Wüste wird nicht durch seine Gegenwart und durch seinen Fleiß zum Paradiese, und welches Paradies wird nicht

noch paradiesischer, wenn er es bewohnet und anbauet! Stellet euch den Erdboden ohne Menschen, ohne verständige Geschöpfe vor, was werdet ihr auf demselben erblicken? Freilich noch viele große Schönheiten, aber mehr wilde als sanfte, mehr fürchterliche als reizende Schönheiten; freilich noch viel Leben, aber Leben ohne Bewußtseyn, ohne Ueberlegung, ohne eigentlichen Genuß, ohne Rücksicht auf den Urheber desselben. Nein, die Natur ist schön, entzückend schön; aber der Mensch verschönert sie, sammelt alle einzelne, zerstreute Schönheiten um sich her, und sieht, und fühlet, und genießt sie, und freuet sich derselben. Die Natur ist fruchtbar, unerschöpflich fruchtbar; aber der Mensch befördert ihre Fruchtbarkeit, leitet sie, giebt ihr die gemeinnützigste Richtung. Die Natur ist voller Leben; aber der Mensch vervielfältigt, erhöhet, veredelt dieses Leben, und ist selig in dem Genusse desselben.

So ist er der Herr dieses Theils der Schöpfung; der Priester der Natur, aus dessen Herzen, von dessen Lippen der Dank und das Lob aller leblosen und lebendigen Geschöpfe gen Himmel steiget; der Mittelpunkt, in welchem sich alles, was ihn hier umgiebt, vereiniget, und alles seine Absicht erreichet. — — Wollet ihr seinen mächtigen und wohlthätigen Einfluß auf alles berechnen, m. a. Z., so vergleichet nur die Gegenden, wo Menschen wohnen, mit denjenigen, wo keine wohnen; vergleichet die europäischen und asiatischen Lustgefilde mit den amerikanischen Wüsten. Hier schmachtet die Natur aus Mangel der Pflege; dort lachen Ueberfluß und Freude dem Wanderer entgegen. Hier bedecken undurchdringliche Wälder, unermeßliche Sümpfe die Erde; ihre ungeleitete und unbenutzte Fruchtbarkeit erstickt und zerstöret sich selbst; und giftige Dünste verfinstern ihre Oberfläche: dort verbreitet die Sonne ungehindert ihr Licht und ihre Wärme; die Gewässer fließen ab; die ungesunden Dünste zerstreuen sich; der Wind reiniget die Luft, und das Unkraut scheidet sich von den nützlichen Pflanzen. Wo der Mensch nicht ist und nicht wirket, da ist unbewegbare Wüste, da herrschen Frost und freudenleere Stille und Tod: wo der Mensch sich zeiget, wo er lebet und wirket, da machet er sich Bahn, da schmücket sich die Erde mit Blumen

und

und Früchten, da führet die Luft Gesundheit, und Stärkung und Wohlgerüche mit sich, da erheitert und belebet sich alles, da höret man das Geschrei der Heerden, und das Frohlocken der Menschen. Und wie viel schöner und herrlicher ist nun nicht die Natur! wie reich, wie wohlthätig wird sie nicht unter den Händen, durch die Wartung und den Gebrauch des Menschen! Wie ist, wie wird nun alles Spiegel der Gottheit, Schule der Weisheit, Quelle der Lust, Mittel der Uebung und Vollkommenheit, Vorgeschmack reinerer Freuden und höherer Glückseligkeit! Wie genau ist nun das Sichtbare mit dem Unsichtbaren, das Gegenwärtige mit dem Zukünftigen, die Körperwelt mit der Geisterwelt, das Geschöpf mit dem Schöpfer verbunden! — Und der Mensch, m. Z., der dieses alles ist, und thut und hervorbringt; der Mensch, der einen solchen Verstand, eine solche Freiheit, eine solche Thätigkeit besitzt; der einer immer zunehmenden Vollkommenheit fähig; der unsterblich, Gott ähnlich, ist; und diese Stelle auf dem Erdboden einnimmt, und in solchen Verhältnissen gegen alle übrige Geschöpfe desselben steht: der sollte nicht eine große Würde, einen vorzüglichen Werth in den Augen Gottes und aller denkenden Wesen haben?

So erkenne und fühle denn deine Würde, deine Kräfte, deine Vorzüge, o Mensch; erkenne, und fühle sie mit frohem und dankbarem Herzen! Es ist nicht Einbildung, nicht Stolz; es ist Selbstgefühl, das sich auf Wahrheit gründet: und stolz kann und wird dich dieses Gefühl deiner Würde nicht machen, so lange du sie behältst, so lange du dich noch mit deinen Augen und mit deinem Geiste zu demjenigen erheben kannst, der dir diese Kräfte, diese Vorzüge, diese Würde, und das Gefühl derselben gegeben hat, der sie in jedem Augenblicke aufs neue giebt, und zu dessen Verherrlichung du alles seyn und thun sollst, was du bist und thust. Nein, erkenne und fühle den ganzen Werth deiner vernünftigen Natur, den ganzen Werth deiner vorzüglichen Anlagen und Fähigkeiten und Kräfte! Sonst kannst du sie nicht würdig gebrauchen, kannst nicht das werden, nicht das thun, nicht das genießen, was du nach deiner Natur und Bestimmung werden, und thun und genießen sollst; sonst kannst du deinem Schöpfer den Dank nicht geben, und

deinen Mitgeschöpfen die Dienste nicht leisten, die du ihm und ihnen schuldig bist. Nein, dir müssest du selbst, dir müsse jeder Mensch verehrungswürdig seyn; jeder ein wichtiges, nothwendiges Glied in der Kette der Dinge, jeder ein höchst brauchbares, unentbehrliches Wesen, auf welches alles wirket, dessen Einfluß, so enge auch sein Wirkungskreis scheinen mag, unbeschreiblich groß ist, und dessen Wirksamkeit ewig fortdauert.

2. Die Gabe der Sprache.

Vorzug der Menschheit ist das Vermögen zu sprechen, dieß ist keinem Zweifel unterworfen. Zwar fehlt es auch den Thieren um uns her nicht ganz an der Fähigkeit, sich ihre Gefühle einander mitzutheilen; und das Mittel dieser Mittheilung sind auch bei ihnen Töne. Aber sprechen, vernehmliche bedeutungsvolle Töne bilden, sie zum Zeichen einzelner bestimmter Vorstellungen machen, das kann im ganzen weiten Reiche der lebendigen Geschöpfe Gottes auf Erden der Mensch allein; ihm allein ist die Gabe der lieblichen Stimme, des deutlichen Ausdrucks, der verständigen zusammenhängenden Rede verliehen; er allein kann alles, kann es mit den mannichfaltigsten Wendungen, kann es mit Empfindung und Nachdruck sagen, und so sein Innerstes mittheilen. Aber wie wichtig ist das Vermögen, zu sprechen, schon in dieser Hinsicht! Die Würde der Menschheit wird an dir sichtbar, so bald du deine Lippen zum Sprechen öffnest; da erscheinst du als ein Wesen, das in der thierischen Schöpfung auf Erden den vollkommensten Körper besitzt; da offenbarest du dich als einen Geist, der vernünftig denken und urtheilen, der frei wollen und handeln kann; da ist es in deiner Macht, Gedanken zu enthüllen, Empfindungen zu äußern, Gesinnungen auszudrücken, die dich als ein weises, edles, Gott ähnliches Geschöpf bezeichnen; alles was dich über die Thiere erhebt, was du Gutes und Großes, was du Liebenswürdiges und Schönes besitzest, wird fühlbar, kleidet sich in Töne, ergreift die Herzen derer, die dich hören, bringt heilsame Wirkungen aller Art hervor, wenn du dich der Rede mit Besonnenheit und Ueberlegung bedienest; schon als Vorzug der Menschheit hat das Vermögen zu sprechen einen unschätzbaren Werth. — Und wie wichtig ist es als Band

der Gesellschaft! Nur im Schooße der Gesellschaft, nur in der innigen Verbindung mit unsers Gleichen können wir fortdauern und gedeihen, m. Z. Soll der Funke des Lebens nicht gleich nach unsrer Geburt wieder verlöschen; soll unser schwacher Körper sich stärken und ausbilden; sollen wir alles werden, alles leisten, alles genießen, wozu wir geschaffen sind; so bedürfen wir unsrer Brüder; so muß ihr Arm uns schützen, ihr Wohlwollen uns pflegen, ihre Weisheit uns leiten; so muß ihr Beispiel uns zum Guten entflammen, und ihr Umgang uns Vortheile und Freuden aller Art gewähren; so müssen wir die Mitglieder eines Bundes seyn, wo alles auf das genaueste zusammenhängt. Aber er wäre nicht möglich, dieser schöne, wohlthätige, für uns unentbehrliche Bund, wenn ihn das Vermögen zu sprechen nicht knüpfte. Weil wir einander verstehen; weil wir durch vernehmliche Töne alles ausdrücken können, was in unsrer Seele ist; weil wir im Stande sind, uns mit einander zu berathen, einander Versprechungen zu geben, und Verträge aller Art zu schließen; weil die Kraft der Rede unsrer Thätigkeit eine zweckmäßige Richtung verschaffen, die Befriedigung unsrer Bedürfnisse erleichtern, und unserm Genuß mehr Mannichfaltigkeit und Reitz gewähren kann: darum halten wir zusammen; darum vereinigen wir uns in Familien, Gesellschaften und Staaten; darum knüpfen sich Verbindungen unter allen Völkern und Welttheilen; darum ist die Menschheit ein Ganzes, wo sich alles verwandt fühlt, alles aneinander anzieht, und nach Zusammenhang strebt. Ein Band, das jeden Einzelnen faßt, das die Fremdesten einander nähert, das Nationen mit einander vereinigt, und zuletzt den ganzen Erdkreis umschlingt, ist also die Macht der Rede; und das Vermögen, sie hervorzubringen, das Vermögen zu sprechen, ist auch in dieser Hinsicht von einer nicht zu berechnenden Wichtigkeit. Aber es ist sogar Mittel der Bildung, dieses Vermögen, und dadurch wird der Werth desselben recht eigentlich unschätzbar. Daß unsre Vernunft erwache, und zur Erkenntniß der Wahrheit gelange; daß unser Herz sich veredle, und selbstständig und frei handeln, und seiner Pflicht gehorchen lerne; daß sich jede Kraft unsrer Natur entwickle, und glücklich weiter strebe; daß das Bild unsers Schöpfers immer sichtbarer an uns werde, und unser Wesen sich zur Aehnlichkeit mit Gott verklare, das ist der große Endzweck unseres Hierseyns, das

ist der Inbegriff unsrer Bildung. Aber es ist die Sprache, m. Br., es ist die Sprache, wodurch dieß alles bei uns bewirkt werden muß. Die holden Töne der mütterlichen Liebe wecken unsern Geist aus seiner ersten Bewußtlosigkeit, und entfesseln gleichsam unsre Kräfte; und Worte sind es, es ist die Kraft und der Reichthum, der Reitz und der Zauber der Rede, wodurch uns alles gegeben wird, was wir bedürfen. Durch Worte ertheilt man uns den ersten Unterricht; durch Worte entwickelt man unsre Empfindungen; durch Worte übt man unsre Urtheilskraft; durch Worte öffnet man uns das Heiligthum der Wahrheit; durch Worte weckt und schärft man unser sittliches Gefühl; durch Worte macht uns die Freundschaft ihre Rathschläge, die Geschichte ihre Erfahrungen, der Staat seine Gesetze, die Religion ihre Lehren und Forderungen, ihre Ermunterungen und Tröstungen bekannt; je fleißiger wir auf alles merken, was zu uns spricht, je williger wir alles befolgen, was durch die Rede für gut und recht erklärt wird, desto leichter und sichrer werden wir, was wir werden sollen. Und ist die Sprache nicht noch überdieß die Lehrerin aller Wissenschaften, die Erhalterin aller Kenntnisse, die Bewahrerin aller Erfindungen, die Verkündigerin aller wichtigen Erfolge, die Fortpflanzerin alles Guten auf Erden? Leitet sie den Strom der Erkenntniß und Weisheit nicht in tausend Ausflüssen von einem Volk zum andern, und allmählig in alle Gegenden und Winkel der Erde? Ist es nicht in jeder Hinsicht wahr, daß das Vermögen zu sprechen das große Mittel aller menschlichen Bildung, das Mittel unsrer Erhebung zu Gott, und unsrer Erziehung für den Himmel ist?

Und wer es besitzt, dieses unschätzbare Gut, wer es in seiner Gewalt hat, dieses mächtige gemeinnützige Werkzeug: der sollte für den Gebrauch desselben nicht verantwortlich seyn, sollte über die Art, wie er es anwendet, nicht Rechenschaft ablegen müssen? Doch die Verantwortlichkeit, welche von dem Vermögen zu sprechen nicht getrennt werden kann, ist eben das zweite, worauf wir beim Nachdenken über dieses Vermögen zu sehen haben. Es läßt sich nämlich leicht darthun, für den Gebrauch, welcher von dem Vermögen zu sprechen gemacht wird, sind Alle Gott und Menschen, und zwar die genaueste Rechenschaft schuldig.

Wohl Jedem, der fähig ist, sich durch Worte zu erklären, der von dem Jammer des Unglücklichen, dem die Sprache

fehlt, keine Erfahrung hat! Aber wehe auch Jedem, der dieses Glück nicht erkennt, oder es wohl gar mißbraucht; denn Alle, Alle ohne Ausnahme sind für die Anwendung desselben verantwortlich. Der unterscheidende Vorzug der Menschheit ist das Vermögen zu sprechen, das ist unstreitig. Sey also, wer du willst; ob du die Würde deiner Natur durch Sprechen entehrst oder bewahrst; ob du dich durch deine Rede als ein niedriges, thierisches, unbesonnenes Geschöpf, oder als ein vernünftiges, edles, dem Himmel verwandtes Wesen beweisest, das kann doch unmöglich gleichgültig seyn, das muß dir nothwendig zur Schuld oder zum Verdienst angerechnet werden. Das Band der menschlichen Gesellschaft ist das Vermögen zu sprechen, auch das ist entschieden; die Sicherheit aller Einrichtungen und Verträge, die Fortdauer aller bürgerlichen Verhältnisse ruht auf der redlichen Anwendung desselben. Kann es also auch nur Einem erlaubt seyn, von dieser Redlichkeit abzuweichen; hat sich nicht Jeder darüber zu verantworten, ob er die gemeinschaftliche Vereinigung durch seine Aeußerungen stört oder erhält, sie unsicher macht, oder befestigt? Das große Mittel der Bildung endlich ist das Vermögen zu sprechen, das ist keinem Zweifel unterworfen. Soll aber nicht Jeder nach Bildung streben, er sey auch, wer er wolle? Soll nicht Jeder Bildung befördern, und für diesen Hauptzweck der Menschheit alle seine Kräfte aufbieten? Welche Schuld fällt also auf den Elenden, der bei aller Fähigkeit, sich Andern mitzutheilen, und hinwiederum von ihnen belehrt und gebessert zu werden, ein roher, lasterhafter Mensch bleibt, der wenigstens nicht dazu mitwirkt, daß alles um ihn her erleuchtet und gebildet werde! Das höre doch Jeder, der sprechen kann, das nehme doch Jeder zu Herzen, dessen Lippen geöffnet sind: einen Einfluß auf die höchsten Angelegenheiten der Menschheit, auf die Würde, Vereinigung und Bildung derselben, giebt ihm das wunderbare Vermögen der Rede; unmöglich kann es dahin gestellt bleiben, wie er sich dieses Einflusses bedient, ob er die Endzwecke Gottes durch dasselbe befördert oder hindert; ob er ein Wohlthäter oder ein Feind seines Geschlechts dadurch wird.

Denn so ist es, m. Br., Gott und Menschen sind wir für den Gebrauch verantwortlich, welchen wir von dem Vermögen zu sprechen machen. Ueberlege es nur, was Gott gethan, was er gewollt hat, als er dir das Vermögen zu sprechen verlieh. Ausgezeichnet hat er dich durch diese Fähigkeit,

und dich weit über alle Thiere erhoben. Nein, er kann dich nicht ungestraft lassen, wenn du einen so erhabnen Vorzug leichtsinnig behandelst, oder wohl gar absichtlich übel anwendest. Ihm liegt alles daran, daß ein freundlicher Zusammenhang auf Erden herrsche, daß Eintracht und Wohlwollen alle Menschen vereinige; daher gab er ihnen, daher gab er dir das holde Geschenk der Rede. Er wird es also schwer ahnden, wenn du, so viel an dir ist, seine Absicht vereitelst, wenn du die Vereinigung der Menschen und ihren sichern Verkehr hinderst, wenn du durch den Mißbrauch deiner Zunge Argwohn erregst, und Feindschaften stiftest! Zum Mittel der Bildung hat er das Vermögen zu sprechen gemacht; Weisheit und Tugend, Frömmigkeit und Liebe zu ihm soll dadurch ausgebreitet werden. Mit ihm, mit seinem strengen richterlichen Ernst wirst du es also einst zu thun haben, wenn du durch dein Sprechen nicht belehrest, sondern verführest; nicht besserst, sondern Aergerniß giebst; nicht Gutes, sondern Böses beförderst. Und was soll ich von den Menschen sagen, mit welchen dich das Vermögen zu sprechen in Gemeinschaft setzt? Eben darum, weil du sprechen kannst, kannst du auf alles wirken, was ihnen wichtig ist, auf ihre Erkenntniß, auf ihre Sittlichkeit, auf ihren Zusammenhang, auf ihre Wohlfahrt. Und sie sollten nicht berechtigt seyn, dich über diese Wirksamkeit zur Rede zu setzen? Sie sollten dich nicht verachten, nicht bestrafen dürfen, wenn du durch Unredlichkeit und Lügen das einzige Mittel, wodurch sie sich gegen einander erklären können, die Sprache, verfälschest, und ihr alle Zuverläßigkeit raubst? Sie sollten dich nicht verachten, nicht bestrafen dürfen, wenn du die Kraft und den Reitz der Rede dazu mißbrauchst, die Wahrheit zu verdunkeln, und schädliche Irrthümer zu verbreiten? Sie sollten dich nicht verachten, nicht bestrafen dürfen, wenn du dem Laster das Wort redest, und die Fähigkeit zu sprechen dazu anwendest, ein schändlicher Verführer zum Bösen zu werden? Sie sollten dich nicht verachten, nicht bestrafen dürfen, wenn du durch unanständige Reden ihr Gefühl beleidigst, durch Lästerungen ihre Ehre kränkest, durch Verleumdungen ihre Zufriedenheit störest, durch schädliche Erklärungen die öffentliche Ruhe und Wohlfahrt unterbrichst? Lasset uns gestehen, m. Br., eine bedenkliche Kraft, eine Kraft, die uns der schwersten Verantwortung aussetzt, ist das Vermögen zu sprechen; Gott und Menschen können nicht bloß, sie müssen uns über den Gebrauch desselben in Anspruch nehmen.

Aber noch mehr; sogar die genaueste Rechenschaft sind wir ihnen darüber schuldig. Höret, wie stark sich der Herr selbst darüber ausdrückt: ich sage euch, rief er, daß die Menschen müssen Rechenschaft geben am jüngsten Gericht von einem jeglichen unnützen Wort, das sie geredet haben! Glaubet nicht, dies sey zu viel. Es ist am Tage, unvorsichtige, zweckwidrige, schädliche Reden meint Jesus, wenn er von unnützen Worten spricht. Kann es aber erlaubt seyn, die Gabe zu sprechen, diesen Vorzug der Menschheit, dieses Mittel großer Endzwecke und wahrer Bildung, zu leerem Gewäsch, zu zwecklosem Gerede, zu Zeitverderbenden Klätschereien anzuwenden? Der Apostel hätte nicht recht, wenn er uns zuruft: Lasset kein faul Geschwätz aus eurem Munde gehen? Und ist es nicht bekannt, was ein einziges Wort vermag? Kann eine zweideutige Erklärung nicht die schädlichsten Mißverständnisse veranlassen, ein schmutziger Scherz unschuldige Herzen beflecken, eine leichtsinnige Lüge unübersehliche Verlegenheiten nach sich ziehen, ein kränkendes Schimpfwort die Seelen anderer in ihrem Innersten verwunden, eine ungestümme Drohung Angst und tödtliches Schrecken verbreiten? Solltet ihr nicht zuweilen durch eine gutgemeinte Aeusserung einen Verdruß, einen Kummer, eine Verwirrung, ein Unheil angerichtet haben, worüber ihr selbst erschracket? Es läßt sich nicht wieder zurück nehmen, m. Br., das Wort, das unsern Lippen einmal entflohen ist; es ist nicht in unsrer Gewalt, die Eindrücke und Wirkungen zu bestimmen, die es hervorbringen soll. Die Zunge, ruft der Apostel, ist ein klein Glied, und richtet große Dinge an; siehe, ein klein Feuer, welchen Wald zündet es an! Funken, die wider unsern Willen zünden, Pfeile, die auf das gefährlichste verwunden, Dolche, die andern das Herz durchbohren, können unsre Worte werden, m. Br.; wollen wir die Wahrheit gestehen, so ist keins derselben ganz gleichgültig, so können wir nie wissen, welche Folgen es haben wird, so müssen wir für jedes haften, und haben nicht etwa eine allgemeine und leichte, sondern die genaueste und schwerste Rechenschaft darüber abzulegen. Aus deinen Worten, sagt der Herr, wirst du gerechtfertigt, und aus deinen Worten wirst du verdammt werden.

Dieß führt von selbst zu dem dritten Punkt, den Christen bei dem Vermögen zu sprechen zu erwägen haben, auf die zweckmäßige Anwendung dieses Vermö-

gens. Ist die Rechenschaft so wichtig, die uns wegen dieser Fähigkeit bevorsteht, sollen wir dann nicht ernstlich untersuchen, wie der Gebrauch derselben beschaffen seyn muß, wenn wir vor Gott und Menschen mit unsrer Rechenschaft bestehen wollen? Das Evangelium Jesu giebt uns darüber die beste Auskunft. Unter dem Gesetz und der Leitung der Liebe soll nach den Vorschriften desselben bei uns alles, und mithin auch das Vermögen zu sprechen, stehen. Ist es aber die Liebe, die herzliche Liebe gegen Gott und Menschen, was uns beim Gebrauch dieses Vermögens beseelt: so ist es entschieden, wir werden es nicht anders anwenden, als zur Beförderung der Wahrheit, der Besserung, und der Wohlfahrt.

Leget die Lügen ab, ruft der Apostel, und redet die Wahrheit ein Jeglicher mit seinem Nächsten, sintemal wir unter einander Glieder sind. Sehet hier die erste unerläßliche Vorschrift, welche uns die Liebe bei der Anwendung des Vermögens zu sprechen giebt. Die Wahrheit sollen wir reden, nicht bloß nach der Wahrheit, sondern auch für die Wahrheit sollen wir sprechen. Sprechen wir nach der Wahrheit: so drücken wir nichts anders aus, als was in unsrer Seele ist; so herrscht zwischen unsern Worten und Gedanken, zwischen unsern Reden und Empfindungen die genaueste Uebereinstimmung; so erklären wir uns selbst dann nicht anders, wenn es uns Ueberwindung kostet, redlich zu seyn, wenn wir unsrer Freimüthigkeit wegen Verdruß und Schaden zu fürchten haben. Und sprechen wir für die Wahrheit: so heben wir jeden Mißverstand, widerlegen jeden Irrthum, vertilgen jeden Wahn, theilen jede nützliche Kenntniß mit, verbreiten jede heilsame Entdeckung, befördern jede wohlthätige Kunst und Wissenschaft, und verkündigen, preisen, vertheidigen jede Lehre, jedes Gebot, jeden Unterricht der Vernunft und Religion; so sind wir laute, treue, unerschrockne Zeugen und Bekenner Jesu und seines Evangelii. Anders, als so, darf kein Christ sich äußern, m. Br. Wir können Gott unmöglich lieben, wenn wir den größten Vorzug, den er uns geschenkt hat, wenn wir das Vermögen zu sprechen nicht würdig, nicht nach seinem Willen anwenden. Kann aber der Vater der Wahrheit, kann Er, der alle Verstellung haßt, allen Betrug bestraft, und alle Ränke ans Licht bringt, das Vermögen zu sprechen anders gebraucht wissen wollen, als nach den Regeln der Wahrheit, und zum Vortheile der Wahrheit? Und lieben wir die Menschen, ist nur ein Funke

von

von Wohlwollen in unserm Herzen: soll uns dann das Band aller menschlichen Vereinigung nicht heilig, soll uns das große Mittel aller menschlichen Bildung nicht unaussprechlich wichtig seyn? Können wir der Welt nützlicher werden, als wenn wir durch unsre Redlichkeit Treue und Glauben befördern, als wenn wir durch unsre Aufrichtigkeit allen Erklärungen und Zusagen Ansehen verschaffen, als wenn wir männlich und fest über die Sicherheit aller Verträge wachen, auf welchen die Ordnung und das Wohl der menschlichen Gesellschaft ruht? Sind wir nicht noch überdieß unter einander Glieder, wie der Apostel sagt; sollen wir nicht einen Körper ausmachen, den Ein Geist und Sinn beherrscht, wo alle Theile in der genauesten Uebereinstimmung stehen, wo alle es redlich meynen, und einander unterstützen sollen? Es giebt hier keinen Ausweg, m. Br.; wollen wir uns nicht selbst entehren, und alles Vertrauen verlieren; wollen wir uns nicht vor Gott und Menschen der schwersten Verantwortung aussetzen, und treulose Verräther an allem werden, was der Menschheit wichtig und heilig ist; so dürfen wir das Vermögen zu sprechen nie anders gebrauchen, als zur Beförderung der Wahrheit. — Und mithin auch der Besserung. Einen höhern Zweck, als Besserung, als Verbreitung wahrer Tugend und Frömmigkeit, kennt die Liebe nicht, m. Br. Wer Gott liebt, muß das Gute befördern, wie Gott, muß dafür sorgen, daß der Wille Gottes auf Erden geschehe wie im Himmel, muß die Gebote Gottes nicht nur selbst halten, sondern auch alles um sich her zum Gehorsam gegen dieselben ermuntern. Und liebet ihr die Menschen, muß euch dann nicht alles daran liegen, sie von der Sünde zu befreien, die der Leute Verderben ist, sie zur Tugend zu leiten, in der die höchste Würde unsers Wesens besteht, sie mit wahrer Frömmigkeit zu erfüllen, die die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens hat? Dann ist aber auf einmal entschieden, wie ihr das große Geschenk der Rede anwenden sollet. Als ein Mittel der Besserung, der ächtesten, erhabensten Bildung sollet ihr dasselbe gebrauchen. Nie soll euern Lippen ein Wort entfliehen, das Leichtsinn befördern, das unordentliche Begierden wecken, das zu Vergehungen reitzen, das die Furcht vor Gott und die Achtung gegen seine Gebote schwächen, das dem Laster zum Vorwand und zur Entschuldigung dienen könnte; lasset kein faul Geschwätz aus eurem Munde gehen, ruft der Apostel.

Sondern, setzt er hinzu, was nützlich ist zur Besserung. Was die Liebe zum Guten entflammen, was die edelsten Neigungen des Herzens reitzen, was die rühmlichsten Vorsätze stärken, was den pünktlichsten Gehorsam gegen die Pflicht erleichtern, was den Sinn für alles Edle und Große schärfen, was den Glauben an Gott und Jesum befestigen, was den Geist über alles Irdische zu Gott und zum Himmel erheben kann: das athme jeder Hauch eures Mundes, das sey der belebende Geist eurer Rede, davon fühle sich angeregt und ergriffen, wer euch hört, das töne Jedem ins Herz und ins Gewissen, der sich euch nähert. Welchen Einfluß wird euch das Vermögen zu sprechen geben, m. Br., wenn ihr es so gebrauchet; welche Kräfte werdet ihr in der sittlichen Welt wecken, wenn solche Töne aus eurem Munde gehen; und wie werdet ihr einst gerechtfertigt werden, aus euren Worten, welches Lob wird euch von Gott selbst wiederfahren, wenn ihr vor seinem Richterstuhle Zeugen eures Lebens findet, die ihr durch eure Warnungen gerettet, durch eure Rathschläge geleitet, durch eure Belehrungen befestigt, durch eure Ermunterungen gestärkt, und durch die Kraft eurer Rede noch im Leiden, noch in der Stunde des Todes erquickt habet!

Denn Wohlfahrt, jede Art des Glücks und der Freude, sollen wir durch das Vermögen zu sprechen befördern, dieß ist die letzte Art des Gebrauchs, welchen wir als Christen davon zu machen haben. Eure Rede sey lieblich, sagt daher der Apostel, und mit Salz gewürzet, daß ihr wisset, wie ihr einem Jeglichen antworten sollet. Ein großer schöner Kreis, wo ihr Heil und Segen stiften, wo ihr Vergnügen und Freude verbreiten könnet, ist euch aufgethan, wenn ihr so zu sprechen, wenn ihr eurer Rede die Kraft und den Nachdruck, den Reitz und die Milde zu geben verstehet, welche der Apostel fordert. Ihr werdet Verleumdete finden, deren Unschuld ihr retten, Angeklagte, die ihr vertheidigen, Gemißhandelte, die ihr in Schutz nehmen, Unterdrückte, für die ihr nachdrücklich sprechen, die ihr dem Verderben entreißen sollet. Ihr werdet auf Verzagte stoßen, die ihr mit neuem Muthe beleben, auf Besorgte, die ihr beruhigen, auf Traurige, die ihr trösten, auf Angstvolle und Verzweifelnde, denen ihr freundlich zu Hülfe eilen könnet. Und wenn ihr den Mißmuthigen durch euren Zuspruch erheitert, wenn ihr dem Ermatteten durch eure Unterhaltung Erholung bereitet, wenn ihr dem geselligen Umgange durch frohen Witz und

anständigen Scherz neue Reitze verschaffet, wenn ihr jede unschuldige Freude durch eure Rede veredelt und würzet, wenn man euch nicht hören kann, ohne sanft zu euch hingezogen zu werden, ohne allen Schmerz und allen Kummer bei euch zu vergessen, ohne sich gerührt und gestärkt zu fühlen; wenn ihr fähig seyd, die, welche euch nahe sind, und auf euch merken, auf den Schwingen des Gesprächs allmählig über sich selbst, zum Himmel und zu Gott empor zu heben: welch ein Segen seyd ihr dann für eure Brüder, mit welcher Innigkeit werden sie dann an euren Lippen hängen, wie willig werden sich ihre Herzen eurer Rede öfnen, und sich an ihr erquicken! So sprechen zu lernen, sey unser Wunsch, sey unser unablässiges Bestreben. Im Frieden werden wir einst scheiden; unter den Klagen und Thränen dankbarer Menschen werden unsre Lippen sich schließen, wenn sie nie anders überflossen, als von Worten des Wohlwollens und der Liebe; wenn unser letzter Hauch noch ein Gebet, noch ein Segen für unsre Brüder ist.

3. Gedächtnißrede auf Friedrich II.

Von allen großen Fürsten auf Erden läßt es sich sagen, daß Gott ihnen einen großen Namen gemacht hat. Könige und Regenten ragen schon durch ihre Würde hervor. Ihr Stand, ihre Gewalt, ihr erhabner Beruf flößt Ehrfurcht ein. Unter ihnen und neben ihnen leben Millionen unbekannt und namenlos gleichsam in einer niedrigeren Sphäre. So hat es Gott gewollt, der nach seinem weisesten Rathschluß den Thron und die niedrige Hütte, den Scepter und den Hirtenstab geordnet hat. — Und so war denn auch durch Gottes Vorsehung groß der erhabne König, der ein halbes Jahrhundert hindurch unser Stolz, unser Schutz und unser Wohlthäter gewesen ist. Wie edel war das Blut, das in Seinen Adern floß, und wie verehrungswürdig der Heldenstamm, dessen herrlichste Zierde er geworden ist! Sah er nicht unter seinen Vorfahren die erhabensten, weisesten, tapfersten, mächtigsten Fürsten Deutschlandes? War nicht der unsterbliche Friedrich Wilhelm seines Geschlechtes? Und er unter den Königen auf Erden einer der Ersten und Mächtigsten?

Jedoch, was verweile ich bei der Höheit und dem Glanze seines Hauses? Es giebt noch eine andre Größe, als diese

äußerliche Würde. Groß durch Stand und Gewalt, und groß durch Kräfte des Geistes und durch Eigenschaften der Seele seyn, ist nicht immer bei einander. Wo aber war beides zur Bewundrung der Welt mehr vereinigt, als es bei unserm Könige war? Er hat unter allen, die Kronen getragen haben, durch seine eigne innere Größe hervorgeschimmert, als der Kronenwürdigste; und man kann mit Recht von ihm sagen, daß er auch ohne Purpur und Scepter ein König, auch ohne Reich ein Herrscher, auch ohne Armeen ein Held gewesen seyn würde. Wo ihn Gott hingestellt haben möchte, da hätte er hervorgeragt, und sich über seine Zeitgenossen emporgeschwungen. Aber die Vorsehung wollte, daß so viel Talente, so viel vereinigte große Gaben gleichsam einen weiten Raum hätten, in welchem sie wirken, und sich in ihrer ganzen Vortrefflichkeit zeigen könnten. Auch hat die Welt der Geistesgröße Friedrichs den Tribut der Bewundrung und der Ehrfurcht nicht versagt, und nicht versagen können. Seine Unterthanen und alle seine Zeitgenossen, die ihn in der Nähe kannten, und die ihn aus der Ferne beobachteten, seine Bundesgenossen und seine Feinde — alle haben ihm das einstimmige Zeugniß gegeben: er sey ein großer, seltener, wunderbarer Mann; und aus allen Ländern und Gegenden der gesitteten Welt sind die Fürsten, die Weisen, die Helden gekommen, um ihn zu sehen, und von ihm zu lernen. — Gott sey allein die Ehre! Er, der Vater des Lichts und die Quelle aller Kräfte in seiner Welt, er gab dem Könige diesen viel umfassenden Verstand, diesen blendenden Witz, dieses alles festhaltende Gedächtniß, diesen durchdringenden Scharfsinn, diesen Durst nach Erkenntniß aller Art, diese Fähigkeit, sie zu erlangen, diese Leichtigkeit, sie zu gebrauchen. Er vereinigte in ihm die Weisheit des Regenten mit der Tapferkeit des Helden, die Liebe zu den Wissenschaften und Künsten mit dem Muthe und Feuer des Kriegers; und was für die Welt und für uns, seine Unterthanen, die größeste Wohlthat war, den Helden- und Herrschergeist mit der Gesinnung und Güte des Landesvaters. Solche Gaben, wie sie einen großen Zweck haben, so müssen sie auch eine große Wirkung hervorbringen. Kräfte dieser Art, und in dieser Verbindung, und bei einem Könige, mußten sich in irgend etwas Ungemeinem und Außerordentlichem äußern.

Ich werde und ich darf aber hier weder der Erzähler, noch der Lobredner der Thaten des Königs seyn. Es werden

Zungen genug sie verkündigen, Geschichtschreiber genug versuchen, sie zu beschreiben; und so lange die Nachwelt noch wissen wird, was sich unter den Menschen zugetragen hat, wird dieses Königs Name in den Jahrbüchern der Welt glänzen. Wenn nach ihm noch viele große Fürsten regiert, viele Helden gestritten, viele Landesväter für ihre Unterthanen gewacht, gesorgt und gearbeitet haben, die Geschichte seines Lebens wird noch immer, als einzig in ihrer Art, mit Bewunderung und Ehrfurcht gehört und gelesen werden.

Auch ist es nicht möglich, daß wir es vergessen sollten, was Friedrich Großes gethan hat. Wir haben ja in der Zeit gelebt, in welcher er seine Siege erfochten; wir haben ja gesehen, wie er mit so vielen wider ihn verbundenen Mächten von Europa gekämpft, — sieben schreckliche Jahre gekämpft — so viele Schlachten geliefert, so viele Armeen zerstreut, so viele Bedrängnisse großmüthig erduldet, und endlich unüberwunden, durch Glück und Unglück groß, sein erweitertes und beschütztes Reich in schwer erworbener und wohlverdienter Ruhe beherrscht hat. Wir sind nachher die Zeugen der großen Dinge gewesen, die er im Frieden mit so viel umfassendem Geiste unternommen, und mit solcher Beharrlichkeit ausgeführt hat. Wir haben gesehen, wie er alle Quellen bürgerlicher Wohlfahrt geöffnet; wie er auf alles, was auf Menschenglück Einfluß hat, sein scharfes Auge väterlich hingerichtet, wie er Ordnung, Leben, Betriebsamkeit Einförmigkeit in alle Theile der Staatsverwaltung gebracht, und nun mit Recht den Namen des weisesten Regenten und des Vorbildes der Fürsten erhalten hat.

Bewundert ihn, meine Zuhörer! aber vergöttert ihn nicht. Vergesset es nie, wer ihm diesen großen Namen unter den Großen auf Erden gemacht hat. Was sind Könige anders, als Werkzeuge in der allmächtigen Hand Gottes, auszuführen, was der Rathschluß der Vorsehung von Ewigkeit bestimmt und beschlossen hat? Und hieng er nicht auch ganz von Gott ab? Hatte er sich diesen Verstand gegeben, und konnte er sich ihn erhalten? War der Sieg am Tage der Schlacht allein sein Werk? Oder war er Gottes Werk? Konnte er den Lauf der Weltbegebenheiten lenken: oder war es die Vorsehung, die ihn für seine Größe so günstig bestimmt hatte? Gewiß, wenn uns irgend etwas die große tröstliche Wahrheit bestättigt, daß eine höhere Hand uns re-

giere, und der Allmächtige sich die oberste Herrschaft der Welt vorbehalten habe: so ist es das Leben dieses Monarchen. Denket zurück an jene Zeiten der Gefahr und der Noth, in welchen auch die Herzhaftesten Muth und Hoffnung verloren; erinnert euch der Loblieder, die wir hier, verwundert und erfreut über den sichtbaren Schutz der Vorsicht, so oft unter Vergießung vieler Thränen angestimmet haben. War der, der in dem gewöhnlichen Laufe der Weltveränderungen keine über die Menschen wachende Weisheit kannte, nicht oft genöthiget, in unwiderstehlicher Ueberzeugung auszurufen: es ist eine Vorsehung; es ist eine geheime Leitung aller Anschläge und aller scheinbaren Zufälligkeiten! Mußte nicht auch der Leichtsinnigste oft gerührt bekennen: ja, das hat Gott gethan; das war Schutz, Hülfe, Leitung, Rettung von Gott! So wunderbar fügten sich oft die Umstände; so unerwartet und zu rechter Zeit kam oft die Hülfe; so sichtbar bedeckte gleichsam der Schild des Allmächtigen die geheiligte Person des Königes, wenn er, seiner selbst vergessend, und nur an seine Pflicht und an sein Volk denkend, sich in die Waffen des Feindes stürzte; ohne Verdacht unter Verräthern schlief, oder mit den gemeinsten seiner tapfern Krieger unter freiem Himmel auf feuchtem Boden lag. — Und wie oft verschwand nicht vor unsern Augen alles, was menschliche Klugheit und Macht heißt, daß Macht und Weisheit Gottes gleichsam allein und unverkennbar da stand! — Wenn es sich daher auf irgend einen Fürsten anwenden läßt, was von David gesagt ist, so ist es auf unsern König anzuwenden: Gott ist mit ihm gewesen, wohin er gegangen ist — ja; Gott ist mit ihm gewesen, wie er mit seinen Vorfahren seit Jahrhunderten war; zu offenbar sind Brandenburgs erhabne Fürsten von der Vorsicht ausgerüstet gewesen zu großen Dingen, und dann von eben dieser Vorsicht begünstigt, beschützt, erhöht; ihre Größe und ihre Verdienste selbst müssen uns zu Gott hinführen. Laßt uns also auch hier nicht als Heiden, von Schicksal und Glück, von Ohngefähr und Zufall reden; sondern als Christen sprechen: der Herr erhöhet und erniedriget; sein ist Weisheit und Rath und Stärke; Er hat Großes gethan an unserm Könige!

Und mit eben dieser Gott die Ehre gebenden Gesinnung wollen wir nun auch der Tugenden und löblichen Eigenschaften gedenken, durch welche des Königs Name der ganzen

Welt so ehrwürdig, und uns so unschätzbar theuer geworden ist. Könnten wir es vergessen: wie sanft und gelinde er regiert hat; wie leichten Zugangs er auch dem Niedrigsten im Volke war; wie treu und geduldig er seine königlichen Pflichten erfüllt; wie er sich in seinem Berufe verleugnet, und das Vergnügen nie seiner Pflicht vorgezogen hat; wie er alle seine Geschäfte mit einer so bewundernswürdigen Ordnungsliebe verwaltet; wie er nie Ungemächlichkeit, Beschwerde, Ermüdung, Gefahr gescheut hat, überall zu seyn, wo seine Gegenwart nöthig war; wie er in Arbeitsamkeit und Fleiß so beharrlich, so musterhaft groß war — daß in seiner langen Regierung alles seine bestimmte Zeit und Stunde hielt; und der Lauf aller Bewegungen des Staatskörpers, wie der Lauf der Gestirne, durch ihn bestimmt und gelenkt, in unverrückter Ordnung von einem Jahre zum andern fortgieng; ja, daß er auch dann nicht nachließ, seines Amtes zu warten, da schon die Last seines ruhmvollen Alters ihn niederdrückte, und Krankheit und Schmerz ihn von aller Anstrengung rechtmäßig freisprachen. Die Ruhe und Muße und Erholung, die auch der geringste Bürger sich erlaubt, die hat er sich nicht gestattet, und auch die letzten wenigen Kräfte seines irdischen Lebens, auch die hat er ganz dem Dienste des Vaterlandes und seinem hohen Berufe geweiht und aufgeopfert. Wenn es schön und edel ist: für das Vaterland zu sterben; so ist es noch schöner und edler, so ganz für das Vaterland zu leben. Die Bewegungsgründe von jenem sind nicht immer ganz lauter; dieses kann nur die Frucht einer hohen Tugend seyn. — Könnten wir ferner vergessen: welche kindliche Ehrfurcht er seinem großen Vater bewiesen, und mit welcher kindlicher Dankbarkeit und Liebe er die Tage seiner Königlichen Mutter zu Tagen der Zufriedenheit und der Freude machte — ein frommes, und von Gott, nach seiner Verheißung, auch herrlich belohntes großes Beispiel! — Könnten wir vergessen, wie er das heilige Recht der Gewissensfreiheit fühlte, ehrte, beschützte, und nie einen besondern Glauben gebot, sondern nur die Früchte wahrer Religion befördern wollte; daß christliche Duldung vor allem Unheil fanatischer Verfolgung sichere. — Könnten wir endlich vergessen seiner Freigebigkeit und Wohlthätigkeit; wie er den Armen Gutes gethan, wie er die Blöden aufgemuntert, wie er Verdienste vergolten, wie er Millionen verwandt hat; hier Schaden zu ersetzen, dort neue Erwerbsquellen

zu öffnen; hier unfruchtbare Sümpfe zu bewohnten glücklichen Gefilden umzuschaffen; dort Kunst und Wissenschaft aufzumuntern; hier für die Sicherheit, dort für die Annehmlichkeit des Lebens seiner Unterthanen zu sorgen? — Nein, nein; das können und das werden wir nicht vergessen; eher wollten wir der Mängel und der Uebereilungen vergessen, die nach Art menschlicher Unvollkommenheit auch dieser Vereinigung großer, edler, vortrefflicher Eigenschaften beigemischt seyn mochten. In allen Tugenden, die wir an ihm wahrnahmen, und wie viel sind deren! soll er uns nach seinem Tode bleiben, was er uns in seinem Leben war, ein Vorbild, das uns darum die Vorsehung auf einer solchen Höhe aufgestellt, und so lange gelassen hat, damit wir es alle sehen könnten, und alle nachahmen sollten. Er selbst, der Verewigte, der in seinem Leben schon die niederträchtige Schmeichelei, die ihn über die Menschheit erheben wollte, verachtete, und alle dem Hochmuth nur gefällige Opfer der Verehrung verwarf und verbot, er selbst wird gewiß bei dem helleren Lichte, in dem er nun lebt, für jede königliche und menschliche Tugend, die seinen Namen groß gemacht hat, dem die Ehre geben, in dessen Hand auch sein Herz war, und dessen gnädiger Leitung und Fürsorge er alles, was ihn unter den Menschen verherrlicht hat, schuldig geworden ist. Wir aber wollen bei allem, was uns auf Erden als groß und gut, und des Lobes werth in die Augen fällt, mit tiefer Anbetung Gottes sprechen: Herr! du allein bist würdig zu nehmen Preis und Ehre und Herrlichkeit, und alles, was uns ehrt und ziert, ist dein Geschenk und deine Wohlthat!

Staatsbibliothek Augsburg

5

Bilol.

Wilmsen

12

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wilmsen, Friedrich Philipp, 1770-1831

Der deutsche Kinderfreund ein Lesebuch

Bd.: 2.

Berlin 1814

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Bild 2135 -2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11235147-7